Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Dritter Band.

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.
1869.

Die aus meinen Erfahrungen hervorgegangene Abwehr der Gedanken an ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" schloß den zweiten Band dieser Aufzeichnungen. Den dritten Band beginne ich mit dem Wunsch, es könne solch ein Hereinragen sich offenbaren bei Hinschau auf einen geistreichen und liebenswürdigen, auch als Schriftsteller vielseitig bedeutsamen Freund, der mir vom Jahre 1821 an vertraulich bekannt war. — Ueber ihn habe ich jetzt eine düstere, in der Oeffentlichkeit dunkel gebliebene Erinnerung möglichst zu lichten, und dies läßt sich einleiten durch die von mir dem „Gesellschafter" (1831. Bl. 155) mitgegebene Anzeige:

„Berlin. Seit einigen Tagen macht eine Nachricht über den bekannten geschätzten Schriftsteller Daniel Leßmann in den gebildeten Kreisen lebhaften Eindruck, so daß wir überall der Frage begegnen: ist es wahr? — und leider hat es sich bestätigt, daß sein Leichnam in der Gegend zwischen Wittenberg und Leipzig gefunden wurde, wohin er,

wie alle seine Freunde wußten, zu reisen gedachte, einige Zeit dort verweilen und dann für längere Zeit nach Dresden hinüber wollte. Der Grund seines gewaltsamen Hinscheidens ist bis jetzt völlig unentdeckbar, da er in aller Hinsicht seine Ansprüche an das Leben befriedigen konnte. Ohne äußere drückende Sorge, noch in voller, jugendlicher Kraft, gesund wie irgend Einer, stets in Gleichmuth und voll Humor, wie selten Einer, in seinem ausgezeichneten Talent allgemein anerkanut und geschätzt, von Allen, die ihn näher kannten, geachtet und geliebt — wer vermag da eine Veranlassung aufzufinden, um den Tod zu erzwingen?! — Die deutsche Literatur hat an ihm noch mehr verloren, als bis jetzt sein öffentlicher Ruf weiß, obwohl er ihm sehr günstig war; wir werden dies später näher darlegen. Jetzt sind wir von der Unbegreiflichkeit des Ereignisses so hingenommen, daß bei dem Gedanken an ihn nur die Lösung des betrübenden Räthsels uns beschäftigt."

Der Lösung sich zu nähern ist an das Jahr 1831 zu denken: es machte sich berüchtigt durch den Antrieb, die längst bekannt gewesene, in alten ärztlichen Büchern geschilderte Cholera noch erschreckender, vermöge des gesteigerten Einflusses der Angst noch gefährlicher und um sich greifender werden zu lassen. Auch in Berlin entstand ein überschwengliches Fürchten und Rathgeben aus verschiedenem Bereich, besonders solcher Waarenhändler, die in Hinsicht auf angepriesene Gegenmittel ihre Einnahme erhöhen wollten. Für meine Familie schaffte ich herbei, was als Vorkehrung und Schnell-

hülfe bezeichnet wurde, erachtete aber bei dem Hauswesen in aller Hinsicht jede Veränderung für unzulässig, und bei uns zeigte sich keine Spur von der Cholera. Andrerseits hatten aber Viele alle Besonnenheit so gänzlich verloren, daß sich auf Manchen, der von jener Angstseuche in's Grab gejagt wurde, wahrhaft die oft bespottete Verszeile anwenden ließ: „Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben". Dies auch auf Leßmann bezüglich zu finden, konnte mir nicht einfallen; um so mehr überrascht war ich, als er eines Morgens in mein Arbeitsgemach eintrat, nach dem Gruß eine Mütze in die Höhe schleudernd, sie dann auffangend bei den Worten: „Die hab' ich mir so eben gekauft zu meiner Wanderschaft!" Etwas verwundert kam ich in's Befragen, er äußerte: „Ich bin ein freier Mann, weshalb soll ich der Cholera den Gefallen thun, hier zu bleiben!" — und ich erfuhr nun, daß er fürerst nach Leipzig, dann nach Dresden wolle. Zufolge seiner Angabe entzog er sich also der Cholera, und am nächsten Tage hatte er sich unterwegs erhängt. Um für das Dunkel eines solchen Widersinnes Klärung zu entdecken, war man eifrig bemüht: es blieb jedoch eine unerhellte Aufgabe, und auch ich, obwohl länger als zehn Jahre so innig bekannt mit Leßmann, wie es sich ermöglichte bei seinem gleichlaunigen, von jeder Klage fernen, dadurch stets wie halb verschlossenen Wesen, urtheilte nur in Dämmerung. Immer wahrscheinlicher ist es mir dann geworden, daß ihn ein Herzensgeheimniß marterte, er sich zwang, dies zu verbergen, der Gedanke

an Selbstmord aber schon längst sein Sinnen durchzog. Für ein Gefühlsverhältniß, mit dem er in Zwiespalt war, sind in den Schriften Leßmann's sehr oft Anstreifungen bemerklich, und die Selbstvernichtung des Lebens greift dabei entweder ein, oder sie ist genähert. — In seinem Nachlaß wurde ein Gedicht gefunden: „Der Musensohn"; dieser ist mit sich und dem Zerwürfniß in Bezug auf eine Geliebte so in Zerfahrenheit und Zerfall, daß er mitteninne stürmisch Wein verlangt, und als ihn ein dienender Knabe gebracht hat, er Dem dann zuruft:

„Knabe, was steh'st Du dabei,
Hole mir Pulver und Blei!
Auf die tödtende Hand
Harret die Pistol' an der Wand;
Mit einem einzigen Schusse
Steht der Mensch an des Lebens Schlusse:
Rasch die Kugel durch's Herz,
Fort sind Kummer und Schmerz!
Pulver und Blei,
Der Verzweiflung Retter,
Mitleidiger Götter
Köstlichste Gabe,
Schaff' sie mir, Knabe,
Hurtig herbei!"

Die Stimmung Leßmann's sehr bezeichnend ist auch sein, schon am Ende des Jahres 1827 mir gegebenes Gedicht:

„Weihnacht.

Ich wand're hin und wand're her
Die Gassen auf und ab,
Die Gassen sind von Menschen leer
Und stille, wie das Grab.

Doch drinnen in den Häusern wühlt
Der Freude lust'ger Tanz,
Und rings in allen Fenstern spielt
Der hellste Kerzenglanz.

Der heil'ge Christ betritt die Welt
Und klopft erwartet an,
Die Bäume stehen aufgestellt
Mit gold'nen Aepfeln d'ran.

Die Kinder hält kein Arm zurück,
Sie nah'n dem Heiligthum,
Und staunen mit entzücktem Blick,
Und steh'n vor Freuden stumm. —

Und war ich's ganze Jahr entlang
Nicht auch ein frommes Kind,
Und barg die Thrän' im Lebensdrang,
Die heiß vom Aug' mir rinnt?

Mir steigt kein Baum bei Kerzenlicht
Mit gold'ner Frucht empor,
Und keiner Freude Schimmer bricht
Durch's stumm verschloss'ne Thor.

Die Bäume liegen hingestreckt,
Gefallen ist die Frucht,
Und düst'ren Gram's Gewölke deckt
Des Wand'rers Felsenschlucht.

Wenn meine Wüst' ein Baum belebt,
So steht er nackt und hohl,
Und wenn am traur'gen Zweig was schwebt,
So bin ich's selber wohl."

Die letzten Zeilen schildern völlig den Anblick, den der Selbstmord Leßmann's darbot; er hatte sich erhängt an einen, weit nach der Landstraße ge-

beugt hingestreckten Baum, und dessen gleichsames Entgegenkommen ist vielleicht seinen Leidenswirren dringlich auffordernde Anregung gewesen, die unzweifelhaft lange in ihm gehegte Absicht, gewaltsam vom Leben sich zu trennen, an diesem Ort auszuführen. — Ueber die Beweggründe wurde mir Näheres nicht gesichert bekannt, und in meinem schmerzvollen Bedauern, daß der wissensreiche, scharfverständige mir befreundete Mann so muthlos dem Diesseits entwich, wäre über ihn abzuschließen mit der dichterischen Beglaubigung:

„Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.“ —

Die That Leßmann's gegen sich selber der Macht des ihn überstürzenden Augenblicks anzurechnen, dies wird meiner Betrachtung auch noch dadurch förderlich, weil er sich eben damit beschäftigt hatte, eine Weltgeschichte des Alterthums zu vollenden, und in Leipzig den Verleger suchen wollte. Seine Handschrift, 279 eng geschriebene Seiten, jede hinreichend zu dem Viertel eines Druckbogens, nach der Einleitung beginnend mit der „biblischen Schöpfungsgeschichte“, schließend mit „letzte Kultur der Griechen“, wurde mein Eigenthum, ist der Veröffentlichung werth, in der Schluß-Abtheilung aber noch weiter zu ergänzen.

Daß jedenfalls innere Selbstpeinigung Antrieb war zu der Gewaltthat Leßmann's gegen sich selber, ist mir stets unzweifelhaft geblieben; des mir dabei Unlösbaren bewußt, fand ich aber dennoch mich veranlaßt, mancher öffentlich schnöden Aeußerung manches

Abweisende öffentlich zu entgegnen. Davon mag ich hier nichts erneuern, bekräftige es nur: Daniel Leßmann sey des Unedlen nicht zu beschuldigen. In seinen Schriften finden sich auch hinlängliche Andeutungen, um die meinigen als glaubhaft zu betrachten. — Bei Alledem mag ich seine letzte That nicht rechtfertigen: der Mann, auch wenn er eben nicht mächtiger ist, als sein Schicksal, muß ihm standhaft bleiben, in Noth und Leid unablässig auf rettende Wendung hoffen und für sie kämpfen.

Wie verwandt mit dem noch nachwirkenden Weh bei Erinnerung an Leßmann nähert sich nun — aus weiterer Vergangenheit — eine Schriftstellerin, Louise Brachmann. Vor mir liegt der Bericht:

„Sie verschwand am 16. September 1822 Abends spät in Halle aus der Wohnung des Professors Schilling, dessen Gattin ihre Befreundete ist, im Nachtkleide. Am 24. September ward ihr Leichnam, mit einem Stein am linken Arm befestigt, ohnweit der hiesigen Steinmühle in der Saale aufgefunden. Die Welt richte mild über ihre Verirrung!" („Gesellschafter" 1822. Bl. 161.)

Nachdem ich dies gelesen, suchte ich die Briefe der Louise Brachmann, die für meine Zeitschrift mithülflich war, und fand im zweiten — aus „Weißenfels am 29. März 1818" — folgende schwärmerische Zuthulichkeit:

„Einige wirklich wunderschöne Beiträge von dem verehrten Herausgeber selbst haben mich innig angezogen und mir den Wunsch nach persönlicher Bekannt-

schaft erregt, unter Anderem das seelenvolle kleine lyrische Gedicht mit dem herrlichen Schluß:

„Herz muß sinken, Geist muß schweben,
Trennt euch eilig Seel' und Herz."

Ich hätte mir dies nicht abzuschreiben brauchen, so tief hat es sich mir eingeprägt." —

Bei diesem überspannten Gefühlsausdruck kam es mir nun in den Sinn: Louise Brachmann müsse schon damals — wahrscheinlich früher noch — den Selbstmord in ihren Gedanken herumgewühlt haben, und durch Nachsuchen fand ich auch im „Damen-Conversations-Lexikon" eingeschaltet: „Die Unglückliche suchte zum zweiten Male die gewaltsame Auflösung, die einige Jahre vorher ein günstig einwirkender Zufall verhindert hatte." —

Gegen Ende des Jahres 1818 war Louise Brachmann in Berlin und mir in Näherung, ohne hinreichend mir kenntlich zu werden. In ihrer Lebenszeit hatte sie das vierte Jahrzehend überschritten, und dem Anblick war das Abblühen nicht zu verleugnen. Nach der Selbsttödtung hat ihr Helmine von Chezy eine überschwengliche Lobrede geweiht („Gesellschafter" 1822. Bl. 189), bezeichnet aber das Aeußere als „nicht schön, nicht groß, noch vortheilhaft gebaut; gleichwohl lag in ihrer Erscheinung nichts Auffallendes noch Unangenehmes." — Frau von Chezy verklärt dann die Liebe der Louise Brachmann zu einem Offizier, und ich weiß, daß sie ihm stets Geld zu geben hatte, weshalb sie eifrigst Erzählungen und Allerlei schrieb, offenbar aus

Naturgabe und mit Geschicklichkeit, die aber im Uebereilen litten durch Eingemisch des Handwerklichen in breiter Schwärmerei der Gefühle. Schon im Jahre 1821 konnte sie nicht Geld genug erwerben — wie ich brieflich zu erweisen vermag — und sie ward dann von dem Offizier verlassen. Die Chezy sagt:

„Seit 1821 im Spätsommer, wo ich sie das letzte Mal sah, habe ich über ihr Verhältniß nichts mehr erfahren, und kann mir die Ursache ihres Todes, wenn ich sie nicht überhaupt in der sichtlichen Krankheit ihres Sehns suchen will, nicht denken."

Meinerseits denk' ich, die Ursache läßt sich denken, wenn eine nun Fünfundvierzigjährige noch leidenschaftlich in einen Offizier sich so verliebte, daß dem „Conversations-Lexikon" die Bemerkung zu gestatten ist: „Louise Brachmann ließ sich zu Schritten verleiten, welche bei Freunden und Verwandten keine Billigung finden konnten."

Friede und Bedauern der Ueberspannten! — ich hege keine Beschuldigung für die gewaltsam Heimgegangene, wohl aber Mitleid für die Martern einer unfreiwilligen Keuschheit, um so mehr, weil die freiwillige der Louise Brachmann erschwert wurde durch frühzeitigen Umgang mit den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel, in Verbindung mit Friedrich v. Hardenberg („Novalis"), durch deren Einwirken in mehreren weiblichen Wesen ein Gemisch widerwärtiger Gefühle des Sinnlichen und Geistigen wogte, noch durchzogen von einem

schwankenden und schwebelnden Christenthum, das selbstsüchtig auf Begünstigung hofft bis zum Wunder. —

Wir müssen der Weiblichkeit zugestehen, daß ihre Verhältnisse im irdischen Leben schwieriger sind als die der Männer, und jetzt mehr als jemals haben sich die Mädchen zu schützen gegen Zustände, die den Gelüsten nach allen Richtungen hin bei den oberen und unteren Schichten des Volks die Herrschgewalt steigern. Dem einen wie dem andern Geschlecht ist einzuprägen: Echte Liebe einigt Kopf und Herz, Denken und Fühlen, Wissen und Glauben, Hoffen und Ausharren. Die höchste Liebe geht nicht hervor aus überwiegendem Körperdrange, sondern aus dem Reichthum des Wohlwollens, wobei man sich sagt: das Geliebte nur haben und besitzen zu wollen, sey auch bei dem überschwenglichsten Ausdruck nichts als aufgeputzte Sinnlichkeit. Davon und nebenher vom Haltlosen der Meinung: weil ich liebe, bin ich liebenswürdig, haben sich vorzugsweise die Mädchen und Frauen zu überzeugen für ihre Schriftstellerei, zu der sie — bei Fähigkeit — ein Recht haben gleich dem der Männer. Jedenfalls ist aber nicht zu vergessen, daß — wegen der geringeren Widerstandskräfte im Gefühlskreise — bei getäuschten heißen Hoffnungen die Kräfte des weiblichen Geschlechts oft minder ausreichend sind; sie müssen frühzeitig gestärkt werden durch die Macht des etwa erforderlichen Entsagens und verklärenden Empfindens. Solche Bestrebung soll dem schönen Geschlecht bei der Schriftstellerei Haupt- und Herzens-Grundzug seyn, um sich als Einzelne und auch im

Gesammten zu schützen und zu sichern. Wenn aber Mädchen und Frauen nur Tinte verbrauchen für Liebelei-Geschichten, schwärzen sie sich an; die dabei entstehende Bildungs-Brühe wird meist fleischliche Bestandtheile verrathen, wird Schwindel-Kränklichkeit ausbreiten, und aus derlei Liebesgeschichten lernt man von wahrer Liebe, was man aus Räubergeschichten von reinen Sitten lernt. —

Um dies auszusprechen, habe ich — mit vielen unglücklichen Schriftstellerinnen persönlich bekannt geworden — aus der Vergangenheit Louise Brachmann, die auf Irrwegen kein anderes Schicksal finden konnte als Selbstaufopferung, meinem Gedächtniß in die Gegenwart gestellt, wünschend, daß es dem weiblichen Geschlecht in Bezug auf ihr Lebensglück, nicht nur in Betracht der Schriftstellerei, etwas nützlich seyn möge. —

War ich jetzt angeregt auf eine, wegen verführerischer Schwärmgefühle mißliche Schriftstellerei hinzuweisen, will ich gleich einer verdammenswerthen gedenken, und des H. Clauren, bekanntlich ein Buchstaben-Wechsel mit C (arl) Heun, der in seinem Wirkensgemisch allerlei Larvenspiel anwendete. Möglichst bleibe mir dies fern; ich habe es nur mit Dem zu thun, was mich berührte, nachdem er im Jahr 1818, bei seinem Aufenthalt in Dresden, durch einen geachteten Künstler sich mir anbieten ließ zum Berichterstatter für den „Gesellschafter“. Ich ging darauf ein, doch dauerte diese Verbindung nur so lange, bis mir Heun, als ich ihm mitgetheilt hatte, daß ich

von dort Neugiers-Fragen empfing, am 12. Januar 1819 schrieb:

„Auch hier haben mir Winkler, Friedrich Kuhn, Schilling und Böttiger zu verstehen gegeben, daß die qu. Aufsätze von mir seyen; indessen habe ich mit göttlicher Keckheit geleugnet. Ein Gleiches bitte ich auch Ew. Wohlgeboren zu thun. Antworten Sie auf alle Briefe gefälligst, daß die Leute diesmal sich irrten, daß ich zwar früher um Correspondenznachrichten angegangen worden, daß ich es aber hätte ablehnen müssen, weil die Ertheilung derselben zu meinem Verhältniß hier nicht passend sey; so habe ich hier gleichfalls gesagt, und dann stimmen wir hübsch zusammen überein."

Zu diesem Gewebe von Unwahrheiten war ich keinesweges als Mithelfer dienlich; meinerseits brauchte ich ja jedem Ausforscher nur zu sagen: ich hege zwar den Grundsatz: es wäre am besten, wenn Jeder Dem, was er öffentlich über Andere verbreiten will, seinen Namen mitgäbe; da jedoch dieser Grundsatz nicht überall anerkannt, die Namen-Verschweigung bei dem Zeitschriftwesen gültig ist, muß auch ich sie gelten lassen. — Jene briefliche Zumuthung machte mir aber den Hofrath Heun verdächtig in Bezug auf die Berichtsendung, um so mehr, weil jenem Schreiben eine, mir zum Abdruck eingesendete Schmähschrift gegen Friedrich Kind beigelegt war hinsichtlich der berüchtigten Streitsache in Betreff des von Diesem herausgegebenen „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und Clauren's „Vergißmeinnicht". Die erwähnte Schmäh-

schrift, der ich den Abdruck versagte und später andern Orts verhinderte, blieb, nachdem ich alle weiteren Heun-Clauren'schen Beiträge für den „Gesellschafter" abgewehrt hatte, in meinem Besitz, als merkwürdiges „Autograph", und es soll auch „Autograph" bleiben.

Als Heun nach Berlin kam und sich bei mancherlei Wittgenstein'schen Einflüssen gebrauchen ließ, auch auf kurze Zeit Vorstands-Verwalter für die „Preußische Staatszeitung" war, verhütete ich mir sorgsam jede persönliche Näherung. In Bezug auf seine Schriftstellerei machte sich zufolge meiner Stellung das Nichtbeachten unthunlich; da ist ihm in glimpflicher Haltung die Wahrheit gesagt worden, wobei nicht geleugnet werden durfte, daß Clauren die Lesemenge, zahlreicher die weibliche Hälfte, durch seine mit Lüsternheit spielenden Erzählungen so für sich gewonnen hatte wie früher August Lafontaine in auch überschwenglicher, aber dennoch besserer Leitung. An diesen Gegensätzen — auch des Gesinnungslosen und Biederhaften — wären zugleich die damals zeitgeistigen Gegensätze im Sinnlichen zu erläutern; dazu kann der „Gesellschafter" (1827. Bl. 38.) etwas andeutend seyn:

„Wir möchten den H. Clauren, wie weiland der Kaiser des heiligen römischen Reichs thun mußte, eine Wahl-Capitulation beschwören lassen. Da wir kein Recht haben zu fordern, wollen wir die Bedingungen bittweise vortragen.

Erste Bitte. H. Clauren möge sein Manu-

script vor dem Abdruck einem sinnigen Freunde oder einer zartfühlenden Freundin zur Censur übergeben, mit dem vollen Recht, alle schlüpfrigen Stellen recht dick zù streichen. Es ist dies eine Censur, für ihn die heilsamste, da viele der gewöhnlichen Censoren leider die Unsittlichkeiten, als unpolitische Sünden, durchlassen. — Zweite Bitte. H. Clauren möge uns etwas Abwechselung gönnen, nicht immer wieder dieselben Stereotyp-Figuren vorbringen. Sein Geist wird gewiß noch die reichste Mannigfaltigkeit in der Charakteristik finden, wenn er nur fortfährt, seine Beobachtungen aus dem Leben zu schöpfen und nicht das bequemere Schöpfen aus sich selbst vorzieht. — Dritte Bitte. H. Clauren möge nicht so sehr den ersten besten Stoff aus der Luft aufgreifen, um nur sein „Vergißmeinnicht" zu füllen, sondern seine Erzählungen tiefer anlegen, welches ihm, bei aller scheinbaren Leichtigkeit derselben, doch einige Mal ungemein ansprechend gelungen ist. — Vierte Bitte. H. Clauren möge nicht so gesucht die Gelehrsamkeit bei den Haaren herbeiziehen, sondern der Wahrheit und Natur in ihrer edlen Einfachheit stets das höchste Recht einräumen." — „Ach, wir hätten wohl noch manche Bitte, vor Allem die: daß er so recht geläutert und gereinigten Geistes unter uns erscheine!" —

Und nun weiche im Gesammten von uns auch in der Schriftstellerei jeder unsaubere Absichtsbetrieb, dessen Inhaber als Höflinge der Gelüste so eitelvoll in sich verliebt werden, daß sie nicht vermögend sind, sich achten zu lernen! —

Einigermaßen stets mit meiner Willigkeit von der Zeitfolge gelenkt, sey jetzt an Karl Immermann gedacht, der sich mir im Jahre 1822 näherte durch die briefliche Zusendung:

„Wohlgeborner,

Hochgeehrtester Herr!

Es mag wohl selten seyn, daß ein Autor dem Recensenten durchaus beizustimmen sich gedrungen fühlt, ich befinde mich in dieser angenehmen Lage. In Nr. 127 des Gesellschafters von diesem Jahre steht eine Beurtheilung meiner Trauerspiele mit E. unterzeichnet, die mich sehr erfreut, da der Tadel mich trifft, das Günstige aber mich wahrhaft anregt. Ich wünsche meinem Beurtheiler in den anliegenden neueren Versuchen ein Zeichen des Dankes und der Achtung zu überreichen, sehe aber keinen andern Weg zu ihm, als durch Sie, da er Ihnen sich doch genannt haben muß. Wollen Sie die Güte haben, die Anlagen an ihn zu befördern, so werden Sie mich dadurch zu lebhaftem Danke verpflichten.

Mit vollkommenster Hochachtung beharre ich

Münster, Ew. Wohlgeboren

deu 29ten September 1822. ganz ergebenster

Immermann."

Die Beurtheilung dieser als günstige Erstgeburten gedruckten Trauerspiele Immermann's, geschrieben vor seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr, ist von Varnhagen von Ense; dessen kunstrichterlicher Ausspruch schließe sich hier an, um jenen Brief erklärlich werden zu lassen:

„Literatur. Trauerspiele von Karl Immermann. (Hamm und Münster, bei Schultz und Wundermann. 1822.) — Dieser Trauerspiele sind drei: „Das Thal von Ronceval.“ „Edwin.“ „Petrarca.“ — Unsre jungen Dichter pflegen zuerst mit leichteren Fahrzeugen die See der Literatur zu versuchen, oft nur in kleinen Nachen lange dasselbe Ufer zu berudern; mit großem Schiffe gleich in das hohe Meer geschieht die erste Ausflucht schon selten, aber gleich mit einer ganzen Flotte am seltensten. Hier ist letzteres der Fall; wir hören den Dichternamen Karl Immermann zum ersten Mal, aber gleich in achtbarer Stärke, welche die Aufmerksamkeit nicht erbittet, sondern herausfordert. — Shakspeare und Goethe ragen bei uns in ihrer Geistesverbündung als eine entschiedene Macht hervor, deren dichterische, gebietende und befruchtende Wirkung jedes andere Ansehen überwiegt, obgleich sie — dem deutschen Gemeinwesen gemäß, das nun einmal, zum Heil oder auch zum Unheil, in allen Beziehungen zersplittert ist — viele andere, verwandte, befreundete, ja auch ganz entgegengesetzte und feindliche poetische und unpoetische Mächte neben sich duldet und gewähren läßt. An jene Macht und ihre Richtung schließt sich unleugbar unser Verfasser an, und das müssen wir für sehr gut erklären, da man mit den Mächtigsten und Reichsten immer auch am sichersten und wohlhabendsten ist; grade in diesem Gebiet, und das ist ein Hauptvorzug, ist auch der künstlichen Täuschung und des bethörenden Prunkes am wenigsten möglich; hier ist es vor Allem Wahr-

heit und Kraft, und der innere Gehalt muß hier zuletzt denn doch für die äußere Form einstehen. Schiller, Calderon, Tieck, gewähren ihren Anhängern und Folgern in diesem Betreff nicht so vortheilhafte Selbstständigkeit, wie Shakspeare und Goethe den ihrigen; man kann bei Diesen, diesen nicht so sehr Nachahmer seyn, als bei Jenen, die Art und Weise taugt weniger dazu. — Nun aber fragt es sich, in welchem Grad und Range, zu welchem Beruf und mit welchen Kräften gehört der Verfasser diesem Reiche an? Man kann in einem Heere Vielerlei seyn zwischen dem Feldhauptmann und Gemeinen! Hier finden sich für unsere Beurtheilung allerlei Schwierigkeiten. Es fragt sich nicht nur, was Einer jetzt ist, sondern hauptsächlich, was Einer nächstens werden wird, und ein Fähnrich, der den Obersten schon in sich trägt, ist ohne Zweifel mehr werth, als ein Hauptmann, der lebenslang Hauptmann zu bleiben hat. Ist unser Verfasser zwanzig Jahr alt, und schreitet fort, so haben wir in ihm unserm Vaterlande einen neuen echten Dichter zu preisen; ist er vierzig Jahr alt, und bleibt stehen, so ist in ihm ein schönes Talent zu beklagen, das eines höheren Ziels würdig schien, ohne dasselbe erreicht zu haben. — Wir können wirklich über die vorliegenden Trauerspiele kein vollständiges Urtheil aussprechen. Sie sind nicht das Vortrefflichste, was wir kennen; sie sind weit entfernt von dem Schlechtesten: dabei sind sie aber auch durchaus nicht mittelmäßig. Man sieht, der Platz ist schwierig für sie zu bestimmen; vielleicht wäre unsere

Verlegenheit gehoben, wenn wir uns entschlössen, ihnen verhältnißmäßigen Antheil an jedem Platze zuzugestehen. Die Unbilligkeit, die dadurch an dem Dichter dennoch ausgeübt würde, hält uns aber wieder zurück. Seine Dichtungen sind Erscheinungen, die bedeutend anregen und vielfach befriedigen, aber in der Befriedigung doch zumeist nur wieder anregen; sie sind Glieder aus einer Reihe, die in noch größerer Folge überschaut seyn will, um erkennen zu lassen, ob die Richtung zum Höchsten, die sich unzweifelhaft offenbart, in Anfang und Ende dieselbe bleibt, und alle etwa abweichenden Seelenrichtungen entweder frühzeitig verläßt, oder zuletzt noch wieder aufnimmt. Es sind Stellen von größter Schönheit darin, eigenthümliche Züge von Tiefe und Wahrheit, wir hoffen, diese Seite nur werde immer zunehmen. — Eine Hauptfrage, ob diese Dichtwerke die Eigenschaft, auf die es hier vor Allem ankommt, besitzen, ob sie den Vorzug haben, wahrhaft dramatisch zu seyn, müssen wir nach einigem Bedenken denn doch bejahen. Besonders kommt dieser Name dem Trauerspiel „Petrarca" zu, worin das Geschick eines Dichters, nach Goethe's „Tasso", wahrlich kühn und neu und glücklich genug in dieser Gestalt, mit tragischer Lebensfülle dargestellt wird. „Das Thal von Ronceval" steht diesem zunächst an dramatischem Verdienst, zuletzt „Edwin", welches der Entstehung nach leicht das erste seyn dürfte. Wenn wir die Frage nach dem Dramatischen nur nach einigem Bedenken bejahten, so mag daran das störende Verhältniß schuld seyn, in welchem

die Elemente dieser Gattung des romantischen Trauerspiels hier noch zu einander stehen. Sie durchdringen einander nicht, sie walten zu sehr neben einander. Das Komische, bei sehr guten, ja ganz vortrefflichen Einzelheiten, ist im Ganzen nicht reif, und mit dem Ernste noch nicht zum wahren Humor verknüpft, daher manche Theile und Gestalten sich zuviel heraus nehmen, und dadurch andere Theile und Gestalten zu sehr niederdrücken. Wir haben so viele äußerlich dramatische Werke, die es innerlich nicht sind, die bloß Romanzen bleiben wollten, oder Idyllen. Vor solcher Gefahr, welcher selbst Oehlenschläger nicht ganz und Fouqué am wenigsten entgangen, ist unser Verfasser, der gutes Muths auf diese ausgezeichneten Beispiele blicken darf, denn doch zu warnen! Er vergesse nicht, daß das Drama, nach des Meisters Ausspruch, Charaktere und Thaten will, den Conflikt der Nothwendigkeit und der Freiheit, die strenge Entwickelung äußerer Handlung aus inneren Bedingnissen, und er wird sich, von starkem Bewußtseyn geleitet, fester und sicherer in seinen Anordnungen auf dem erwählten Gebiete des Dramatischen, ja des Theatralischen — welches nicht getrennt werden sollte von jenem — behaupten. Den Lockungen der Scherzgebilde gebe er sich nicht allzu leicht hin! Die Gesinnung, welche die neuere altdeutsche und altnordische Ritterthümelei verhöhnt, ist bei einem jungen Dichter gewiß ein gutes Zeichen; aber die Ausfälle gegen Fouqué sind in dem altenglischen Trauerspiele nicht wohl angebracht, und in Betreff des „Sigurd“ noch dazu höchst unge-

recht. — In Sprach- und Versbildung hat der Verfasser vielleicht nicht sowohl mehr zu lernen, als nur mehr zu wollen. Er wird in strengeren, ausgebildeteren Tönen und Wendungen nur um so eigenthümlicher seyn. Maaß und Ernst werden ihm, da es ihm an Naturkraft nicht fehlt, mehr zusagen, werden ihn mehr fördern, als Ungebundenheit und Eigenmacht; an Freiheit und Laune wird es ihm deshalb nicht ermangeln; je weniger sie abgesondert vorkommen, desto schöner kommen sie dem Ganzen zu gut: auch in dieser Beziehung ist „Petrarca" das vorzüglichste unter den gegebenen Stücken. Möge der Verfasser auf diesem Wege fortfahren! E."

Mit „E." hat Varnhagen von Ense viele seiner Mittheilungen für meine Zeitschrift unterzeichnet; in Folge jenes Briefes wurde er nun sehr vertraut mit Immermann, und Dieser zugleich Mitarbeiter zum „Gesellschafter", der Mehreres enthält, was nicht zu finden in den gesammelten Schriften Immermann's, aber der Bewahrnng werth ist.

Sehr vertraut mit den Werken und dem Wirken des nur vierundvierzig Jahr alt gewordenen Immermann wurde auch mein Sohn Anton, der vom Diesseits scheiden mußte nach nur sechsunddreißig Lebensjahren; zu seinem Andenken sey fürerst hier theilweise eingefügt, was er im Hinblick auf Immermann aussprach. Nachdem dessen tiefer Ernst in seinen Trauerspiel-Dichtungen mit vollstem Lobe gewürdigt sind, ist zu lesen:

„Die „Prinzen von Syrakus" scheinen den phan-

tastischen Shakspeare'schen Lustspielen nachgebildet zu seyn, denn sie haben in der Form, der derben körnigen Sprache und der vagen Zerrissenheit des scenischen Gebäudes viel Aehnliches mit denselben, stehen aber freilich an wahrer Innerlichkeit und Lebendigkeit der Handlung wie an Humor weit unter ihnen. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß Immermann's Humor mir niemals der echte geschienen; in diesem Lustspiel bewegt er sich gar zu unbekümmert in Unbedeutendheiten, die mitunter sogar trivial werden und eine günstige Wirkung nicht machen. Wo Immermann außerhalb der Tragik, oder im Allgemeinen außerhalb des Sentimentalen, wirkt und fesselt, da ist es durch Satire, Ironie, Persiflage, die oft mit schneidender Schärfe trifft und verwundet. Auch in diesen Mitteln zum Eindruck liegt, wenn sie mit solcher Kraft und solchem Adel gehandhabt werden wie von unserm Dichter, eine geistige Erhabenheit über das Leben und Treiben der Welt, aber freilich mischte sich damit das persönliche Element des Zorns und Aergers oder des Gefühlkampfes und Schmerzes. Ironie und Satire können auch Zeichen eines kräftigen, durchleuchteten Geistes seyn, der die Wahrheit in ihrer ewigen Form erkannte und die Zufälligkeiten und Irrthümer der Welt von solchem Standpunkt aus züchtigt; sie sind deshalb treffliche Waffen des realen Nutzens, indem sie die Wirklichkeit dem Fortschritt entgegentreiben, aber sie selbst sind afficirt, sind identisch mit der Unbehaglichkeit des Daseyns. In dieser Weise, oft großartig in ihren Motiven, streitet

die komische Muse Immermann's. Was ihr aber fehlt, das ist die hoheitvolle Ruhe, die freie Idealität des Humors, der seinen Gegenstand durch die objective Darstellung desselben, ohne ironisirendes Zuthun, in seiner ganzen Blöße zeigt, und, wenn auch begeistert für die Idee der Wahrheit und Schönheit, wenn auch ebenso in als über der Wirklichkeit, sich stets die philosophische Festigkeit erhält, das unerschütterliche Wissen von der Nothwendigkeit des unausgesetzten Streites zwischen Ideal und Wirklichkeit, welcher eben der Inhalt der Idee ist und ihren Fortschritt gebiert. Es ist ein geistesklares Lächeln, dieser Humor, ein Lächeln über die seltsamen Sprünge der Parteien und Zwecke, die doch alle nur dem einen großen Zweck der Weltgeschichte dienen. Diesen Humor, wie gesagt, habe ich in keinem Werke Immermann's gefunden, dagegen oft die kräftigste Satire, die wirksamste Ironie, die sich am bedeutendsten im „Münchhausen" kund gegeben." — — — „Die vortreffliche Abhandlung über den rasenden Ajax des Sophokles ging, wie Immermann selbst in den Prolegomena dazu sagt, aus dem Wunsche hervor, den Irrthum mit zerstreuen zu helfen, daß die Theorie des alten Drama's auch unabänderlich für unsere Dramatik gelten müsse. Nachdem er zuvörderst die Fabel erzählt und ihre Auffassung durch den Dichter, die als ganz und nur dem griechischen Geiste entsprechend nachgewiesen wird, beurtheilt, dann die Behandlung, die Sculptur in der Poesie, welche er fast ausschließlich der antiken Poesie zuschreibt, betrachtet,

ferner das tragische Gesetz überhaupt und die tragische Ironie, mit stetem Hinblicken und Anwenden auf die Poesie der Neuzeit, geistvoll erläutert, kommt er zu der Frage: „Ist eine Nachahmung der antiken Tragödie möglich?" die er entschieden verneint. Er weist nach, wie der Entwickelungsgang des modernen Drama's ein so durchaus anderer als der des antiken, daß nothwendig auch ein anderes Resultat sich herstellen mußte, und schließt mit den Worten:

„Die Frage, ob Nachahmung der Alten im echten Sinne schon stattgefunden habe, ob sie überhaupt möglich sey? muß demnach verneint werden. Unser Trauerspiel ist ein anderes Gewächs als ihre Tragödie. Wir opfern alle Vortheile auf, die uns die epische Seite darbietet, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Handlung, die Darstellung alles Dessen, was nur eine breite und bequeme Form in sich aufnehmen kann; die Effekte der poetischen Färbung, die musikartigen Wirkungen der Dichtung, bekommen aber dafür nicht das Mindeste zurück, da wir mit den Augen der Griechen die Verkettung der Dinge nicht mehr betrachten können, mithin schon der Stoff uns ganz anders entgegenkommt. Alles Aeußere und Innere, was bei ihnen die Form schuf, fehlt, und der unerläßliche Chor wird, wenn wir ihn nachahmen, zur bestandlosen Fiktion, die Schicksals-Idee aber, welche die Formel der alten lyrischen Anschauungs- und Darstellungsweise ist, muß die wunderlichsten Entstellungen erleiden, um als Helotin dem modernen Poeten das Wasser kümmerlich auf die Räder zu tragen, womit

er sein tragisches Mühlenwerk treibt. Es scheint daher richtiger zu seyn, wenn wir den ehrwürdigen Nachlaß verschwundener Zeiten ohne die Anmaßung, ihn vermehren zu wollen, betrachten, und unsre Kraft daran stärken, um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen. Denn das ist eben alles Schönen Natur und Würdigkeit, daß es fort und fort den Stachel der Begeisterung in fähige Seelen drückt und neue Geburten der Schönheit hierdurch in ihnen zu erzeugen niemals ermattet."

Ja, diesen schönen Beruf, den Immermann in den letzten Worten ausspricht, theilen die Meisterwerke der Alten mit den Meisterwerken aller Zeiten, und der Dichter soll nicht versäumen, auch in die Welt der Antike zu steigen, um ihre Größe zu erkennen und zu würdigen, aber er kehre zurück, ein Bürger der neuen Welt, die im germanischen Elemente sich entwickelt und gebildet. Vor Allem aber sollten die Theater sich hüten, eine untergegangene Welt, deren Anschauung nur dem Eingeweihten, Demjenigen, der sie in ihren Ursachen und Wirkungen begreifen kann, Früchte trägt, der Leitung begehrenden und bedürfenden Masse gegenüber in's neue Leben zu rufen. Jedes Institut, auch das der Kunst, muß in der Gegenwart stehen und — wenn es sich zweckgemäß Einfluß auf allgemeine Bildung zueignen will — die Lebenstriebe der eigenen Zeit anerkennen, sie in ihren Talenten pflegen und zur Geltung bringen. Darum fort mit der antiken Tragödie von der modernen Bühne, an ihrer Statt herbei mit den Heroen der

neueren und neuesten Zeit, und Aufmunterung, Unterstützung den Talenten der Gegenwart." („Gesellschafter" 1840. Bl. 144.)

Daß sich durch den Brief Immermann's vom Jahre 1822, und durch Befreundung mit ihm, Varnhagen von Ense, den ich hier ein wenig mit schildere — meiner Zurückschau begegnet er später nochmals — in der Offenheit des Urtheils nicht stören ließ, bezeugte er unter Anderem im Jahre 1826 bei seinem Bericht über das Trauerspiel „Cardenio und Celinde." Da ist gleich am Anfange zu lesen:

„Der Verfasser, welcher vor fünf Jahren mit drei Trauerspielen seine dichterische Laufbahn sehr bedeutend begann, und seitdem durch mehrere würdige Werke sich auszeichnete, hat in diesem neuesten einen abermaligen Fortschritt bekundet, der ihn entschieden auf eine Stufe stellt, welche keiner der vielen gleichaltrigen Mitstrebenden in diesem dramatischen Fache bis jetzt erreicht hat. Diese Anpreisung geben wir um so zuversichtlicher und unparteiischer, als grade das gegenwärtige Trauerspiel, welches sie veranlaßt, uns auch zu nicht geringem Tadel nöthigt. Unser Dichter verbindet mit Kraft und Fülle der Dichtung eine Eigenthümlichkeit derselben, welche durch Annäherung an große Muster keinesweges gefährdet ist, in Nachahmung über zu gehen. Im Gegentheil, sie hat sich mehr zu hüten, daß sie nicht, durch übergroßes Festhalten an sich selber, ihre ursprünglich freie Gestalt verliere, und in Eigensinn ausarte. Der Dichter bedarf, wie jeder im Leben wahrhaft Thätige, zu seiner

größeren Selbstständigkeit einer fortwährenden Hingebung derselben, und nur in dem steten Wechsel beider Richtungen wird in der Poesie wie im Leben wahrhaft Großes vollbracht. Wer nichts hin zu geben hat, als ganz und immer sich selbst, der ist zum Nachahmer verdammt, und gehört in aller Weise der Masse an; wer aber zu sehr zurück hält und beharrt, der vereinsamt; Beide scheiden aus dem Kreise des eigenthümlichen Lebens und Wirkens ab. Die Eigenthümlichkeit muß sich hervortretend gleichsam mit der Welt ausgleichen, mit dem umgebenden Leben in Harmonie setzen, erst dann ist sie gelungen sie selbst. Hierin nun, glauben wir, hat Immermann durch das vorliegende Trauerspiel einen großen Erfolg dargethan; wo jener Erfolg noch unvollständig erscheint, darf sich verhältnißmäßig unser Tadel anknüpfen.“ („Gesellschafter.“ 1826. Bl. 21.)

Nach meiner Ansicht haben Varnhagen von Ense und mein Sohn richtig geurtheilt über Immermann, dem jedenfalls Gesinnung im ernsten Bestreben für die eigentlichsten Aufgaben der Bühne nicht abzusprechen ist. Zu ihrer beabsichtigten Frischbelebung war er meist auf richtigem Wege, mitunter zu schroff und leidenschaftlich; das hätte sich wahrscheinlich etwas ausgeglichen, wenn nicht bei den meisten Bühnenverwaltungen der Schlendrian Oberherr wäre. Bewiesen hat Immermann unleugbar, daß er in seiner Zeit hätte mehr beachtet werden sollen; wenn er jetzt lebte, würde er seiner dichterischen Richtung nach zu erfahren haben, daß es noch weniger geschähe.

— Obwohl er mir zwar persönlich bekannt, dabei aber nicht viel umgänglich wurde, hege ich dennoch auch in dieser Hinsicht für ihn einen angenehmen Eindruck in der Erinnerung. —

Mich hindenkend nach jenen Jahren will ich mir einen Anflug des Erheiternden gönnen in Bezug auf den „Wetterprophet" genannten Professor Dietmar, der sich schon von der Zeit seines ersten Schulbesuchs an bemüht hatte um Witterungskunde, sich endlich ganz in diese luftkreisliche Gelehrsamkeit so eingedrungen wähnte, daß er sicher und fest Zukünftiges in diesem Bereich voraussagen könne. Er ließ sich von etwas zufällig Eingetroffenem verleiten, aus „zwanzig Gründen" den Winter 1822—1823 als „seltsam gelind", mit höchstens neun Grad Kälte zu bezeichnen. Dieser Winter drängte sich aber so arg in den Zeitlauf, daß er in Strengigkeit des Frostes für den ebenbürtigen Nachkommen des Winters in den Jahren 1812—1813 zu halten war, jenes Winters, dessen Macht furcht- und schreckbar strafend eingriff in staatsklügliche Raubkriegs-Thaten. Dazu gab der Winter 1822—1823 in Deutschland keine Gelegenheit; Schärfe und Härte überfielen jedoch die von ihrer Voraussicht geblendete Weisheit des Wetterpropheten Dietmar, der andrerseits verständig, auch in Mancherlei kenntnißreich war. Es erschienen mehrere Spottbilder, die ihn — als Zeugen für die verheißene, von ihm hartnäckig als bewährt geschilderte Lindigkeit des Winters — darstellten im gelüfteten Nanking-Kleide, und sein von der Kälte

hochrothes Antlitz hatte Eiszapfen an der Nase. Die öffentliche Stimme mischte sich verschiedentlich spöttisch ein, erwähnt sey aber nur noch der bissige Witz eines Theater-Beurtheilers. — Als am 2. Januar 1823 das Lustspiel: „Mittel und Wege" (nach Georg Colman von Karl Lebrün) bei der ersten und letzten Vorstellung ausgepocht wurde, gab jener Beurtheiler schließlich zu lesen:

„An verschiedenen Orten hat man der entsetzlichen Kälte wegen die Theater geschlossen, in Berlin glaubten indeß endlich Viele an die Prophezeiung des Herrn Professor Dietmar, mußten aber im Theater sehr bald und fortdauernd in aller Anstrengung mit den Füßen stampfen, so daß eigentlich Herr Karl Lebrün als Märtyrer für die Dietmar'sche Wetterweisheit zu betrachten ist."

Der schon siebzig Jahr alte Witterungsgelehrte gerieth nun in dem kalten Winter mehrmals in angreiflichste Hitze, besonders über die ihm brieflich gedruckt zugesendeten Stachelreime:

„Die Kälte stieg auf zwanzig Grad,
Dein Wissen fiel auf Null,
Nun schaffe selbst sich Schutz und Rath
Dein grundgeleerter Schrull."

Zu mir wandte sich Dietmar mit einer langen und breiten Handschrift, worin er die Tageskälten durchschnittlich berechnete, was beweisen sollte, sie sey eigentlich doch nicht über neun Grad gestiegen. Mich auf ein solches Ausgleichen seiner Fehlschlüsse, Altersschwäche andeutend, nicht einlassend, empfahl

ich ihm zur Beruhigung die Sprüchworte: „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt", und: „Nicht irret, wer auf unrechtem Wege umkehrt." — Ihm etwas zur Tröstung nahm ich später mehrere Aufsätze, meist wissenschaftlichen Inhalts, unterzeichnet „Dietmar" für den „Gesellschafter" an, und in noch elf Jahren seines Erdenlebens (er starb am 20. November 1834) hat er dem Wetter die Freiheit nicht mehr beschränken wollen.

Sind meine Erlebnisse mit dem gutmüthigst gemüthvollen Dietmar nur geringen Inhalts, ihm wird andenklich nützen, was er im Jahre 1786 in Weimar erlebte. Dort mit vielen Empfehlungen angekommen bei einer „Sommerreise von Halle nach Schnepfenthal" erzählte Dietmar neben noch Mancherlei:

„Wieland, dem ich einen Brief brachte, hatte mich mit den Worten entlassen: „Ich ersuche Sie, wieder bei mir einzutreten, ich will Ihnen das Seltenste von Weimar zeigen." Nach meiner Rückkunft war er eben im Begriff auszugehen, und hatte es hinterlassen, wohin ich ihm nachfolgen sollte. Jetzt eilte er in die Stadt, endlich in den herzoglichen Garten, den man den Stern nennt. Schon in einiger Entfernung erkannte ich vor einem runden Kaffeetischchen bei einem Pavillon unter mehreren Personen den Herzog, den ich einige Mal vor Halle einen Theil des preußischen Kriegsheers Revue passiren gesehen. Vielleicht — dachte ich — will mich der Hofrath Wieland dem Herzog vorstellen —! In dieser

Ungewißheit blieb ich allmälig zurück, und aus einem schattigen Baumgang, in welchen ich meine Zuflucht nahm, trat jetzt ein Gartenknecht mit der Harke auf der Schulter und folgte dem Hofrath Wieland auf seinem Wege nach. Dieser, in der Meinung, daß ich ihm nachfolge, erklärt dem Herzog, daß er das Vergnügen habe, Sr. Durchlaucht einen Kandidaten aus Halle, der Garve's Schüler gewesen, vorzustellen. — „Wen? meinen Gartenknecht? Einen solchen Kandidaten habe ich in diesem Menschen nicht vermuthet." Bertuch, Goethe, Musäus u. s. w. fingen an zu lachen und Wieland sah sich verwundert um bei den Worten: „Ich habe doch einen fremden jungen Mann —." „Wahrscheinlich verloren!" fiel der Herzog ein. „Ist es etwa" — auf einen hohen Baum zeigend — „Der da oben?" Ich war nämlich unterdessen auf einer Schneckentreppe, die an und unter einer Linde bis auf deren Gipfel hinaufgebaut war, zur höchsten Stufe gestiegen, wo mich der Herzog erblickte und durch einen Diener zum Kaffee einladen ließ. „Hätte ich Sie nicht auf dem Baume entdeckt", sagte lächelnd der Herzog, „so glaube ich, der Hofrath Wieland hätte Sie nie wieder gefunden. Er hat mir gesagt, Sie wären ein großer Kinderfreund: bei ihm finden Sie Gottes Segen. Vor zehn Tagen, am neunten Juli, hat er schon wieder taufen lassen; war's nicht ein Sohn?" — „Verzeihung, eine Tochter." — „Und heißt?" — „Auguste Friedrike Wilhelmine." — „Ist katholisch?" — „Wenn Euer

Durchlaucht Oberhofprediger Herder es ist, der sie getauft hat, Ja."

„Sind Sie zum ersten Mal in Weimar?" wandte sich der Herzog wieder zu mir. — „Nein, Euer Durchlaucht; vor zwei Jahren kam ich auf einer Reise von Cassel hier durch, als der König von Schweden*) seine Reise nach Italien machte." — „Haben Sie ihn gesehn?" — „Gewiß, und auch gesprochen." — „Wo und was?" — „In Erfurt. Er stieg ab im Gasthause zum römischen Kaiser, wo ich mich eben befand, und speiste da zu Mittag." — „Ganz recht. Wie war er gekleidet?" — „Sehr sonderbar. Einen dunkelbraunen Ueberrock mit hellbrauner seidener Schärpe, schwarze Schuhe, rothe Absätze, und einen großen runden Hut. Sein Minister oder Begleiter hatte dieselbe Kleidungsart. Er reiste, wie ich erfahren hatte, unter dem Namen eines Grafen von Haga. Der König wünschte etwas zu schlafen, und die Polizeibeamten erhielten von ihm den Befehl, das andrängende Publikum zu zerstreuen und ihm zu sagen, daß er nach einer Stunde speisen und Jedem erlauben wolle, in Ordnung um die Tafel zu gehn, im Fall man ihn zu sehen wünsche." — „Und dies geschah?" — „So erfolgte es. Als aber Niemand mehr vor der Thür war, trat der König aus seinem Zimmer in den Thorweg, wo ich eben stand." — „Sind Sie aus dieser Stadt?" fragte der König. — „Um Verzeihung, Herr Graf von Haga, ich studire

*) Gustav III.

jetzt in Halle.“ — „Wieviel sind Studenten in Halle?“ — „Ich glaube vierzehnhundert.“ — „Sie machen vielleicht eine Erholungsreise?“ — „Um Erziehungs-Institute zu besuchen.“ — „Sie wohnen hier im Gasthause? und heißen?“ — Kaum war der König wieder in seinem Zimmer und ich bei meinem Mittagbrod, als ein großer Diener des Königs zu mir eintrat mit der Frage: ob hier der Kandidat Dietmar logire? der Herr Graf von Haga übersende ihm eine Flasche Champagner und ließe ihm Glück auf Fortsetzung seiner Reise wünschen! — Dies nahm ich dankend an, erwiederte einen gleichen Wunsch, und leerte die Flasche, aus Mangel besserer Bekanntschaft, mit dem Marqueur.“

„Das gefällt mir!“ sagte der Herzog. „Nun kommen Sie, ich will Ihnen meinen Garten zeigen; wenn Sie zurückkommen, hoffe ich Sie wieder im Stern zu sehen, und Sie erzählen mir dann, wie Sie das Salzmann’sche Institut gefunden haben.“

Nach meiner Rückkunft von Schnepfenthal stattete ich, an demselben Orte im erwähnten Garten, den Bericht über das Erziehungs-Institut dem Herzog von Weimar ab, und bei’m Weggange äußerte ich, Musäus gegenüber, Bedauern, den berühmten Goethe nicht gesprochen zu haben. — „Das können Sie noch verbessern!“ meinte Musäus. „Wenn Sie jetzt zu ihm gehn, will ich Sie begleiten. Melden Sie sich als der Studiosus, den er im Stern, vor acht Tagen, auf der Linde gesehen hätte, dann nimmt er Sie gewiß an. Der Salto mortale auf den Linden-

gipfel hat ihm gefallen, und wir haben Ihre damalige Standeserhöhung sehr belacht." — Unter der von Musäus angerathenen Adresse ließ ich mich bei Goethe anmelden.

„Sie kommen von Ihrer Schnepfenthaler Reise zurück?" fragte mich der damals noch in der Blüthe seines männlichen Alters stehende Goethe. „Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?" — Ich erzählte ihm Alles, was mich von dem Salzmann'schen Institut interessirt hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann gethan, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden mittelst einer Laterna magica zu lehren, gefiel ihm besonders. — „Er hat einen Bruder in Erfurt, der ein geschickter Thier-Maler ist" — erwähnte Goethe — „der könnte ihm zu diesem Behuf die unvernünftige Welt auf Glas malen." Dann fügte er hinzu: „So wahr und gut es wäre, den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Thiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüth. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst Du die Bäume?" — — —

Goethe fragte mich auch: „Was haben Sie von meinen Schriften gelesen?" — „Werther's Leiden." — „Welchen Eindruck machte seine Leidenschaftsgeschichte auf Sie?" — „Ich fand seine Empfindung für Lotte so rein menschlich, daß ich ihm Alles verzeihen konnte, was er fühlte, sprach und that." — „Haben Sie auch schon geliebt?" — „Ich kann es nicht leugnen. Im Alter von einundzwanzig Jahren kam ich in die Nähe einer schönen Wittwe, für die sich alle Gefühle in mir regten, aber Verhältnisse hinderten mich, ihr meine Zuneigung zu gestehen. Ich verehrte sie, nur in ihrer Nähe befand ich mich wohl; aber — ich sah die Unmöglichkeit, ihr die Unruhe meines Herzens zu offenbaren." — „War sie schön?" — „So fand ich sie, und man sagte mir, daß sie in ihrem unverheiratheten Stande das schönste Mädchen in der ganzen Umgegend gewesen wäre." — „Wissen Sie wohl, daß das Herz Geheimnisse hat, wovon der Verstand nichts weiß?" — „Das hab' ich schon öfters eingesehen, aber nicht mit Worten auszudrücken verstanden."

„Wissen Sie: Le paradis est pour les ames tendres, et condamné sont ceux, qui n'aiment rien."

„Davon bin ich überzeugt, aber so glücklich die Liebe macht, so viele Leiden und Schmerzen führt sie auch mit sich. Ich habe die schöne Stelle memorirt, welche mir in Ihrem „Werther" gefiel.

„Und welche war es?"

„Wer hebt den ersten Stein gegen das Mädchen,

das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück."

„Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurtheils zurückführen. Es giebt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das Herz ist sogar in Furcht, seine kleinen aber heftigen Bewegungen zu verrathen, und, um nicht in diese Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit. — Ich habe mich noch nie mit einem jungen Manne, der eben die Universität verlassen, so ernsthaft unterhalten." —

Sich selbst fiel Goethe abweichend der Art in die Rede, und ich erwiederte:

„Verzeihen Sie, ich bin schon siebenundzwanzig Jahr alt, bin spät auf Universitäten gegangen."

„Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit der Osteologie beschäftige, so lege ich ihnen gesammelte Knochen vor; das erregt den Besuchenden Langeweile, und sie empfehlen sich. Ich habe bei Ihnen diese Vorlage vergessen."

Begreiflich waren dies für mich Abschiedsworte, und als ich dann zu Musäus zurückkam, erzählte ich ihm, wie freundlich mich Goethe aufgenommen, erwähnte auch die Unterhaltung über „Werther's Leiden" und die Passion der Liebe.

„In diesem Punkt ist er unübertrefflich!" sagte

Musäus. „So feine Kenner des menschlichen Herzens finden sich selten."

„Goethe ist ein kräftiger, robuster Mann, wird uns Alle überleben; aber was sagt er vom Tode und ewigen Leben?"

„Davon hab' ich ihn nie sprechen hören. Er hängt mit ganzer Seele am Leben, das er für eine schöne Gewohnheit hält. Unsern Herder hörte ich darüber sprechen, habe seine Worte, um sie nicht zu vergessen, aufgeschrieben."

„Könnten Sie mir diesen Schatz nicht mittheilen?"

„Warum nicht!"

Musäus suchte unter seinen Papieren, fand, was ich wünschte, und ließ mich diesen Ausspruch abschreiben:

„Sterben heißt aufhören zu leben. Eine Uhr, deren Feder noch Spannkraft hat, bleibt, wenn die Räder abgenutzt und die Spindellöcher ausgelaufen sind, der Feder ungeachtet, stehen. Hat das Herz noch alle Lebenskraft, die äußern Theile und die ersten Wege aber sind abgebraucht, dann steht die Maschine still. Wenn das Gedächtniß schwindet, die Phantasie noch ihre Wirkung äußert, wenn angenehme Bilder vor die Seele treten, und große Müdigkeit den Schlaf herbeiführt, wenn Träume beglücken und tiefer Schlaf die Augen deckt, wenn wir von sinnlichen Eindrücken nichts mehr auffassen, der Puls langsamer und schwächer, der Athem sanfter, tiefer und seltener wird, das Herz sich nur noch einmal hebt, dann — sind wir gewesen. Und doch, wenn

sich gleich der Abendblume die Seele schließt, Alles um sie her Dämmerung ist — o Tod, o Schlaf! wer dich erfand — erfand der Menschheit Leben!" —

Ist dies Erhellung für Ueberirdisches? — Herder, Musäus und Dietmar, von dem nun meine Aufzeichnungen scheiden, können nicht antworten, würden aber wohl mit Denkenden und Fühlenden gleichen Sinnes seyn in Betracht einer andern Frage: Wird das Geistige, die Seele, nicht genährt mit Wahrheit, das Herz nicht erwärmt für Edles in Saat und That, — welcher Himmel, welcher Lichtkreis könnte ungetrübte Seligkeit geben? —

Da ich von Jugendtagen an dem Bereich des Bühnen-Schauspiels genähert war, ist es der Rückschau unvermeidlich, mich von Zeit zu Zeit wieder dorthin zu wenden.

Im Jahr 1817 wurde ich persönlich bekannt mit dem Schauspieler Heinrich Ludwig Schmelka, der sich von der Bühne aus als Lustigmacher auszeichnete, in der Wirklichkeit aber minder dem Heiteren, mehr der Dunkelseherei genähert war. Er kam von Breslau, gab Gastrollen für Berlin's „Königliche Schauspiele", besuchte mich zuvor, und wollte sich auch empfehlen als Schriftsteller — was er war in mannichfacher Beihülfe. Er reichte für den „Gesellschafter" mir einen Papierstreifen, auf dem zu lesen war der folgende, nachher auch gedruckte

„Beweis.

Im Gotteshause sieht man deutlich ein:
Daß Gott durchaus muß geistig seyn;

Denn, dränge jeder Ton in seine Ohren,
Den fromme Christen unharmonisch schrei'n,
Er riefe aus: Ach, laßt mich ungeschoren,
Da mag der Teufel Euer Herrgott seyn!"

Sehr empfehlend waren diese Reime meinem Empfinden nicht! — Näher kam mir Schmelka, nachdem er vom Jahr 1824 an als Mitglied des Königsstädtischen Theaters in Berlin lebte, er hier sein Streben vertiefte, so daß, nachdem fünf Jahre später Schmelka Bühnen-Gast in Breslau war, Karl Schall mit Recht sagen konnte: „Schmelka ist ein besserer Schauspieler geworden, ohne weniger komisch zu seyn; er versteht und ehrt als echter Künstler den Unterschied zwischen Darstellung eines Lustspiel-Charakters und den vagen Gebilden der Posse mit aller Freiheit der extemporirten Comödie: er ist Charakteristiker im strengsten Sinne des Worts."

Mit Schmelka als Schauspieler beschäftigen sich jedoch meine Gedanken minder als mit seinem Lebens-geschichtlichen, das er meist räthselhaft schweigsam hütete. Nur in Nähe seiner letzten Erdentage sprach er zuweilen von seiner jugendlichen Vorzeit, doch stets bei fühlbarer Zurückhaltung, selten deutlich offen. Er hielt sich für den Sprößling einer Familie, die sich durch das „von" vor ihrem Namen — den er mir niemals nannte — für hervorragend erachtete; jedenfalls muthmaßlich ließ sich annehmen, er habe etwa die ersten beiden Jahrzehnde seines Erdenwallens ver-

lebt in Verhältnissen, die ihn anregten zum Jagd-lustigen, was er war bis in sein Alter.

Unzweifelhaft ist er verwickelt gewesen in Abenteuerlichkeiten; dazu soll gehören, daß er als Kind für die Geschicklichkeiten der sogenannten „spanischen Reiter" erzogen wurde und doch Geistesbildung hatte. Diese deutet sich schon dadurch an, daß Schmelka zuerst in jugendlichen Heldenrollen die Bühne betrat; kunstspröngerliche Beweglichkeit war ihm jedoch unleugbar eigenthümlich, was er zuhöchst erwies als „Truffaldino", der „Diener zweier Herren". Wenn er mit vollen Schüsseln, von beiden Händen umfaßt, sich über die Bühne hastete, sprang er behend rasch über zwei Stühle hinweg, wobei die Schüsseln nicht in Bewegung kamen. Auch schwang sich dieser „Truffaldino" — nachdem er hingekauert war, um den geöffneten Brief mit erweichtem Brod wieder zu versiegeln und nun einen Zeugen fürchtete — durch einen einzigen Schwung plötzlich völlig aufrecht: er hatte im Augenblick die ganze Last seines Körpers gradstreckig gehoben.

Als Geburtsort gab Schmelka erst Riga, dann diese oder jene Stadt an; mir war es glaublicher, daß er aus Böhmen stammte, was mir auch der in Prag geborene Moritz Rott — den Schmelka Jahre hindurch in Pankow zum Wohnungs-Nachbar hatte — bestätigte. Zu dem Glauben, daß er ein Böhme sey, war unleugbar sein Sprechton förderlich: er klang entschieden böhmisch-deutsch.

Schauspieler war Schmelka zuerst in Prag, dann

in Wien; von dort holte er seine Theater-Verwandtschaft mit dem „Kasperl“, dem jüngeren Bruder des „Hanswurst“, wurde dann in Breslau Liebling der Theater-Besucher, was er vom Jahr 1824 an auch den Berlinern war, indem ihnen Schmelka von der Königsstädtischen Bühne aus die Bäuerle'schen und andere Possen heimisch machte. Diese wurden verdrängt von Berlinereien, zu denen Schmelka's Wesen und Behaben sich nicht zwingen ließ, und worin sein ehemaliger Schüler Friedrich Beckmann sich hervorthat. — Nun hegte sich bei Schmelka Mißmuth, auch vom Alter begünstigt; er wurde im Umgange zurückhaltender, wohnte sich ein im Dorfe Pankow, wo sein Umgang eingeengt war auf seine Freundin, die Witwe des Schauspielers Scholz, und Moritz Rott, der, wie schon erwähnt, sich ebenfalls in jenem Dorfe eingewohnt hatte und mit Dem Schmelka — Beider Beschäftigungszeit für das Theater ausgenommen — Tag für Tag vertraulich beisammen lebte.

Schmelka's letzte Rolle war „Herr von Pappendeckel“ in dem Singspiel: „Die Schwestern von Prag“. Der Darsteller wurde durch Beifall ausgezeichnet, aber als es zur Wiederholung kam, war er krank und der Tod griff ein. — Am Tage vor der Beerdigung Schmelka's gab Carl Matthias Rott im Raimund'schen „Verschwender“ den „Tischler Valentin“, und als das „Hobel-Lied“ in Wiederholung verlangt wurde, sang der sinnige Gast:

„Da rufen s' mich auf's Land hinaus,
Ja, Pankow heißt der Ort,
Da tret' ich in ein Trauerhaus,
Ein'n Sarg den brauchen s' dort.
Ein Sarg schreckt sonst den Tischler nicht,
Doch diesmal that mir's weh —
Und schwer wird mir die ernste Pflicht,
Wenn ich den Todten seh'.

Er war in diesem heitern Haus
So lange gern geseh'n,
Halb sterbend erst ging er hinaus,
Nun ist's um ihn gescheh'n!
Todt wär' nun, der so oft erstrebt,
Was Ihre Gunst ihm bot?
Nein, wer in Ihrem Herzen lebt,
Nein, nein, der ist nicht todt!"

Nun ja, Schmelka lebte im Herzen Vieler, aber alle Herzen sind sterblich; ich verwebte jedoch meinen Erinnerungen auch die an ihn, zugleich einverstanden mit Dem, was im „Theater-Lexicon" zu lesen ist: „Leicht beleidigt, eben so leicht wieder versöhnt, war er dabei ein durchaus biederer, fester und ehrenwerther Charakter."

Indem bei dem Hinblick auf Schmelka an den mir später befreundeten Moritz Rott zu denken war, möge darüber Näheres sich hier anreihen.

Rott war wie zum Schauspieler geboren in äußerer Gestaltung und geistiger Haltung, mit dem Gedanklichen im Auffassen und Einüben verwandt auch der Raschheit, womit das Natürliche zuweilen dem Geistigen plötzlich mehr noch einleuchtet. Er hatte weder das Seelische noch Körperliche vernach-

lässigt, und schmückte er außerhalb der Bühne seinem Aeußeren die Sorgsamkeit gern mit dem Zierlichen, so ist dies in Bezug auf den Schauspieler gewiß eher zu loben als zu tadeln. Jedenfalls eigen waren ihm Macht und Umfang in geistiger und körperlicher Beziehung, er bewies dies in seinen Darstellungen, die sich vom höheren Trauerspiel an bis zum übermüthigen Lustspiel zurecht fanden. — In jedem Verhältniß werth und treu, war zugleich sein Wesen etwas durchglüht von Schwärmerei, die ihn auch hinzog zum Dichterischen, dessen Richtung hervorgeht aus seinen Reim-Zeilen:

„An Anastasius Grün.

Die alte Dichtung, sinnig zart gesungen,
Vom Phönix, der sich aus der Asche hebt,
Das Glanzgefieder himmelwärts geschwungen,
Durch blauen Aether auf zum Himmel schwebt:
Sie liegt, zur schönen Wirklichkeit gestaltet,
Ein freudig Wunder unserm Auge vor,
Ein Lebensbaum, in voller Pracht entfaltet,
Aus stein'gem Acker strebet er empor.

Nach jeder Himmelsgegend hin verbreiten
Die immergrünen Segensäste sich,
Und Purpurblüthen, gold'ne Früchte gleiten
Aus seiner Blätter Krone wonniglich.
Aus „Schutt" und Trümmer ist ein Bau erstanden,
Der Pyramide gleich am Nilus-Strand,
Ein Geist, kein Volk in engen Sklavenbanden,
Hat diesen Pharos leuchtend hingebannt.

Es ist das Wort, der göttliche Gedanke,
Der Urgeist, der zur Menschenseele spricht,
Die Phantasie, zertrümmernd jede Schranke,
Unsterblichkeit begründend im Gedicht.

Du singst vom Lenz, von Rosen, Nachtigallen,
Von Moder, Grabesnacht und Auferstehn —
Beglückter! dem das selt'ne Loos gefallen:
Du kannst in Deinem Lied nicht untergeh'n."

Diese Gefühls-Ausströmung, völlig ergeben dem Empfinden des Anastasius Grün (Anton Alexis von Auersperg), bezeugt für Rott den Einfluß jenes Dichters, dessen Selbstbekenntniß unter Anderem berichtet:

„So, ob mich Liebe gleich durchglühte,
Ob auch Erfüllung mich nicht floh,
Ob Lust und Freude mich umblühte,
War mein Gesang doch nimmer froh.
Selbst wenn mit holdem Lilienarme
Mich Liebchen traut und warm umschlang,
Sang ich vom süßen Liebesharme
Zur Harfe manchen Trauersang."

Dermaßen schwarz färbte Rott seine Gefühle nicht; Düsterheit mußte er aber überwinden: denn Jahre hindurch hatte er seine hoffnungslos kranke Frau zu pflegen. Dazu mitbehülflich war eine im vollsten Sinne ehrsame, mitfühlend treue, deshalb nennenswerthe Wärterin, die sich nach dem Tode der Frau bei dem Witwer wirthschaftlich bemühte. Ueber die noch jugendlich anmuthige Sachsin wurden nun irrige Gerüchte laut, und ich sagte deshalb eines Abends zu Rott: „Für des Mädchens Ruf haben Sie zu sorgen; also: entlassen oder heirathen!" — Mir wurde entgegnet: „Ja, wenn ich sicher wüßte, sie bliebe als Hausfrau mir Gealterten gegenüber ebenso!" und ich hatte die Kühnheit, auszurufen:

„Das wollt' ich verbürgen, nach Allem, was die in jeder Hinsicht Bewährte bisher that!" Und diese Frau Rott hat mein Zeugniß bestens gerechtfertigt in Freud' und Leid: denn Rott mußte zuletzt Jahre hindurch leiden an fast völliger Lähmung, rühmte nun aber stets seine muthige, seine ihn erheiternde Pflegerin, der ich hier anerkennende Theilnahme bezeuge.

Auf anderer Seite meines Lebensganges hatte ich im Jahr 1818 ein wenig zu kämpfen wegen der mir nie sichtlich gewordenen, von Thoren für eine Oberhofmeisterin der Weisheit gehaltenen Frau Juliane von Krüdener. Bekanntlich war sie einst die so weit Erhobene, daß sie drei Gekrönte in ihrem Pariser Bet-Saal vorbereitete zur sogenannten „heiligen Allianz", die aber aus ursprünglicher Dreieinigkeit bald vielseitige Uneinigkeit entwickelte. — Früher, in den Unheils-Jahren 1806 bis 1809, soll Frau von Krüdener angeblich auf die Königin Luise von Preußen durch biblische Tröstungen eingewirkt haben in Hinweisung auf die allwaltende, ewig herrschende Segensmacht. Nach der Rückkehr des Königlichen Paares habe ich in Berlin mehrmals erfahren, daß Hofherren die damals gebräuchlich gewordene Staats-Frömmelei vom Redebunst der Frau von Krüdener sich hatten steigern lassen. — Nun war zu Anfang des Jahres 1818 die nach ihrer Einbildung „zur Himmels-Botin Auserwählte" in Leipzig, und Berichte von dort für meine Zeitschrift hatten eine andere Stimmung, als jenen Hofherren zusagte. Erzählt ward von meinem Berichterstatter unter Anderem:

„In Gesellschaft einiger Freunde hatte ich Gelegenheit, Frau von Krüdener zu sprechen. Wir wurden nach dem Hotel de Saxe geführt, wo die wandernde Priesterin in der dritten Etage wohnt. Bei dem Eintreten fanden wir ihre Tochter, Frau von Berkheim, welche von der Krüdener selbst die „Vollendete" genannt wird. Der Kaplan Kellner saß schreibend im Zimmer; Er, der oft sagt: „er sey ein großer durch Frau von Krüdener erleuchteter Sünder", sieht einem Sünder noch ziemlich ähnlich; man begreift bei seinem Anblick: daß man ihn in dem Lande, wo Lavater's „Physiognomik" entstand, nicht leicht für ein gutes Wesen halten konnte. — Artig empfangen, waren die gewöhnlichen Verlegenheits-Gespräche bald im Gange, endlich trat Frau von Krüdener ein, und nach einigen gleichgültigen Worten über ihre Reise ward die Unterhaltung sogleich religiösen Inhalts. Länger als eine Stunde sprach sie mit vieler Salbung in Art der Herrenhuter; ich glaube aber: der Glaube mußte dabei zum Verständniß helfen. Der Vortrag kann erleuchtet gewesen seyn, das begriff ich vielleicht nicht, daß er aber selten klar genannt werden konnte, das mein' ich begriffen zu haben. Die Verderbniß der Menschen im Allgemeinen, der „laue" Protestantismus und der „kalte" Katholizismus, ferner die Härte der Reichen gegen die Armen waren die Texte zu den Reden. Sie erhob dann große Klagen gegen die Schweiz, und gab von dieser eine Schilderung, welche wohl manches Wahre, doch auch gewiß viel Ueber-

triebenes enthielt. Einige patrizische Familien, sagte sie, drücken dort Alles zu Boden, die Reichen lassen vor ihren Augen die Armen Hungers sterben, die Sündhaftigkeit ist grenzenlos, besonders durch die vielen „Fabrik-Menschen“ veranlaßt. Vor drei Jahren, sprach sie weiter, wurde mir die große Hungersnoth offenbart, ich habe gewarnt und bin mit Verachtung behandelt worden. In so hohem Grade, als sie erfolgte, habe ich jedoch die Theurung nicht vermuthet und daher Manchem abgerathen, sein Vaterland zu verlassen; doch, da Gott endlich diese harte Strafe sandte, verließen mehr als achtzehntausend Familien ihre Heimath. Ein großer Theil ist zwar umgekommen, doch — hier hob sie ihre Augen gen Himmel — sie starben bekehrt. Die Nachrichten, welche ich jetzt aus der Schweiz habe, bestätigen, was ich bei meinem Abschiede sagte: das Nahen einer gänzlichen Anarchie, denn der Arme kann sich diese Bedrückungen ferner nicht gefallen lassen. Ueberhaupt steht dem Weltgebäude eine große Revolution bevor, die „schmelzenden Gletscher“ sind die Vorboten. — Als wir bei diesem Anlaß die Stürme in Indien erwähnten (Frau von Krüdener liest keine Zeitungen!), da rief sie: „Hört, hört!“ — als wäre sie im englischen Parlament. — Jetzt kamen Klagen über die Behandlung, welche sie auf ihrer Reise erfahren. „Von Stadt zu Stadt“ — berichtete sie — „bin ich von Bewaffneten begleitet worden, in mehreren Orten, selbst in Schmalkalden, wo doch auch ein heiliges

Bündniß geschlossen ist, wurde mir der Eingang verwehrt.“ — Wir erhielten dann die Mittheilung: was sie, um des sündhaften Zeitalters willen, neuerdings an verschiedene Potentaten geschrieben habe, und als wir endlich selbst zum Scheiden Miene machten, wurden wir mit einem religiösen Gruße entlassen. — Meine Meinung über diese Dame ist: Sie hat einst Aufsehen gemacht und möchte es ferner machen; sie will stolz seyn können auf irgend etwas und wär' es auch auf Verfolgung; sie hat unbezweifelt Kenntnisse, über welche man früher ihr schmeichelte, so glaubt sie ihre geistigen Kräfte erweiterter als sie sind, und füllt alle Lücken mit Phantasieen, wie sie überhaupt nach Allem greift, was ihren Ideen dienen kann, und nichts ist ihr so unwahrscheinlich, daß sie den Glauben versagte, wenn es nur irgend zu ihren Ansichten taugt. Sie ist voll Schwärmerei der Leichtgläubigkeit, und wenn ein tieferer Geist seine Erfahrungen nach innen wendet, um für sich eine ungestörte Friedlichkeit zu gewinnen, so drängt sich ihre sichtbare Oberflächlichkeit stets nach außen. In einem Kreise, der ihr angehört, möchte sie mit diesem Wesen unschädlich schalten können, als Rednerin zum Volke kann sie nicht füglich geduldet werden, da es gegen alle Ordnung streitet, und da die Masse natürlich Das, was die Lehrerin schon nicht verständig giebt, arg mißverstehen muß. So wünschen wir denn von Herzen, daß ihr Leben aus dem Schwindel zu einer festen Haltung kommen möge, was am schnellsten geschieht, wenn sie über die Schranken der Weiblichkeit einmal

tief nachdächte, statt daß sie sich bei ihrem jetzigen Vorhaben alles Denkens zu enthalten sucht."

Dieser Darlegung, dem „Gesellschafter" (1818. Bl. 7.) mitgegeben, folgte noch eine (Bl. 18.), von der ich nur den Schluß erneure:

„Sie eiferte in einer versammelten Gesellschaft wieder viel gegen die Philosophen und alle Diejenigen, welche auf Verstand und Wissen etwas geben. Auch von bevorstehenden göttlichen Strafen sprach sie wieder, die, so viel man begreifen kann, durch die Türken in Erfüllung gehen werden. Wie nahe diese seyn sollen, geht aus folgender Aeußerung von ihr hervor. Als nämlich Jemand zu ihr sagte: daß, wenn ihr Aufenthalt hier sich vier bis fünf Monate später ereignete, es ihm zum Vergnügen gereicht haben würde, sie bei sich auf seinem Gute hier in der Nähe zu sehen, erwiederte sie: „Das liegt dann wohl schon in Ruinen!" — Am Schluß jener Versammlung ertheilte sie den sich Entfernenden den Segen. Und so ist denn hier die Erscheinung dieser seyn wollenden Prophetin vorüber gegangen, ohne etwas Anderes zu bewirken, als in den inflanablen Köpfen einiger Wenigen zu dem bereits vorhandenen Zunder noch etwas mehr hinzugefügt zu haben."

Nach Veröffentlichung dieser Berichte waren etliche jener Hofherren, die früher durch Frau von Krüdener und ihre Ueberspannung sich hatten geistig enthaupten lassen, gegen den „Gesellschafter" und dessen Herausgeber feindsinnig geworden, und nun erschien noch („Gesellschafter" 1818. Bl. 35.) folgende

„Apostrophe.

Verstand verleihe, Herr, mir lebenslang!
So laute jedes Menschen Taggebet;
Denn Köstlicher's kann er wohl nichts verlieren
Als dieses Kleinod, diese Himmelsgabe,
Das Einzige, was ihn vom Thiere scheidet.
Mit Recht ist also, wem der Stern erlosch
In Mitternacht des sturmbewegten Lebens,
Ein traurig Bild des Jammers und des Mitleids.
Doch wer soll Den bedauern, der den Gott
In sich muthwillig so verleugnet und verspottet,
Daß der Beleidigte entflieht? Und dennoch
Regt uns ein Etwas sich in tiefer Brust,
Ein wunderbar Gemisch von Wehmuth und
Von Zorn, wenn eine Stadt, ehrwürdig stets
Durch Wort und That für Vaterland und Fürsten,
Wenn sie, die mehrere Jahrhunderte
Dem Dienst der Weisheit Priester hat erzogen,
Die Göttin lästernd, sich mit Thoren füllt,
Zusammenströmend aus den eig'nen Bürgern.
Verblendete, seht Ihr die Fesseln nicht,
Die man dem Geiste schmiedet durch ein Weib,
Das Pfaffenlist und Pfaffentrug erwählt,
Europens Gläub'ge unter Einen Hut,
Die römische Tiara, zu versammeln:
Daß Eine Heerde werde und Ein Hirt,
Um so als Unterhirten ganz gemächlich bald
Die Schäflein nicht zu scheeren — nein, zu schinden?
Seht ihr denn nicht, daß die Sybille nur
Die würd'gen Schüler des erhab'nen Meisters
Darum ein Tau — das durch ein Nadelöhr
Hindurch nicht will — zu Fäden trennen und aus diesen
Mit großem Eifer Netze stricken läßt,
Leichtgläubige zu fangen? Kennet ihr
Den Köder nicht, nach dem ihr gierig schnappt?

In myst'schem Unsinn will man euch betäuben,
Damit ihr blindlings in die Falle geht,
Euch aufgestellt von schnöder Frömmelei.
Ist's glaublich: Männer, deren Ahnen einst
Den falschen Waldemar als falsch erkannt
Und ihrem echten Fürsten treu geblieben,
Verleugnen ihre hohe Abkunft ganz:
Sie ziehen schaarenweise hin zur falschen
Prophetin, lassen sich von ihr und von dem Troß
Der gaunernden Zigeuner, die ihr folgen,
Verlocken aus dem Reiche der Vernunft
In's Reich der Dummheit und der Finsterniß!
Kein Wunder ist's dann, wenn das schwächere
Geschlecht dem Beispiel folgt des stärkeren,
Voran sich drängt, und weinend schluchzt und lauscht,
Gerührt von religiöser Gleisnerei,
Die schlau Vergebung zusagt aller Sünden,
Im Namen dessen, den sie frevelnd höhnt,
Wenn nur zu ihr der Sünder Schaar sich wendet,
Von ihr recht innig sich ergreifen läßt!
Das aber ist der alte Pfaffenkniff —
Erdacht von Proselytenmacherei —
Der stets erwünschte Früchte hat getragen.
O Luther, könntest du der Welt ersteh'n,
Du würdest donnernd deine Stimm' erheben,
Und, wie einst Tezel'n, jetzt der Ablaßkrämerin,
Die durch Europa zieht von Süd nach Nord —
Nimmt sie gleich Geld nicht für die Sündenwäsche —
Das schlechte Handwerk legen. Sohn des Lichts,
Der Wahrheit Kämpfer, zürne darum nicht,
Daß Viele, die vor wen'gen Tagen noch
Das Fest der Rettung aus des Geistes Sclaverei
Durch Dich, das unvergeßliche, gefeiert,
An Deinen Lehren zu Verräthern werden:
Vergieb es, was sie thun, sie wissen's nicht!"

An einem der letzten Tage des März 1818 hatte ich dann in Folge dieser „Apostrophe" und der Berichte aus Leipzig in meinem kleinen Arbeitszimmer eine Anzahl jener alterirten Hofherren zu begrüßen und von ihnen zu hören, daß ich der Verleumdungen gegen Frau von Krüdener und der Ausfälligkeiten gegen alle der Erleuchteten Anhänglichen schuldig und zu einer Ehrenerklärung verpflichtet sey. Ich antwortete, daß ich damit meine eigene Ehre verletzen würde, fände mich also nur bereit, Das drucken zu lassen, was die Herren vorschreiben möchten, mir jedoch eine Hinzufügung vorbehaltend. Es entstand ein sehr lebhaftes Gerede, was Mitbewohner des Hauses herbeirief, und draußen auf der Straße wurde es ebenfalls lebhaft. Wir trennten uns nun ohne Beschluß, und Weiteres geschah nicht, oft aber habe ich damals — und immer öfter — mich erinnern müssen an Luther's Ausspruch: „Die Welt ist wie ein betrunkener Reiter; hebt man ihn auf einer Seite in den Sattel, fällt er von der anderen Seite wieder herab." —

Uebrigens will ich keineswegs Gewaltthaten beschönigen, die von Machthabern verfügt wurden gegen Frau von Krüdener, nachdem man sie als vortheilhaftes Werkzeug in die Zeitereignisse verwebte. Zweifelhaft ist es mir aber, ob man durch ihr Einschieben in Geschichtliches die Lehre erworben hat, daß man einer Persönlichkeit, der man durch klügliche Absichten Wichtigkeit gegeben, diese Wichtigkeit nicht plötzlich entziehen kann, ohne daß neue Uebelstände

4*

entstehen. — Man hatte das Volkswesen angeweht mit der Freiheitsgluth, auch die Glaubenskraft zu Hülfe gerufen; jene wurde zum Uebersturz des Volksdranges, diese zur Frömmelei, und geltend machten sich nun allseitige Uebergriffe, die manches Marthyrthum erzeugten, auch das der Frau von Krüdener. —

Einen mit Unrecht fast völlig Vergessenen rufen sich nun meine Erinnerungen herbei: Julius von Voß, in seiner Eigenthümlichkeit eine seltsame Erscheinung. — Geboren am 27. August 1768, ist in Bezug auf seine erste Jugendzeit wenig bekannt; wunderlich mußte sie gewesen seyn, denn es hatte ihr alle Schulbildung gefehlt. Vom vierzehnten Jahr an war er Soldat, blieb es — zuletzt als Lieutenant — bis zum dreißigsten; durch seine freimüthige Zunge und Verbesserungs-Vorschläge hatte er sich Feindschaften zugezogen, erbat seine Entlassung, und suchte nun Entschiedenheit darüber: ob er Schriftsteller, musikalischer Componist oder Maler werden wolle, im Befragen der Knopflöcher an seinem Rock. Der letzte Knopf hielt den Schriftsteller fest, und Voß eiferte sich nun hinein zu mancherlei Schaffen durch Feder und Tinte. Selbstgeständlich war es ihm unmöglich, sich zu besinnen auf die Titel der Romane, Schauspiele und Flugschriften, die er von 1813 bis 1828 herausgegeben; er glaubte aber, „daß mehr als hundert Bände von ihm erschienen und einige Hundert Aufsätze in Zeitblättern“, meist ohne seinen Namen. — Mag für einen großen Theil dieser Erzeugnisse das Urtheil zu billigen seyn: er verdiene

keine Beachtung, ein anderer Theil, ob man jetzt kaum daran denkt, ist dennoch nicht ohne Werth. Jedenfalls weisen diese Gaben hin nach den verschiedensten Strebungen (Staats- und Kriegskunde, Tagesgeschichte, vielfarbig ernst, heiter und witzig ausgestattete Unterhaltungs-Schriften) und zeichnen Julius von Voß als einen Mann mit vielfältig anwendbarer Einsicht, mit sehr beweglichem Geist, und es ließen sich Beweise dafür auch aus dem „Gesellschafter" herbeiholen. Vereint waren jene Eigenschaften freilich mit zu raschem Betrieb der schriftstellerischen Fruchtbarkeit; ihr Uebermaaß entstand aber meist in Folge seines Nothstandes, dessen Macht und Einfluß er selten abwehren konnte. Leider fehlt in Deutschland öfter als in andern solchen Ländern, wo man sich der Bildung rühmt, der Wille und Antrieb, geistreich Befähigte auf ihrer richtigsten Bahn zu fördern, ihnen Freiheit und Mittel zu verschaffen, dort das Bestmöglichste zu erreichen. Unendlich viel Bedeutendes und Werkthätiges geht dadurch für alle Zweige des Wissens, des Hervorbringens und der Erhebung des Berufs im Menschenthum verloren, gar viel Tüchtiges verkümmert, weil der Blick dafür entweder fehlt oder sich theilnahmlos abwendet. Und eben Diejenigen, die in ihrem Vaterlande Fähige nicht erkennen oder absichtlich unterschätzen, dadurch der Uebermacht des Auslandes in mancherlei Bereich sündlich Vorschub leisten, sind bei den Deutschen, im Vergleich mit andern Völkern, am zahlreichsten. — Außerdem hatte Julius von Voß Liebe zur Unabhängigkeit, die sich

Beschützer nur dort erwirbt, wo man das Menschenrechtliche gleichrechtlich übt, das heißt: unabhängig von übereinkommlichen Forderungen, mit denen man innerlich erniedrigt, was man äußerlich zu erheben meint. — Bei ihn drückend beherrschenden Zuständen kam die größere Zahl der schriftstellerischen Erzeugnisse von Julius von Voß mit der Anweisung auf Vergänglichkeit zu Tage, mehrere aber werden sich in ihrem bedingten Werth auch für künftige Zeit erhalten; Zeitgenossen dürfen jedenfalls mit seinem Andenken ihr Bedauern verbinden, daß er nicht Gönner fand, die ihn für Gediegneres unterstützten. — In seinen letzten Lebensjahren war er von Trübheit befallen; menschenscheu und leicht empfindlich verletzt ging er umher, und ich habe Seiner in flüchtigem Hinblick gedacht, weil er bei allem Wenden, Mühen und Entbehren Mann von Gesinnung blieb, dem ein anerkennender Nachruf das anderseits ihm Nachtheilige in Hinsicht auf seinen Nothzustand mildern möge. — Ach! — wie viele ehrenhaft Geistvolle sah ich im Mangel untergehen, während neben ihnen Flachköpfe durch schmachvolle Dienstlichkeit sich zu Glanz erhoben! —

Wenn ich nun meinem Gedächtniß ein Musterbild von liebenswürdiger Kindlichkeit im Mannesalter heranrufen will, stellt sich mir ein in solcher Gesinnnungsweise Unübertrefflicher. Es ist August Zeune, im Jahr 1806 Begründer und dann Direktor der Blinden-Anstalt in Berlin, mir aber schon traulich genaht während meiner Schul-Uebungen in

Wittenberg. Als jene Stiftung ihren fünfundzwanzigjährigen Bestand feiern konnte, da war unter Anderem zu sagen:

„Kaum hatte die Anstalt die ersten Wurzeln geschlagen, als sie auch schon beim Einbruch französischer Kriegsheere wieder einzugehen drohte. In dieser Zeit der Noth brachte Zeune den Rest seines kleinen Erbtheils aus Sachsen, um ihn frommen, menschenfreundlichen Sinnes als Opfer hinzugeben, und dem Staat eine wohlthätige Anstalt zu erhalten.“

In welchem Sinne er sie leitete, geht hervor aus seiner völlig zu bestätigenden Erklärung:

„Die ganze Verfassung ist mehr einem kleinen Freistaate als einer unumschränkten Alleinherrschaft zu vergleichen, und der Vorsteher ist mehr ein Ordner nach den Gesetzen des Rechts und der Billigkeit, als ein Herrscher nach Willkür und Laune. Denn daran soll Jedermann erkennen, daß wir seine Jünger sind, daß wir Liebe unter einander haben.“ —

Bekannt ist Zeune's Antrieb, aus unserer Sprache jeden Fremdausdruck zu verbannen; er wurde deshalb oft geneckt, besonders als er die Namen London und Paris, zufolge der Bodenräume, auf denen der Bau dieser Städte ursprünglich begann, als Bezeichnung von „Schiffstadt“ und „Schlammstadt“ erklärte. Auch seine „Erdkarte vom Himmel aus“ reizte in der Oeffentlichkeit heitere Bemerkungen, ohne daß der Zwist Richtigkeit und Unrichtigkeit auszugleichen wußte, und Zeune verlor bei solchen Streitigkeiten selten seine gemüthliche Laune.

Ein ihn höchlichst beglückendes, für seine wohlthätige Betriebsamkeit ermuthigend wirkendes Glück hatte er, als sich im Jahr 1836 berichten ließ:

„Die Blinden-Anstalt, unter Direktion des Professor Zeune, wird ihre Nützlichkeit auf einen weiteren Kreis von Zöglingen ausdehnen. Sie hat dies einem eigenen Umstande zu verdanken. Zu der Zeit, da in Berlin die Sterbefälle zahlreicher waren als sonst, was man der Cholera zuschrieb, besuchte ein sehr bejahrter Mann mehrmals das Blinden-Institut und erkundigte sich nach allen Einrichtungen. Er kam seitdem alle Jahr einmal wieder und zeigte stets eine rege Theilnahme, ohne daß man viel von dem Manne wußte. In diesem Jahre starb er und bei Eröffnung seines Testaments ergab sich, daß derselbe — er war ein pensionirter Rittmeister — den größten Theil seines Vermögens (nämlich die Summe von 80,000 Thlr.) dem Blinden-Institut vermacht hatte; so wird es nun durch Erweiterung seines Wirkungskreises dem ihm gewordenen Wohlthäter zu einem dauernden Denkmal.“

Erwähnenswerth ist Zeune auch als Dichter. Im Jahr 1840 wurde sein „Oratorium: Huß“, in Musik gesetzt von Johann Karl Gottfried Löwe, mit Beifall aufgeführt. Daß aber der Dichter sich Angriffe zuzog vom einseitig priesterlichen Standpunkt, wird leicht erklärlich durch die, ob auch nur gesungenen Aeußerungen:

„Der Wiklef hat in Wahrheit nichts gelehrt,
Was nicht mit Christi Lehre stimmen sollte.

Wo hat denn Christus einen Papst verordnet?
Ausdrücklich spricht er ja: „Im Himmelreich
Soll Keiner größer seyn als jeder Andre."
Wo hat er denn gesagt, daß seine Kirche
In Glanz und üpp'gem Reichthum solle herrschen?"
Ausdrücklich spricht er: „Selig seyd ihr Armen,
Denn das Reich Gottes ist euch zugetheilt."
Wo hat er denn verordnet, daß ein Bischof
Kann ohne Sacrament mit Weibern leben?
Da doch Sanct Paulus deutlich spricht: „Ein Bischof
Soll seyn unsträflich, Eines Weibes Mann."
Wo steht geschrieben, daß ein Ablaßgeld
Die Seele rette aus dem Fegefeuer?
Da weder Ablaß noch auch Fegefeuer
Je in den heil'gen Schriften wird genannt."

Ohne daß der Himmel- und Erdkundige seinen Namen einmischte, erschien in demselben Jahre (1840) sein Schriftchen: „Ein Wort Friedrich des Großen über die Naturgrenze zwischen Deutschland und Frankreich", ebenfalls Widersacher erweckend. Der „Gesellschafter" bemerkt darüber in launigem Anstrich:

„Der Verfasser hielt sich anonym, da man sich indeß hierdurch nicht hindern ließ, ihn kund zu geben, wissen wir durch Schwarz auf Weiß, wer es ist, und es wäre, um mit der Leipziger „Allgemeinen" zu reden, „Affektation, wenn wir etwas, was wir wissen, nicht wissen wollten." Also — Zeune erneuerte seine richtige Ansicht, daß keinesweges Ströme, sondern Gebirge als natürliche Grenzen anzuerkennen sind; danach zieht er nun seine Linien auf den Land-Charten, zieht sie in seiner Schrift auch zwischen Deutschland und Frankreich, und wir Deutsche können

damit sehr zufrieden seyn, denn er giebt uns, was wir nicht haben, und weiset dagegen den Franzosen ganz hübsche Entschädigungen an, die sie sich aber auch erst nehmen müßten. O ja, es ist wohl 'ne gute Idee, doch auch in der Wirklichkeit leicht? — o Nee! — Die Schrift wird aber nicht nur deutschen Staatsmännern, sondern auch französischen, die ein gutmüthig naives Deutsch verstehen, viel Vergnügen machen, und unserm Volke gewiß, dem es noch obenein frei steht, auf der Charte Deutschland so einzurichten, wie es Zeune wünscht, der in seiner poetischen Prosa mehr thut als Niclas Becker in seinen Versen; denn Jener will erstens auch: „Sie sollen ihn nicht haben"; zweitens möchte er sich noch Verschiedenes herausgeben lassen."

Ueber meinen Jugendfreund August Zeune habe ich jedenfalls nur Liebes und Gutes zu erzählen, und ich will sein Andenken hier noch feiern mit dem Anschluß eines seiner Lieder, das nur Wenigen bekannt wurde, und womit sich bezeugt, daß seine wissenschaftliche Richtung auch aus seinem Scherz hervorleuchtet. Es ist so abgedruckt, wie er es schrieb, wonach sichtlich wird, daß er abwich von der Gewohnheit, jeder Verszeile den großen Anfangs-Buchstaben zu geben:

„Die Urfänger.

Zur Zeit, als noch den Erdball wüst und leer,
das gährende Gewässer rings bedeckte,
als nur der Wallfisch andre Fische schreckte,
als noch die Lüfte dampften neblig schwer,

da war es auf der ganzen Erde stumm,
denn Fische singen nicht, sie sind zu dumm.

Chor.

Fürwahr, der Fisch ist ewig stumm und dumm,
so sagte längst schon das Proverbium.

Doch als der Himalaja aufgetaucht,
das Festland hoch und höher war gestiegen,
da sah man Vögel durch die Lüfte fliegen:
der Schöpfung war nun Stimme eingehaucht;
vom Adlerbaß bis Nachtigallsopran
stimmt Alles jetzt ein lust'ges Tonspiel an.

Chor.

Vom Baß, Tenor und Alt bis zum Sopran
stimmt Alles jetzt ein lust'ges Tonspiel an.

Als grüner Teppich weit die Erde schmückt,
erwacht der Mensch inmitten würz'ger Blüthen,
wo bunte Vöglein in deu Zweigen brüten:
er ist zu reiner Seligkeit entzückt.
Es dringet in sein Ohr ein süßer Klang,
und von dem Vogel lernen wir Gesang.

Chor.

Es dringt in unser Ohr ein süßer Klang,
und von dem Vogel lernen wir Gesang.

So stieg Gesang hernieder aus der Luft,
da Menschen ihn von Luftbewohnern lernten,
und höchstes Lob, das Sängerinnen erndten,
ist Nachtigallenschlag voll Frühlingsduft.
Auf luft'ger Welle fliegt von Ort zu Ort
der Klang der Stimme wie ein Flügelwort.

Chor.

Ja traun! Gesang stammt her aus höherm Ort,
drum nennt Homer geflügelt auch das Wort.

So sey Gesang durch Niedres nie entweiht,
nicht ird'scher Schwere folgen seine Wellen,
kaum hingehaucht sie schon zum Himmel schwellen,
verlierend sich im Urraum endlos weit.
Nur Edlem gelt' es, sey es Ernst, sey's Scherz,
sey's Götterfunke, Freude, sey es Schmerz.

Chor.

Nur Edlem gelt' es, sey es Ernst, sey's Scherz,
zum Herzen dringe, was gefühlt das Herz."

Zumuth ist mir so, wenn ich des Freundes August Zeune mich erinnere, und es schwächt solches Empfinden nicht, daß ich anzufügen habe: bei seinem vielseitigen Wissen und in seinem ganzen Behaben war er wie nicht getrennt vom kindlichen Begriff. Umsicht und Gelehrsamkeit, die sich in seinen Schriften nach verschiedener Richtung erweisen, waren nebenher verbunden mit Beschränktheit in Mancherlei, so daß sich in und an ihm ein Wesen fand, sehr geeignet für Umgänglichkeit, aber im Mannesalter noch dermaßen kindlich, daß zuweilen Jeder des zweideutigen Lachens sich nicht enthalten konnte, Jeder aber zugleich stets Rührung und Wohlwollen empfand. Wenn wir jedoch — zufolge unserer Glaubens-Urkunden — wie Kinder werden müssen, um in's Himmelreich zu kommen, dann läßt sich in Bezug auf Zeune versichern: er war schon im Himmelreich bei seinem Erdenleben, und in diesem mag die Schilderung des von der Schulbank her mir treuen Freundes sein Andenken bewahren helfen. —

Gedacht sey jetzt an Charlotte Birch-Pfeiffer, die sich mit mir bekannt machte im Jahr 1823, als

sie zum Erstenmal Gastin war auf dem Königlichen Theater Berlin's. Sie kam aus Hamburg als „Demoiselle" Pfeiffer — das „Fräulein" bedurfte damals noch des „von" — kam zu mir in Begleitung einer von ihr eingeschulten Demoiselle Seebach. Diese wurde mir nach kurzem aber lebhaften Gruß vorgestellt mit der fragenden Anrede: „Herr Professor, ist dies Mädchen schief?" — Erstaunt zurückweichend sah ich hin auf die erhitzte große Pfeiffer und die verlegene kleine Seebach, ohne zu wissen, was man mir zumuthe. Endlich vernahm ich eine Anklage meines Hamburger Berichterstatters, Dr. Bärmann, der in Hinsicht auf die „Schülerin" unter Anderem von dem „stets nach einer Seite hangenden Kopf" gesprochen, ihr auch überhaupt wenig Angenehmes gesagt hatte. Der Hamburger war, wie ich später selbst entdecken konnte, im Recht; es war aber, muthmaßlich in guter Meinung, etwas zu derbsam benutzt, einer Neulingin gegenüber. Sie mußte sich auch in Berlin rasch abfinden lassen mit nur einer Rolle — „Hildegard" in dem Schauspiel „Johanna von Montfaucon" — doch ließ sich zu ihrer Beruhigung sagen:

„In einem Bericht aus Hamburg ist die Gestalt der Demoiselle S. scharf beurtheilt; ich kann jenen Angaben nicht beistimmen, sondern glaube, daß eine angewöhnte ungracieuse Haltung des Kopfes jenen Correspondenten zu einer Schilderung verleitet hat, die nicht treffend ist." („Gesellschafter". 1823. Bl. 65.)

Dies erste unbedeutende Zusammentreffen der

Birch-Pfeiffer mit mir mag in Etwas ihre offenherzige, doch zuweilen auch etwas gewaltsame Natürlichkeit bezeichnen; meinen Berichten über ihr damaliges Gastspiel als „Sophia Zaarewna" (in Raupach's „Fürsten Chawanski"), „Donna Diana" und „Margarethe" (in Iffland's „Hagestolzen") entnehme ich nur abgerissenes Schluß-Ergebniß, weil es vielleicht ein wenig dem Bühnengeschichtlichen dienen kann:

„Von Vielseitigkeit können wir noch nicht reden, aber eine Vorzüglichkeit im Einzelnen ist uns schon außer Zweifel. Daß man jetzt mit dem Studium im Tragischen immer zwischen Deutschland und Frankreich sich theilt und gleichsam eine künstliche Verschmelzung der mimischen Grundsätze beider Völker beabsichtigt, bemerkten wir auch hier." — „Es wäre für uns dankenswerther, wenn man dies lieber auf das Lustspiel übertrüge, was uns in seiner Trägheit noch ganz hypochondrisch machen wird, besonders in der Hinsicht, daß wir über so viele Uebel dabei zu klagen haben, die aber leider nicht in der Einbildung zu suchen sind, wie dies bei der Hypochondrie oft der Fall ist." — „Demoiselle Pfeiffer hat eine erhabene Gestalt, körperliche Fülle, angenehmes Sprachorgan in der Kraft und Weichheit, Verständigkeit im Vortrage — lauter Eigenschaften, die von Werth sind. Wenn wir daneben angedeutet haben, daß sie etwas von Eßlair'scher Manier hat, nämlich die Gegensätze in der Empfindung gern hart angiebt, also lieber mit Schwarz und Weiß malt, als mit Zwischenfarben, so sagten wir auch schon, daß es in der Tragik eben mit zur Mode

gehört. Hinsichts der „Margarethe" begehrt indessen, bei aller nöthigen künstlerischen Empfängniß, der Naturalismus sein Recht, und auf jenem Wege entfernt man sich davon sehr leicht — ein wirkliches Talent läßt es aber dazu nicht kommen, sondern sucht sich bald wieder die grade Straße." — „Was sich klar und eindringlich Andern gestalten soll, muß durchaus nicht allein selbst gedacht, sondern auch selbst empfunden seyn, und es sind nicht die einzelnen Schönheiten, sondern das Ganze ist es, woran sich das Studium, das tiefere Erkennen bewährt." („Gesellschafter" 1823. Bl. 49 und 65.)

Sieben Jahre später kam nun „Madam Birch-Pfeiffer" — noch als Gastin — nach Berlin und veranlaßte mich durch ihre „Orsina" und „Maria Stuart" zu der Aeußerung:

„Die Künstlerin erscheint uns eine andere als bei den Darstellungen vor mehreren Jahren. Damals war ihre Eigenschaft eine fast rastlose Kraft und Gluth, jetzt steht sie geregelter, besonnener vor uns und würdiger. Indeß möchten wir da, wo sie in der Ueberlegung zuweilen auch die Begeisterung etwas zu sehr dämpft, in dieser Hinsicht ein Etwas von Damals zurückrufen." („Gesellschafter" 1830. Bl. 178.)

In Bezug schriftstellerischer Wirksamkeit der Birch-Pfeiffer gab ich meine Ansicht vor länger als einem Vierteljahrhundert mit dem Abschluß:

„Sie weiß, was sie will, und vollbringt eben was sie kann: sie will auf die Menge wirken und kann es vermöge ihrer unleugbaren Bühnenkenntniß." — „Sie

ist eine fruchtbare Schriftstellerin, welche, einer höheren Aesthetik unzugänglich, ihrem Maasstabe entgeht. Erheben kann sie den Geschmack nicht, und wenn sie sich hütet, ihn zu verderben, darf die Kritik, bei dem sichtlichen Mangel aufführbarer Stücke, schon mit ihr sich vertragen." („Gesellschafter" 1843. Bl. 30.)

Nicht weiter nähere ich einstweilen in der Erinnerung mich Frau Birch-Pfeiffer, weil sie bald nach dem Jahre 1830 Mitglied war für „Königliche Schauspiele" Berlin's, und ich nun mit ihr in verschiedenen Umgänglichkeiten meine Erfahrung erweitern mußte. Bis dorthin griffe ich aber zu rasch hinweg über eine Folgezeit, auf deren Bahn noch Mancherlei zu beachten ist. —

Jetzt begegnen meine Erinnerungen den Martern der Censur, von der ich leidlich behandelt worden war, bis ein widerwärtiges Ereigniß es thunlich machte, mich beinahe zwanzig Jahre mit Beschränkungen zu quälen. —

Am 18. Februar 1828 Abends nach Neun ließ sich der Polizei-Inspektor Mertke bei mir melden. Nachdem er in mein Arbeits-Zimmer eingetreten war, entschuldigte er sich höflichst, wenn er noch so spät störe, und dies thue, indem er leider einen unangenehmen amtsdienlichen Auftrag zu erfüllen habe.

„Alles Unvermeidliche muß willkommen seyn, und man kann's nicht rasch genug erfahren, damit man um so rascher versucht, das Unangenehme dabei zu überwinden!" so ungefähr antwortete ich ihm, wonach er äußerte: „Meine Behörde hat mir befohlen, vom

„Gesellschafter" das Blatt 28 sammt Beilage, datirt vom 18ten Februar, zu confisciren. Ich war deshalb in der Maurerschen Buchhandlung, habe aber nur wenige Exemplare erhalten, weil diese Blätter bereits am 16ten Februar expedirt seyn sollen. Deshalb wurde ich beauftragt, mir von Ihnen die in Ihrem Besitze befindlichen Exemplare ausliefern zu lassen." — „Sie haben hoffentlich eine schriftliche Ordre?" fragte ich. — „Ja wohl, hier ist sie!" — Ich las den Befehl und sagte nun: „Zwar begreife ich nicht, wie man Blätter confisciren kann, denen vom Königlich-Preußischen Censor die Druck-Erlaubniß Schwarz auf Weiß ertheilt worden ist; aber es heißt in der Schrift: „Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!" — Diese Gewalt fruchtet jedoch bei mir nicht sehr, denn die ganze Auflage des „Gesellschafter" wird von der Druckerei aus sogleich nach dem Verlags-Ort, jetzt also nach der Maurerschen Buchhandlung geschickt, ausgenommen zehn Exemplare, die ich empfange. Davon habe ich sechs an Freunde vertheilt, die übrigen vier gebe ich in Ihre Hände." Dies geschah, und ich erkundigte mich nun: ob der Herr Polizei-Inspektor nicht wisse, was denn eigentlich mißfällig aufgenommen worden sey. — „Es betrifft, wie ich glaube gehört zu haben, den Aufsatz: „Die Botschafter in Rom" und näher noch dessen Fortsetzung in der Beilage; mehr erfuhr ich selbst nicht." — Ich dankte für diese Mittheilung, der Herr Polizei-Inspektor empfahl sich und ging mit den vier Exemplaren von dannen.

Am andern Tage ließ ich mir die Censur-Blätter aus der Druckerei holen, erstens mir den Beweis der Druck-Erlaubniß zu sichern, zweitens nochmals den Aufsatz zu lesen und möglichst zu ergründen, was etwa dieser oder jener Behörde anstößig erscheinen konnte. Von den Botschaftern in Rom sind der Hannoversche (Baron von Reden), Russische (Italinski), Oesterreichische (Graf Appony), Französische (Graf Blacas d'Aulps) und der nachmalige Französische (Herzog von Laval-Montmorenci) geschildert. Obwohl ich mir eine klare Ueberzeugung nicht ermitteln konnte, kam ich doch zu der Meinung, das auf den Ersteren Bezügliche möchte die Ursache des Confiscirens seyn, und dies Bezügliche soll hier folgen aus Gründen, die im Gange dieser Preß-Angelegenheit deutlich werden. — Der römische Berichterstatter befindet sich bei einem Feste, von dem Botschafter Neapels, Marchese Fuscaldi, im Farnesischen Palast veranstaltet, und nachdem er ein allgemeines Bild gegeben, dann von dem Wirth und dem Gesandten Portugals (Condé de Fuchal) witzlaunig gesprochen hat, äußert er gleicher Weise:

„In der Gruppe am Sopha bemerkte ich, etwas abseits, einen höchst merkwürdigen Kopf, vollkommen verschieden von den bleichen, rein italienischen Gesichtern, die ihn umgaben. Condé, auf meinen Lippen eine Zögerung zwischen Frage und Lächeln gewahr werdend, rief mich, und stellte mich ohne Umstände seinem Freunde vor. Es war der „Minister Seiner Britannischen Majestät, des Königs von Hannover";

ein sinnreiches Mittel, die geringe Bedeutung eines Staats mit dem Glanz des andern zu bedecken. Der Baron Reden hatte nichts Verführerisches, weder in seinem Benehmen noch im Aeußeren: doch, hätte ich die anti-diplomatischeste, ultra-ehrlichste, übergewissenhafteste Gestalt zu repräsentiren, welche ein deutscher Hof als Probe der Erzeugnisse seiner Manufakturen in ministerieller Hinsicht an einen italienischen Hof senden könnte — so würde ich gewißlich versucht, ihn zu wählen. Er war klein und ohne Anmuth; die Jahre hatten seine schwerfälligen Züge nicht verschönert, und das Costüm hing linkisch an seinem Leibe, wie wenn er es von dem corpulentesten seiner Ahnen ererbt hätte. Dazu seine derbhöflichen Manieren. Es war belustigend, die wuchtige, ernste Weise zu sehen, mit der er seine Verbeugung machte, und wie sein Gesicht zu einem bewundernden Lächeln aufblühte bei dem Anblick der Schönheit. Doch alle diese Nüancen verloren sich in der offenen Freimüthigkeit, in der hanseatischen Biederkeit seines Charakters. Der Baron sagte nie ein Wort, ohne eine Autorität zu dessen Unterstützung anzuführen; und auch dann war er noch keines vollen Glaubens gewärtig. Sein gerader, ruhiger, gewissermaßen substantieller Blick barg keinen rückhaltigen Gedanken; seine dicke germanische Lippe zeigte nichts Perfides in ihrem naiven Lächeln. Seine Meinungen waren zwar sämmtlich extrem, beengt — aber ohne Bigotterie, und ohne die Galle der Mittelmäßigkeit. Er übertrug das Gutmüthige seines Hauswesens in die Di-

plomatie, und Baron Reden war, wie ich später erfuhr, ein Muster häuslicher Tugend. Seine Ambassade glich einem Gemälde von August Lafontaine, es war eine patriarchalische Familie. Alle, die mit ihm zu thun gehabt, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, hatten bei ihm eine beständige, väterliche Aufrichtigkeit gefundeu. Seine Augen leuchteten, wenn er von seinem Lehrer sprach, der damals bei neunzig Jahr alt gewesen; eine der größten Freuden, auf die er rechnete bei seiner Rückkunft nach Hannover, war, seinen Segen zu verlangen und ihm die Hand zu küssen. Seine Töchter hatten dasselbe Gepräge ererbter Vortrefflichkeit. Bei einem Besuche im Redenschen Palais bemerkte ich eine Zeichnung in einem der vorzüglichsten Gemächer. Der Legations-Secretair erklärte mir dessen Bedeutung, indem die Damen die Augen niedersenkten. Es war das Portrait der ältesten Tochter des Barons, vorstellend „Charlotte, wie sie den Kindern Butterbrod austheilt." Niemand konnte besser diesem Gegenstand Gerechtigkeit widerfahren lassen, als Herr Kestner, der später den Baron ablöste, und, wie ich glaube, gegenwärtig Minister am römischen Hofe ist. Er stammt, wie man sagt, von jener Charlotte ab, und ist ein Freund Goethe's, mit dem er einen langen Briefwechsel geführt, der auch vor einigen Jahren in den periodischen Blättern Deutschlands publizirt worden. — Uebrigens hatte der Baron Reden das — Glück, möcht' ich sagen, seine Funktionen beschränkt zu sehen auf das wichtige Vorrecht, alle Unterthanen Seiner

Britischen Majestät zu empfangen und Seiner Heiligkeit vorzustellen, mochten sie Engländer seyn oder Hannoveraner, Katholiken oder Protestanten, Whigs oder Torys."

„Dieser Satz muß es seyn, obwohl ich auch hierin nichts Gefährliches finde!" sagte ich zu mir selbst, ließ sofort die Beilage umdrucken und schickte die Auflage mit der Post nach Leipzig an den Commissionair der Maurerschen Buchhandlung. Damals gingen die Buchhändler-Ballen noch mit sehr langsamer Fuhre nach der Pleiße-Stadt; demzufolge glaubte ich wenigstens, da ich mich nun der Schnellpost bediente, in dem größten Theil der Exemplare könne die alte Beilage mit der neuen vertauscht werden, und ich ersuchte den Commissionair um diese Gefälligkeit, die er mir auch gewährte, ja selbst hier und dort in schon ausgelieferten Exemplaren den Umtausch versuchte. So erhielt das Blatt 28 des „Gesellschafter" vom Jahr 1828 zwei Beilagen, und indem ich dies schreibe, habe ich einen, nicht mir gehörigen Band vor mir, in welchem sie sich beide befinden.

Warum ich mir so viele Mühe machte? — Ich hatte fortdauernde Kämpfe wegen der Censur-Beschränkung, weil man mir mein Recht bestritt, politische und religiöse Gegenstände zu besprechen, ein Recht, welches ich durch die in den ersten Blättern des „Gesellschafter" (vom Jahr 1817) dargelegten Angaben über den Inhalt und zugleich mit dem Umstande beweisen konnte, daß man meiner genannten

Zeitschrift anfangs den politischen Censor gab unter Mitbetheilung der theologischen Censur. Ich habe auch endlich — im Jahr 1845 — mein Recht im Wege des Prozesses erlangt. Bis dahin half ich mir immer möglichst damit, die oft wechselnden Censoren durch thatsächliche Beweise von meinen begründeten Ansprüchen zu überzeugen, und ich muß es allen — mit nur zwei Ausnahmen — in pflichtgemäßer Anerkennung nachsagen, daß sie sich überzeugen ließen und stets bemüht waren, die willkürliche Beschränkung zu mildern, so weit sich dies mit ihren amtlichen Vorschriften vereinen ließ. Das wurde ihnen nicht selten gerügt, aber — ich muß auch dies noch hinzufügen — sie wehrten sich zuweilen mit Entschiedenheit und nahmen mein Recht in Schutz. Besonders geschah dies vom Geheimen-Rath Jouffroy, dem bekannten Dichter Langbein (der wegen Nahrungssorgen zum Censor wurde), dem Regierungs-Rath Grano (Sohn des in dieser Mittheilung verwebten Geheimen-Rath Grano), dem Ober-Consistorial-Rath Brescius und dem Grafen Flemming, deren Theilnahme ich freundlichst gedenke und bei dieser Gelegenheit nicht versäumen mag, dies auszusprechen. Meinerseits sorgte ich, daß die Censoren nicht in Pflichtstreit gerathen sollten und war bei begründeten Bedenken selbst nachgiebig; denn ich bin gewohnt, dem Gesetz zu gehorchen, auch wenn es mir im Unrecht scheint, zugleich aber dann dagegen zu kämpfen auf gesetzlichem Wege, wenn ein solcher sich eröffnet. Obwohl ich — offen gestanden — niemals selbst

Censor geworden wäre, hatte man doch stets die Stellung Anderer, die sich oft durch eigene, sehr bedrückende Umstände genöthigt sahen, ein so trostloses Amt anzunehmen, in Anschlag zu bringen, und ich bin überzeugt, daß beinahe jeder Censor dies Amt verwünscht hat. Zu dieser, von dem Verfahren der meisten Censoren mir bestärkten milden Ansicht bin ich auch dadurch gekommen, daß ich nie ein Verfechter unbedingter Preßfreiheit war, vielmehr ohne ein tüchtiges Preßgesetz und Schiedsgericht sie für sittenzerrüttend und eben so wohl dem Staat und der Volks-Vernunft, wie demnächst der Literatur als gefährlich erachtete. Die letzten Jahre ließen mir dies Erachten zur vollen Ueberzeugung werden; das Aeußerste in den Aeußerungen der Parteien, so von Links wie Rechts, hat gleich verderblich in der Menge gewüthet; beide, die sogenannte Demokratie und die sogenannte Reaktion — Selbstsuchten von verschiedener Richtung — haben sich gleicherweise sehr erniedrigt in Haß und Lüge. Unbedingt ist nichts in der Welt, die Preßfreiheit, die, redlich und edel benutzt, des Segens viel in sich trägt, kann und darf es also auch nicht seyn. —

Nach dieser Abschweifung lenke ich wieder ein, um zu sagen, daß ich mir die Mühe mit dem neuen veränderten Abdruck und Verbreitung der erwähnten Beilage deshalb machte, um dem damaligen Censor, für den jedenfalls ein Ungewitter zu erwarten war, einen Blitz-Ableiter zu verschaffen. Langbein hatte sich von der Zeitschrift-Censur zurückgezogen, Pro-

fessor Dietmar (derselbe, der sich durch seine Schriften über Witterungskunde den Spottnamen „Wetterprophet“ erwarb) war einstweiliger Censor geworden: der gutmüthige bereits bejahrte Mann, der dieser Anstellung sich nur fügte, um sich einer gehofften besseren nicht verlustig zu machen. Leicht vorauszusehen war es, daß er durch sein „Imprimatur“ für die nun confiszirten „Botschafter in Rom“ in eine bedenkliche Lage kam, und ich wollte das Meine thun, seine Hoffnung ungeschwächt zu erhalten. Es gelang mir aber nicht; er verlor (jedoch ohne bedeutenden Nachtheil) sein Amt, was ich hier voraus erwähne, um in dieser Angelegenheit nun gradaus meinen Erlebnissen folgen zu können.

Ein paar Tage nach jener Confiskation erhielt ich ein Schreiben vom Minister von Schuckmann, des Inhalts: „er habe meiner Umsicht mehr zugetraut, als daß er hätte glauben können, ich würde solche Dinge, wie in dem Aufsatz: „Die Botschafter in Rom“ enthalten, aufnehmen; er sehe sich deshalb genöthigt, meine Zeitschrift einer strengeren Censur zu unterwerfen.“ Näheres war in dem Schreiben nicht erwähnt, und ich über die Thatsache nicht klüger als vorher. Daß ein solches Verfahren, bei dem es mir Absicht schien, den „Gesellschafter“ einer „strengeren Censur zu unterwerfen“, mich etwas in Harnisch brachte, wird mir Niemand verargen, der davon Spuren entdeckt in meiner Entgegnung, die ich hier anfüge:

„Ew. Excellenz
Schreiben überrascht mich, da ich für den von Ihnen verurtheilten Aufsatz das Imprimatur des Königlich Preußischen Censors habe. Es überrascht mich um so mehr, als ich — abgesehen davon, daß dieser Aufsatz, wie im Abdruck angegeben, aus dem „New-Monthly-Magazine" übersetzt und von mir so bedächtig gemäßigt wurde, daß beinah die Hälfte wegblieb — noch jetzt mit meiner von mir gewiß nicht überschätzten Umsicht allerdings nicht die Gründe erreichen kann, weshalb er zur Ursach diente, mir die Umsicht abzusprechen. Da dies seit länger als elf Jahren des Bestehens meiner Zeitschrift der erste Verweis ist, den ich mir zugezogen haben soll, finde ich es durchaus nothwendig, mich zur Erkenntniß meiner Sünde zu bringen, und bitte, dies nachträglich zu veranlassen, zu welchem Zweck ich Ew. Excellenz Schreiben hiermit zurücksende, da mir nicht zugemuthet werden kann, einen Verweis ohne Gründe als an mich gerichtet zu betrachten. — In ehrerbietigster Hochachtung empfiehlt sich Ew. Excellenz

ergebenst
Berlin, 26. Februar 1828. F. W. Gubitz."

Eine Antwort erwartete ich vergebens, wohl aber zeigte mir bald darauf der Geheime-Rath Grano an: ihm sey die Censur des „Gesellschafter" übertragen, und — eine Zeit der Qual begann. Es dauerte gar nicht lange, da fanden sich die, nach der Eigenheit des benannten Censors mit blauer Tinte

gestrichenen Stellen ein, auch fehlten nicht die üblichen Rand-Bemerkungen: „Für diese Zeitschrift nicht zulässig", „politische Aufsätze sind dieser Zeitschrift nicht gestattet", wobei sich das Wort „politische" gelegentlich in „theologische" verwandelte, um dann Aeußerungen in religiöser Beziehung verschwinden zu lassen. Auch hier versuchte ich durch die ersten Blätter des „Gesellschafter", in denen „Politik" und „Religion" als Gegenstände der Besprechung mit bezeichnet sind, ferner durch Vorlegen vieler in den bisherigen Jahrgängen zu findenden Aufsätze, welche den mir nun verweigerten Richtungen angehörten, mein Recht zu bewahren; aber der neue Censor berief sich hartnäckig auf seine für mich unzugänglichen Instruktionen. Bei dem Beginn der Zeitschrift hatte man mich — wie schon bemerkt — bald dem politischen Censor (damals Geheime-Rath Jouffroy) überwiesen, ihm für das Religiöse den damit beauftragten Censor beigegeben; schon dies war Beweises genug. Als Jouffroy gestorben war, fingen die Händel an, doch waren der politische und theologische Censor noch immer angewiesen, bei den in ihr Bereich gehörenden Aufsätzen zu entscheiden. Daß dies Verhältniß aufgehoben sey, war mir nicht angezeigt, und so sandte ich, wenn dieser Herr Grano strich, das von ihm verletzte Blatt weiter, erhielt mehrmals das Imprimatur und ließ nun den Abdruck geschehen. Der Genannte that jedoch entschiedenen Einspruch, und verbot mir, mich nach irgend einer andern Censur als der seinigen zu richten.

Der politische Censor wankte nun ebenfalls, nur der theologische, Ober-Consistorial-Rath **Brescius**, hielt tapfer aus, und nachdem er von dem Stande der Dinge unterrichtet war, ertheilte er, da wieder eine Druck-Verweigerung mich hinderte, die Druck-Bewilligung mit dem Zusatz: „Mir ist die Befugniß, für den „Gesellschafter" religiöse Aeußerungen zu censiren, nicht genommen; wenn Hr. Geheime-Rath **Grano** etwas dagegen hat, muß er sich zuerst an mich wenden und ich werde ihm antworten." Jetzt drohte mir Hr. **Grano**, wenn ich nicht streng seinen Bestimmungen allein gehorsamte, eine Klage gegen mich anhängig zu machen. „Immerhin!" schrieb ich ihm; „ich will, da ich mich noch niemals über einen Censor beschwerte und alle Angeberei im weitesten Umfange mir zuwider ist, diese Klage herausfordern, um endlich Gelegenheit zu haben, mein mir zustehendes Recht gegen den Machtspruch des Herrn Ministers zu erkämpfen. Zu diesem Zwecke lasse ich Alles von Ihnen Gestrichene, wenn ich dafür von irgend einem Censor das Imprimatur erhalte, ohne Weiteres abdrucken." Dies geschah, doch konnte ich es nicht zur Klage bringen; nur die Strenge nahm zu, und oft wußte ich bei allgemeinen oder gemischten Bemerkungen mir nicht Rath noch Hülfe zu erspähen.

Zu der Zeit befand ich mich eines Abends in der „literarischen (Mittwochs-) Gesellschaft." Als ich von Hause wegging, fehlte noch die Censur des Blattes, das an diesem Tage gedruckt werden mußte.

Ich sah es mir vorsichlig an und nirgend entdeckte ich nach meiner Ansicht die Möglichkeit, daß hier ein Censurstrich hinderlich seyn könnte; ich hatte aber fehl geschlossen. Das Blatt wurde mir nachgeschickt, weil darin gestrichen war in einem kurzen Aufsatz vom General von Minutoli. Derselbe hatte sich über den Gebrauch der Fremdwörter ausgesprochen und unter Anderem bemerkt: Das Berliner „Intelligenzblatt“ trüge seinen Fremdnamen gewiß mit Unrecht, denn von Intelligenz sey nichts darin. Dies hatte Herr Grano als anstößig erachtet und sein Strich unterdrückte es mit der beigefügten Rand-Bemerkung: „Da das Intelligenzblatt seinen Namen im Jahr 1727 durch königliche Verfügung erhalten hat, ist dieser Ausfall unstatthaft.“ Ich ordnete in jener Gesellschaft die Vertagung des Aufsatzes an, und auf Befragen der literarischen Freunde zeigte ich ihnen das Censurblatt. Dies reizte den Humor zweier jungen Dichter und es entstand aus dem Stegreif ein Liedchen, was nach bekannter Weise zu singen war und auch gesungen wurde. Herr Grano erfuhr es und kam sehr aufgebracht zu mir, mich zur Rede zu stellen und mir es zum Verbrechen anrechnend, daß ich in einer Gesellschaft das Censurblatt vorgezeigt habe. Ich entgegnete lachend: „Da ich das Blatt in unserer vertraulichen Gesellschaft erhielt, sehe ich nicht ein, weshalb ich den Freunden dessen Ansicht hätte verweigern sollen. Sie werden ja nur thun, was Sie glauben verantworten zu können, und was ich gethan habe, will ich verant-

worten, selbst das Liedchen, dessen Verfasser ich nicht bin, wohl aber begreife, daß, wenn die Censur humoristisch wird, sie sich auch gefallen lassen muß, daß der Humor in Dichtern zündet. Sie können nächstdem überzeugt seyn, daß ich überall, wo man mich fragt, über Ihre Censur mich ohne Hehl erkläre, und ich werde Lärm schlagen, wie ich vermag, bis sich die Sache bessert.“ — Sie besserte sich nicht, und da ich nun in der literarischen Gesellschaft von jetzt an stets befragt wurde, gab ich auch stets weiteren Bericht, so daß diese Angelegenheit immer umfassendere Verbreitung erhielt, ohne daß ich meiner Plagen Ende sah.

Da traf ich in einer Gesellschaft den Minister von Kamptz, den ich, wie schon bei früheren Erlebnissen erwähnt ist, seit langer Zeit nah genug kannte, weil er Mit-Vorstand des „Vaterländischen Vereins“ und ich dessen Mitglied war. Außerdem hatte ich ihn kurz zuvor durch eine juristisch-literarische Gabe erfreut. — In jener Gesellschaft befragte mich nun Herr von Kamptz hinsichtlich meiner Zwistigkeiten mit der Censur, und ich berichtete ihm darüber umständlich. Durch ihn erfuhr ich zuerst mit Bestimmtheit, daß allerdings die Schilderung des Baron von Reden die Veranlassung zu der wider mich verfügten Maaßregel sey, und zugleich enthüllte er mir den Grund. „Wer hätte sich das vorher denken können?“ sagte ich. „Der Aufsatz: „Die Botschafter in Rom“ ist aus dem „New-Monthly-Magazine“ übersetzt, mit Weglassung aller mir be-

denklichen Stellen. Nun wird dort bemerkt: er sey bereits drei Jahr alt und der Baron von Reden fast ein Siebziger; wer hätte sich also denken können, daß der Baron von Reden nun noch als Hannoverscher Gesandter — nach Berlin kam! Jedenfalls, will man seine Schilderung so verfänglich und straffällig finden, mußte doch der vom Staat angestellte Censor besser unterrichtet seyn als ich!" — „Das gebe ich Ihnen zu", entgegnete Herr von Kamptz; „Sie wissen aber auch, daß er abgesetzt ist. Was nun Sie betrifft, so gebe ich Ihnen den Rath, an den Minister von Schuckmann zu schreiben, und Sie werden dabei von einem Umstand unterstützt, den Sie noch nicht kennen. In Ihrer Zeitschrift ist die Rede von einem Vorfall in Brandenburg, der durch abscheuliche Uebertreibung eines schlechten Gebrauchs ein Menschenleben kostete. Eine dortige Behörde führte Beschwerde gegen Sie; ehe wir aber diese Ihnen mittheilten, verfügten wir eine Untersuchung, und Sie sollen nun Kenntniß erhalten von dieser Beschwerde, zugleich aber auch einen Dank, daß wir wahrheitgemäß aufmerksam gemacht wurden auf ein schlechtes Treiben und es nun abzustellen vermochten. Der Vorfall, den auch der Minister von Schuckmann kennt, ist Ihnen für den Augenblick günstig, und es würde meines Erachtens ein Schreiben an ihn Alles nach Ihren Wünschen lösen." — Es bedurfte zu diesem Schritt bei mir sehr des Zuredens, doch gab ich endlich nach, um der guten Meinung gegenüber nicht starrsinnig zu erscheinen.

„Dann habe ich aber noch eine Bitte", fügte Herr von Kamptz hinzu; „zeigen Sie mir Ihr Schreiben, ehe Sie es absenden, und zur Sicherheit will ich es selbst befördern."

Ich gab in diesem Schreiben zuerst eine Geschichte des „Gesellschafter" mit den Beweisen meines Rechtes, und überschickte nächstdem das Heft des „New-Monthly-Magazine", um augenscheinlich darzuthun, daß ich mit Umsicht verfahren sey. Dazu setzte ich auseinander, was ich in Kürze schon Herrn von Kamptz über den Baron von Reden geäußert hatte, und was von dem Journal-Heft bestätigt wurde, berief mich auch von Neuem auf das für die confiszirten Blätter erhaltene Imprimatur und fügte den veränderten Abdruck bei, in welchem die verurtheilte Stelle fehlt. Endlich belegte ich meine Klagen über die jetzige Censur mit den thatsächlichsten Ereignissen. — Dies Schreiben brachte ich, der Verabredung gemäß, Herrn von Kamptz; er wünschte, daß ich es ihm vorlese, und als dies geschehen war, sagte er: „Schön! vortrefflich! nur zu lang, das liest er nicht!" — Erstaunt rief ich aus: „Er liest es nicht?" faltete das Schreiben zusammen und war im Begriff, es in die Tasche zu stecken. „Lassen Sie, lassen Sie!" entgegnete Herr von Kamptz; „mir fällt was ein, so wird es gehen!" Er legte einen Briefbogen auf den Tisch und fuhr fort: „Setzen Sie sich und schreiben Sie!" Er diktirte nun: „Ew. Excellenz habe ich noch die Anzeige zu machen, daß ich dem Rathe des Herrn von Kamptz

folgte in Abfassung dieses Schreibens; Derselbe hat auch Kenntniß davon genommen und vereint seine Bitte mit der meinigen: daß es Ihnen gefallen möge, es einer näheren Erwägung zu würdigen." — Lächelnd sagte ich: „Nun soll also der Herr Minister von Schuckmann noch etwas mehr lesen!" Auch Herr von Kamptz lächelte, und ich siegelte, da ich mein Petschaft mitgebracht hatte, das Doppel-Schreiben ein, es dann Jenem überlassend.

Welche Antwort erhielt ich? Eine sehr kurze:

„Ew. Wohlgeboren haben es nur als einen Beweis der Achtung vor Ihren Talenten anzusehen, daß ich in dieser Angelegenheit den mildesten Weg einschlug, dem Herrn Baron von Reden Genugthuung zu geben. Gesandte stehen unter dem Völkerrecht, ein Prozeß könnte für Sie sehr unangenehm werden, und mein Wille war, Sie dagegen zu schützen. Uebrigens steht es Ihnen ja immer frei, mit Bezug auf die einzelnen Fälle, gegen die Censur Beschwerde einzulegen."

Als ich Herrn von Kamptz diese Antwort, die mich nicht befriedigen konnte, mittheilte, war er darüber sehr erfreut und versicherte: mehr ließe sich in Wahrheit nicht verlangen. Vergebens bewies ich, daß die Angelegenheit sich um nichts gebessert, ich nichts erreicht, vielmehr trotz Gesandten und Völkerrecht über Willkür zu klagen habe; es half nichts, denn unsre Standpunkte waren zu verschieden. Da ich indeß nun einmal auf die schriftliche Unterhandlung

eingegangen war, wollt' ich nicht weichen, sondern schrieb dem Minister von Schuckmann:

„Ew. Excellenz werden es gefälligst mir nicht verargen, wenn ich bereit bin, das Unangenehme des mir in Aussicht gestellten Prozesses ertragen zu wollen. Ich bitte um die nöthigen Verfügungen und Einleitungen, denn ich hätte durch einen Censur-Prozeß wenigstens die Hoffnung, meine gerechten Klagen vor dem Richter aussprechen zu dürfen und sie in die Protokolle des Königlichen Kammergerichts zu bringen, zu welchem ich ein großes Vertrauen habe."

Ein schriftlicher Bescheid ward mir nicht zu Theil; doch kam nach etwa acht Tagen ein Herr Rath — wenn ich nicht irre, so hieß er Köhler — im Auftrage zu mir mit der Erklärung: „Se. Excellenz fänden es nicht angemessen, über eine dem Gesandten Baron von Reden durch den in Bezug stehenden Aufsatz widerfahrene Beleidigung das Aufsehen noch zu vermehren, wären aber geneigt, anderweitig hinsichtlich der Censur meinen Wünschen die Wege zu eröffnen und ließen mir rathen, mit meinen Beschwerden mich an das Ober-Censur-Collegium und erforderlichen Falls an die Regierung in Potsdam zu wenden." Darauf entgegnete ich: Das würde zu einer steten Angeberei und Anklägerei des Censors führen, und damit wolle ich mich nicht befassen. Außerdem könne es sich fügen, daß ich auf diesen, mir nicht erst eröffneten, sondern bekannten, aber für mich nicht reizenden Wegen Niemand fände, der dem

Herrn Minister Unrecht gäbe, so daß diesem wohl noch ein Triumph bereitet werde. Unter diesen Umständen zöge ich es vor, der Wahrheit gemäß sagen zu dürfen: es habe dem Herrn Minister beliebt, gegen mich einen Machtspruch zu thun, und ich würde Jedem, der mich über meine Censur-Noth befragte, kein Geheimniß daraus machen, hoffend, daß sich die auswärtige Oeffentlichkeit meiner annähme, da mir bekanntlich mein jetziger Censor eine öffentliche Klage nicht gestatte.

Wie ich hier äußerte, so that ich auch, unter Anderem, als der Geheime-Rath Streckfuß in der „literarischen Gesellschaft" mit mir über die widerwärtigen Quälereien sprach, die mich geschäftigen Mann belästigten und die Arbeit mancher Stunde in blauer Tinte umkommen ließen. Ihm verdankte ich die glückliche Wendung eines bis dahin nie ruhenden Verdrusses. Wenige Tage nach jenem Gespräch besuchte er mich, mir vertrauend: der Censor werde eine Verfügung erhalten, die mich wieder freier stelle. Ohne mir darüber Näheres zu sagen, erwähnte er nur: „Selbst verschiedene Redaktoren haben öfter geklagt, Ihnen sey mehr erlaubt, als jedem Andern, was aber begreiflich nur in Ihrer gemäßigten Behandlung der für die Censoren bedenklichen Gegenstände liegt. Deshalb ist auch bei dem jetzigen Streitpunkt Ihre Umsicht vermißt worden, obwohl ich nicht gleicher Meinung bin. Was Ihnen wegen der „Botschafter in Rom" geschehen, konnte sich nicht ereignen, wenn der Baron von Reden noch in Rom

war, und ganz gewiß hatte der Censor mehr als Sie die Verpflichtung, von dem Berliner Gesandten-Personal genaue Kenntniß zu haben." Ich dankte Herrn Streckfuß, erläuterte aber zugleich: „Sehen Sie, das Unrecht gegen mich im Allgemeinen liegt eigentlich darin, daß man auf den „Gesellschafter", der mit dem Jahre 1817 begann, die Gesetze vom Jahre 1819 anwenden will und wirklich angewendet hat." — Dies war auch der Hauptgrund, weshalb ich im Jahre 1845 meinen Prozeß gegen die Censur-Beschränkungen, die den sogenannten „nicht politischen Blättern" auferlegt waren, vor dem neu errichteten Ober-Censurgericht gewann, so daß ich nun hinsichtlich des Bereichs der Besprechung kein Hinderniß mehr fand, wie denn überhaupt dem von Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1843 angeordneten Ober-Censurgericht ein gutes Andenken gebührt.

Den erwähnten Prozeß gründete ich auf die gleich in den ersten Blättern des „Gesellschafter" befindlichen Aeußerungen:

„Die Politik sey zuerst beachtet, obgleich ich sie immer gern zuletzt nenne; doch wem ein Geschäft Ernst ist, der schafft sich dabei das Unangenehmste zuerst aus dem Wege. Wir sehen in diesem Gebiete den Bundestag — der einige Aehnlichkeit mit dem jüngsten Tage zu bekommen schien — herangerückt, und sind begierig auf die Einwirkungen, denen wir folgen müssen. Voraus kann man sich darüber freuen, daß die Dichter unserer Zeit die Wörter „Tag" und „tagen" für „Licht" und „lichten" brau-

chen; so wird denn das Bundeslicht verhüten, daß nicht aus den vielen Zerrissenheiten statt des Bundes nur Buntes entstehe. Man darf die Worte hier ohne Scheu etwas wenden, hat doch die Bundes-Versammlung selbst damit begonnen, zu erklären: daß Deutschland nicht ein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund seyn könne. (Hoffentlich durch eine Einheit zusammengesetzt!) Möge nun dieser aus rein menschlichen Grundsätzen entstehen, seine Sicherheit in sich tragen, und dann von Jedem geachtet werden, damit nicht der Spruch Friedrich III. (Kurfürst von Sachsen) von Neuem wahr wird: „Bei den Bündnissen geht's Denen am übelsten, die ihnen pünktlich treu sind; Bündnisse sind gut, aber wehe Dem, der sie hält!“ Bisher schien dies leider Motto aller Bündnisse, und es steht wohl nicht in der Macht der Menschen, es zu verhindern; aber es soll mindestens der Wille sich darthun und die Ueberzeugung sich aussprechen: daß man schwere Pflichten fühlt und daß dieser Bundestag es bekunden soll: ob man die Wahrheit liebt, oder mit ihr die Völker nur zuweilen ein wenig benutzen will, wofür denn freilich auch die Höchsten vor dem innern Blick der Rechtlichen niedrig und vor dem Richterstuhle der Nachwelt sündhaft stehen würden. Was die Völker für die Throne thaten, wissen wir, was die Throne für die Völker thun wollen, wird sich zeigen und kann sich ohne Schwanken entwickeln, denn die Rechte und Wünsche der Menschen sind empfunden und laut verkündet, das Anerkennen vertrauter Grundsätze ist

demnach zu hoffen. — Tausendmal ward es gesagt und wiederholt: „die beste Politik sey die Moral"; da man nun vergebens einen Zeitpunkt der Geschichte sucht, in welchem jene Regel klärlich zur Ausführung gekommen ist, muß es für unsere Staatsmänner eine Wonne seyn: daß die beste Politik noch erwartet und wahrscheinlich mit Worthalten beginnen wird, da die Leitenden sich hohe Achtung verdienten. — Unterdessen mag man sich vor Schmeichlern hüten, die Alles unbedingt vortrefflich finden; ihre Götter sind oft noch lange nicht Menschen, und ihr Zweck ist nur, an ihrem Oberhaupte Alles zu preisen, bis es ihm nicht mehr möglich ist, Oberhaupt zu seyn, weil er Recht von Unrecht nicht mehr unterscheiden kann.

Von der Politik werden wir uns am besten zur „Philosophie" wenden können, um zur Literatur zu kommen. Wie fast Alles, selbst das Wissenschaftliche, so ist auch die Philosophie aus dem feststehenden Antiken in das bewegliche Romantische gefallen und nicht immer in das beliebte Mittel-, sondern zuweilen gleich in's Kindes-Alter. Mich beherrscht die böse Angewohnheit, nichts vortrefflich zu finden, ehe ich es überhaupt gefunden habe; deshalb muß ich die Natur-Philosophie ungerühmt lassen, weil es mir noch Problem scheint: ob sie uns an oder um die Natur philosophiren und eine natürliche Weltweisheit oder eine weltweise Natürlichkeit seyn will. Die erstere geht von Gott und von geistigen Begriffen aus, würde also Kern-Menschen bilden;

die letztere ist eine unverwüstliche Modekraft, die aus dem Nichts ihres Wissens gleich in's Unbegreifliche phantasirt, und endlich wähnt, etwas Ueberbegriffenes aufgestellt zu haben, weil sie in gemachten neuen Worten und Sätzen sich so verwirrte, daß sie ihren Urstoff, das Nichts, durchaus nicht wieder findet. Man könnte diese Flüchtlinge aus dem Reiche der Vernunft, die oft nur Aufsehen erregen wollen, „Geheime Weltweise" nennen, für sie günstig nach dem Uebereinkommen, daß alle Prädikate durch das Beiwörtchen „geheim" höher gestellt sind, für Andere nach beliebiger Deutung.

Doch ernsthaft! Philosophie soll den Völkern Licht und Würde geben, nicht künstlichen Irrbau, in dem die Menschen nach Allem fassen und sich doch nirgend vor dem Schwindel retten können. Die Geschichte bezeugt: Philosophie habe ihre schönsten Einwirkungen immer bei dem Schwanken der Staaten und nach großen Unglücksfällen gezeigt, und da ihre edelsten Helden gehabt; so war es zu Athen, so nachahmend zu Rom. Die Zeit des Leides ist auch wohl die der Prüfung, der Prüfung auch für Philosophie; selbst bei uns könnte man fast dieselbe Bemerkung machen, und es ist eigentlich die allgemeine: daß die Menschen es noch nicht vermochten, die Weisheit voran walten zu lassen, sie folgt immer erst der Erfahrung. Diese sollte sich im letzten Viertel-Jahrhundert bedeutend geübt haben, und wenn wir, öffentliche Aussprüche ehrend, annehmen: daß für Deutschland Tage des Heils aufgegangen sind,

so ist zu wünschen, daß wir sie mit der Philosophie von „sonst" und nicht mit der von „künftig" begrüßen. Für blinden Glauben und diktirten Willen ist die Menschheit nicht mehr geeignet, vielmehr möchte ein neuer Cartesius methodisch zweifeln und besonnen unterscheiden lehren, wie seine glänzendsten Nachfolger.

Es ist unverkennbar, daß ich eben an „Religion" dachte und den Wunsch fühle: diese möchte stets mit der Philosophie im innigsten Bunde leben, und beide könnten gleiche Pflicht der Verbindlichkeit auferlegen. Dazu gehörte freilich, daß die klarste Moral zur Religion würde, dann nur vermag sie im Ewigveränderlichen die möglichste Unvergänglichkeit zu erringen, und die Spaltungen auszugleichen, welche eben wieder zu neuen Kämpfen von den Eigensuchten benutzt werden sollen. Mir fällt ein, daß einst ein Weib, das für wahnsinnig gehalten wurde, über Religion etwas recht Beherzenswerthes sagte. Der Gesandte Ludwig des Heiligen sah es in Damask Feuer und Wasser tragen, und als er fragte: wozu? empfing er die Antwort: „Mit dem Feuer will ich das Paradies verbrennen, mit dem Wasser das Höllenfeuer löschen, damit die Menschen Gott nicht wie Lohnknechte, sondern wie einen Vater und Freund verehren." — Die Tugend aus reiner Anhänglichkeit für sie ist wohl eine jenseitige Hoffnung, weil aber die sonstige Gläubigkeit ohne Bedingung auch nicht mehr zu gewinnen ist, indem die Menschheit fragen lernte, so gebe man ihr Antworten nach den geistig-

sten Kräften, ringe nach Klarheit und verbanne das Nichtzuglaubende, was die Lehrer selbst kalt und wirkungslos, und durch sie Halbverständige zu Gottleugnern macht, die doch zu gar nichts nutz sind. Der Herr der Welten wird nie schöner, nie inniger verehrt als von Denen, die, so weit irdisches Vermögen reicht, in Allem natürlichen Zusammenhang finden, der an sich schon das größte Wunder ist."

Danach erkannte das Ober-Censurgericht, manchen Widerstand tapfer überwindend, meine Klagen für gerechtfertigt; ich aber hatte deshalb zwei Jahre hindurch zu kämpfen, nachdem ich noch mit mehreren Censoren mich leidlich vereinbaren konnte. — Was die Stellung zum zwangpreßlichen Grano betrifft, so hatte in den dreißiger Jahren mein offenes Reden nach allen Seiten hin doch dazu geholfen, daß er gelindere Machtsprüche von Oben bekam; er behauptete dann: „jetzt wisse er nicht, was er mir nicht könne passiren lassen, und ich würde nun wahrscheinlich mit ihm zufrieden seyn." Dies zu erreichen hatte er aber weder Trieb noch Fähigkeit, seine Lust zum Streichen war übermächtig; ich wurde darüber oft und überall wieder laut, mit der Wirkung, daß er seine Entlassung von der Censur erbat. Ihm folgten mildere Streich-Herren, ich wurde aber doch veranlaßt, die mich langwierig beschäftigende Hülfe zu suchen bei dem Ober-Censurgericht. Dort urtheilten eben Männer, wie unter Anderen die Professoren Lichtenstein und von Raumer; der Haupt-Prozeß zog sich aber durch die Jahre 1843

bis 1845 hin, denn der Staats-Anwalt, ein Kammergerichts-Rath, vertiefte und versteifte sich innerhalb seiner sehr dunklen Weisheit. Zuletzt mußte ich meine Spottlaune rüsten, und ließ ihr in den Schranken des Anstandes die möglichste Freiheit. Eines Tages im Jahr 1845 kam nun Lichtenstein eilend und lachend in mein Arbeits-Zimmer mit Siegesjubel: Alles, was irgend einer Zeitschrift in Preußen aufzunehmen erlaubt sey, war endlich auch für den „Gesellschafter" erlaubt — nach siebzehn Jahren der Marter, noch verstärkt vermöge des Befehls, durch keine Lücke auf den Censur-Strich hinzuweisen. Auch dies wehrte ich mir ab: die Leser bekamen dann stets ein Zeichen, daß die Censur sich eingemischt hatte. — Von den Berichten über ihre Gewaltsamkeit und über Entscheidungen des Ober-Censurgerichts sollen sich aber drei hier anschließen.

I.

(„Gesellschafter" 1845. Bl. 80.)

„Wir haben ein neues Erkenntniß des Ober-Censurgerichts erhalten, welches für Recht erkennt, daß 1) der in dem Aufsatz „Deutsche Publicisten" Seite 398 des vorgelegten Censurstücks mit den Worten: „Ist es dasselbe" beginnt und mit den Worten „ihrer Freiheit reden" schließt; 2) der in demselben Aufsatze Seite 399 gestrichenen, mit den Worten „und wenn Einem" beginnenden und mit den Worten „in den Weg stellt" schließenden Stelle, und 3) dem in dem Artikel „Redefreiheit" gestrichenen Satze: „So strafen u. s. w." (Seite 400 des Censurstücks)

die Druck-Erlaubniß unter Aufhebung der entgegenstehenden Verfügung des Censors vom 21. April d. J. zu ertheilen.

Gründe.

„Die erste Stelle sucht den Satz zu widerlegen, daß Censur und Preßfreiheit nur verschiedene Arten derselben Beschränkung seyen, und bewegt sich hierbei innerhalb der für öffentliche Besprechung gesteckten Grenzen. Die zweite Stelle kann gleichfalls nicht für eine unzulässige Beurtheilung der Censur-Verhältnisse im Allgemeinen erachtet werden, und die dritte, welche die im vierten Jahrhundert angeordnete Behandlung der Majestätsverbrechen angreift und den damaligen Stand der betreffenden Gesetzgebung dem jetzigen vorzuziehen scheint, enthält nicht einen Angriff auf jetzt lebende Monarchen."

Die beiden ersten Stellen, welche dem Aufsatz „Deutsche Publicisten" von A. v. Großkreutz und darin der Charakteristik von Genz angehören, sind folgende:

1) „Ist es dasselbe, Alles, was wir wollen, äußern zu dürfen und Nichts von dem, was wir äußern möchten — ohne vorhergehende Erlaubniß wenigstens nicht -- äußern zu können? Bei dem Zustande, welchen wir Preßfreiheit benennen, ist das Erstere, unter der Censur das Andere der Fall; die Preßfreiheit — die vollständige nämlich — erleidet durch Strafgesetze nur eine Beschränkung; unter der Censur ist die Freiheit der Gedanken-Mittheilung in der That aufgehoben. Bei der Preßfreiheit ist

Selbstbestimmung, unter der Censur Bestimmung durch einen Andern. So wenig der Schulknabe, der, ehe er die Schulstube verläßt, veniam exeundi begehren muß, von seinem Rechte, das Schulzimmer zu verlassen, reden kann, so wenig kann der censirte Schriftsteller von seiner Freiheit, von seiner nur beschränkten Freiheit reden. Er hat keine Freiheit. So wenig andrerseits der Bürger, der sein Haus verläßt, der es aber nicht verlassen darf, um etwa Mord und Todtschlag zu begehen, sagen wird, daß ihm die Freiheit, sein Haus zu verlassen, fehle, eben so wenig wird der unter einer Preßgesetzgebung schreibende Schriftsteller über Mangel an Preßfreiheit Klage zu führen haben: Beide werden kaum von der Beschränkung reden."

2) „und wenn Einem Individuum verwehrt wird, zu schreiben, was es für gut und nützlich hält, so kommen dadurch vielleicht Tausende zu kurz, denen, was jenes Individuum geschrieben hätte, in der That heilsam und nützlich gewesen wäre. Kurzum: es ist die Lebens-Funktion einer ganzen Nation, der man vermöge der Preßfreiheit ein ungestörtes Spiel gestattet, oder deren Aeußerungen man vermöge der Censur Hindernisse in den Weg stellt."

Die Stelle 3) schloß sich der Notiz an, daß die oströmischen Kaiser Theodosius, Honorius und Arkadius bestimmt hatten: „Sollte Jemand so unbescheiden und schamlos seyn, unsre Person mit ruchlosen, garstigen Schimpfnamen zu belegen, oder unbesonnen und aufregend unsere Regierung zu verkleinern, der

soll mit keiner Strafe belegt, auch deshalb etwas Hartes oder Empfindliches ihm nicht zugefügt werden. Denn geschah es aus Leichtsinn, so verdient es Verachtung, geschah es aus Unverstand, so verdient es Bedauern, geschah es aus bösem Willen — Verzeihung. Wir befehlen daher, daß in solchen Fällen die Sache, bevor etwas darin geschieht, an uns berichtet werde, damit wir aus den Persönlichkeiten die Aeußerungen der Menschen beurtheilen und entscheiden, ob dieselben niedergeschlagen oder in Untersuchung zu ziehen seyen." — „So straften absolute Herrscher des vierten Jahrhunderts die Majestäts-Beleidigung."

II.

(„Gesellschafter" 1845. Bl. 96.)

„Literarische Restauration.

Vor Kurzem schrieb ich einen Aufsatz, betitelt „In Leipzig", und ließ ihn im „Gesellschafter" abdrucken; jedoch gelangte er nicht ganz so in die Oeffentlichkeit, wie ich ihn geschrieben. In meinem Aufsatz befanden sich nämlich neben vielen anderen auch fünf Stellen, die ich theils in ernsthaft loyaler Weise, theils in unschuldigem Scherze niederschrieb, und von denen ich nichts weniger erwartete, als daß sie irgend Jemand Anstoß erregen würden. Wie es der Meinungen aber in jeder Beziehung sehr verschiedenartige giebt, so war dies auch hierbei der Fall. Ich wandte mich nun mit einer ehrerbietigen Beschwerde an Ein Königliches Hohes Ober-Censurgericht, und die fünf, bis dahin gefesselten Stellen wurden durch dessen

Erkenntniß vom 23. Mai dieses Jahres ihrer Haft entlassen.

In Betreff der ersten Stelle habe ich zu bemerken, daß sie das in der ersten Leipziger Schriftsteller-Versammlung gegen die Lüge in der Tagespresse, gegen die Unehrenhaftigkeit der Correspondenten, überhaupt gegen das schlechte Treiben in der Literatur und über eine Controlirung desselben Gesprochene angeht. Meine Meinung gab ich dahin ab, daß die Versammlung sich bei diesem Thema in Deklamationen verloren habe, durch welche nichts Positives bewirkt sey. In dem Bewußtseyn, bei abweichender Ansicht eine mindestens andeutende Motivirung derselben einer so achtbaren Versammlung schuldig zu seyn, gab ich ihr folgende kurze Begründung, die ich jetzt nach Freigebung durch das Ober-Censurgericht hier mittheile:

„Die Lüge in der Tagespresse und das leider noch in vielen Verzweigungen die deutsche Literatur durchwuchernde Treiben ehrloser, käuflicher, gemeiner Subjekte läßt sich nicht anders controliren als durch ein öffentliches Leben im Staate und Freiheit der Presse. Mit einem öffentlichen Staatsleben treten höhere Interessen in die Theilnahme des Volks und verdrängen die Lust am Skandal, eine Lust, der ein großer Theil unserer Journalisten gegenwärtig nicht ohne Vortheil fröhnt. Der freie Strom der Oeffentlichkeit würde diese Ställe reinigen, der frische Luftzug einer freien Presse auch die Winkel durchfegen. Nur in einem öffentlichen Staatsleben läßt ferner

die absichtliche Lüge vom absichtslosen Irrthum sich unterscheiden, wenn die selbstständige Anschauung an die Stelle des Lauschens auf Gerüchte und des blinden Haschens nach Neuigkeiten im Dunkel der Heimlichkeit getreten. Oeffentlichkeit im Staate, Freiheit der Presse, das sind die besten und einzigen Controlen für Wahrheit und Recht."

Die zweite Stelle gehört in eine von mir erwähnte Unterredung über den Deutsch-Katholizismus, und die dritte adoptirte ich, um die zweite zu unterstützen. In jener Unterredung haben meine freundlichen Leser folgenden Passus gelesen: „Auf dem Felde des vielfach zerspalteten religiösen Glaubens wird immer Zerwürfniß herrschen." Das ist aber nur *ein* Auge meines Kindes; wenn es mit beiden Augen in die Welt schaut, was ihm jetzt gestattet worden, sieht es so aus:

„Auf einem Felde, wo Begriffe fehlen, wo nur Meinungen, Vorstellungen, Bilder der Phantasie gelten, das heißt auf dem Felde des vielfach zerspalteten religiösen Glaubens, wird immer Zerwürfniß herrschen."

Ich führte dann für meine Ansicht, daß durch dies religiöse Reformiren und Sektiren, wie es die Gegenwart beliebt, der Zwiespalt der Confessionen wieder lebhafter aufgerüttelt werde, die „in Berlin mit mehr als tausend gewichtigen Unterschriften versehene Adresse an *Arnoldi*" an, an deren Spitze sich der *Fürst Radziwill* gestellt hat." Dieser Satz gelangt hier durch obercensurliches Erkenntniß

zum Druck, nachdem die Berliner Zeitungen die darin enthaltene Thatsache bereits lange ungehindert mitgetheilt hatten.

Die vierte Stelle ist ein Kind meiner Laune, ein unschuldiger Scherz. Ich hatte von einem Jungen erzählt, der Zeitungen austrug, und dessen „Dienst- und Eilfertigkeit nichts war als blinder Unterthanen-Eifer für Erfüllung des Gebots, denn von der ausgetragenen Zeitung wußte er nichts, als daß sie „Deutsche Allgemeine" heiße. Nicht einmal, wo sie gedruckt werde, wußte er zu berichten. Wir hießen ihn seinem Vater einen schönen Gruß bestellen" — Punkt. Der Satz hieß vollständig so:

„Wir hießen ihn, seinem Vater einen schönen Gruß bestellen; wenn er einen guten constitutionellen Staatsbürger aus ihm erziehen wolle, so müsse er es anders anfangen als bisher."

Die fünfte Stelle endlich ward geboren durch die Lektüre von Heinrich König's „Fahrt nach Ostende." In Bezug auf die in diesem Buche projektirte deutsche National-Kirche sagte ich: „Die Einheit liegt nicht im Reiche der bildlichen Vorstellung und dessen äußerer symbolischer Gestalt, sie ist nur da zu erreichen, wo der gedankenklare menschliche Begriff sich eine ihm ebenbürtige Wirklichkeit selbst erschaffen kann." Ich fuhr dann fort: „Nur ein freies Staatsleben schafft uns nationale Einheit. Die Wirksamkeit des Einzelnen im Staate zum Wohl der Gesammtheit ist etwas Wirkliches, Gewußtes,

nicht bloß Empfundenes: sie ist ein sicherer Zusammenhalt.“

Hiermit habe ich meine fünf freigelassenen Kinder, versehen mit Geburts- und Taufschein, den anderen nachgesandt, und bitte den geneigten Leser, mir diese Vater-Schwäche zu verzeihen.

Berlin, 29. Mai 1845. Anton Gubitz.“

III.

(„Gesellschafter“ 1846. Bl. 135.)

„Die Nothwendigkeit einer weisen Censur.
(Frei gegeben durch Erkenntniß des Ober-Censurgerichts.)

„In Italien haben nicht weniger als einundzwanzig Schriftsteller gleichzeitig eine solche Nothwendigkeit dargethan. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Der verstorbene Herzog von Modena, der die Wissenschaften liebte, hatte zur Aufmunterung derselben einen jährlichen Preis ausgesetzt, und die Akademie von Modena verpflichtet, zur Erwerbung desselben in jedem Jahre eine Aufgabe zu stellen. Was that nun die Akademie, die Pflegerin der freien Wissenschaften, im vorigen Jahre? Wir theilten es in diesem Blatte bereits damals mit, daß die Preis-Aufgabe darin bestand, den festbegründeten Beweis zu liefern von der Nothwendigkeit einer „weisen“ Censur. Und es fanden sich Schriftsteller, welche sich diesem Geschäft, dieser Rechtfertigung ihrer eigenen Unmündigkeits-Erklärung unterzogen, um einen Preis von einer Anzahl Goldstücke zu erlangen! Es fanden sich deren einundzwanzig, welche Einer immer

größere Lobeserhebungen als der Andere zollten! Eine Akademie und einundzwanzig Schriftsteller, und nun noch alle möglichen Regierungs-Blätter, die alle Gründe aus allen Apotheosen der Censur zusammenfegen, um ihrem Publikum die gründlichste Begründung zurecht zu machen — wenn jetzt das italienische Volk nicht an den Segen des censorischen Streichens glaubt, so könnte höchstens der neue Papst daran die Schuld seyn, da er durch seine bisherige Leutseligkeit zuviel übermüthige Hoffnungen hervorruft, Hoffnungen auf gelinderen Geistes-Druck, auf mildere Besteuerung, kurz auf einen kleinen Grad vermehrter Freiheit! Fünf von den glorreichen, für die italienische Literatur unschätzbar werthvollen Denkschriften über „La necessità di una savia censura“ hat die Akademie gekrönt und drucken lassen. Ihr Manen des Dante, Ariosto, Tasso, des Alfieri und Metastasio, des Enea Silvio, Galilei und Giordano Bruno, und wie ihr Heroen der Dichtkunst und Wissenschaft Alle heißen mögt, die ihr Italien groß gemacht durch Euern Geist — schüttelt Euch nicht der Zorn über ein verkommenes Geschlecht? Die Blutfülle, welche sich angesammelt aus den gewaltigen Werken zahlloser Genien, ist in's Stocken gerathen — Italien braucht einen Feldscheer!“ —

Abgefertigt sind meine Kämpfe mit der Censur, und Liebes will ich mir nun aus der Vorzeit wecken. — Nicht vergessen sey es, daß ich dem für die Tonwissenschaft edler Richtung begeisterten Friedrich Rochlitz im Jahre 1803 ein Empfehlungsschreiben

an Goethe zu verdanken hatte. Dies noch jetzt angenehm nachempfindend, will ich mein Erinnern freundlich zu jenem Sachsen-Weimar'schen Hofrath hinwenden, obwohl in seinem Gedächtniß jener Abend, für den ich derzeit als Gast bei ihm war, keine Stätte behalten hatte, was ich einundzwanzig Jahre später entdeckte durch beigeordneten Brief:

„Hrn. Prof. Gubitz.

Leipzig, d. 16ten Febr. 1824.

Ew. Wohlgeboren

bin ich persönlich, hoffentlich aber sonst nicht ganz unbekannt, wäre letzteres auch nur als Stifter der Leipziger musikalischen Zeitung und ihr Herausgeber während der ersten zwanzig Jahre ihrer Dauer. Und so verstatte ich mir denn, Ihnen mitfolgendes Buch zu übersenden. Ich will nicht leugnen: dies Buch ist mir wichtig, da es die letzten und hoffentlich besten Resultate lebenslänglicher, oft angestrengter Beschäftigung mit den Werken der Tonkunst und ihrer Literatur unter allen Nationen und aus allen Zeiten enthält (und in der Folge enthalten wird), da ich es mit der Ausarbeitung desselben ernstlich genommen habe, so daß ich's wirklich nicht besser machen kann, und da eben dies Buch meinen Namen, soll er überhaupt mich überdauern, erhalten muß, indem ich in andern Fächern der begabteren oder sonst überlegenen Mitbewerber zu viele habe: in diesem schwerlich. Unter diesen Umständen darf ich mir erlauben, Ihnen dies Buch bestens zu empfehlen. Da

Ihr Blatt von so sehr Vielen überall gelesen wird und eines treuverdienten Credits genießt: so können Sie viel für dies Buch thun. Lassen Sie mich bitten, daß Sie wenigstens beitragen, es bald unter die Leute zu bringen, dann wird es sich selbst helfen, wenn es kann, und kann es nicht, so verdient es keine Hülfe. Verbindlichkeit gegen mich haben Sie im Geringsten nicht, und mithin ich kein Recht zu dieser Bitte: aber ich kenne Ihren Antheil an der hier abgehandelten Sache, und werde, was Sie zur Erfüllung meiner Bitte thun, als ein freies Geschenk dankbar aufnehmen.

Mit größter Hochachtung mich

Ew. Wohlgeboren

empfehlend.

Rochlitz."

Den Irrthum, daß er mir persönlich unbekannt sey, hatte ich bald beseitigt, und was mir Rochlitz sandte, die zwei Bände „Für Freunde der Tonkunst", wurde im „Gesellschafter" mit verdienter Theilnahme umständlich besprochen.

Meine Erfahrung hat es mir beglaubigt, daß Vertiefen in Tonwissenschaft oft Anderes leicht dem Gedächtniß entschwinden läßt: so mag es gewesen seyn bei Rochlitz. Während vier Jahren sah ich keine Zeile von ihm, und dann — nach mehreren ihm öffentlich gegebenen Beweisen meiner Aufmerksamkeit hinsichtlich seines Wirkens — schrieb er:

„Der geehrten Redaction des Gesellschafters.

Leipzig, d. 30. Aug. 28.

Ew. Wohlgeboren

schienen ehedem an meinen literarischen Arbeiten einigen Antheil zu nehmen. Ich weiß nicht, ob das noch jetzt geschieht: aber ich wünsche es, und so hoffe ich's auch. Ich sende Ihnen darum mein Buch: „Für ruhige Stunden." Daß ich wünsche, Sie helfen es durch Ihre Zeitschrift in's Publikum einführen, will ich nicht leugnen. Ich darf diesen Wunsch eben hier um so mehr hegen, da dies Buch nicht Weniges enthält, was von Vielen leicht mißverstanden, von Manchen gemißdeutet und entstellt werden wird, wenn nicht Männer von Geist, Eingänglichkeit in Fremdes, und von Credit bei den Lesern, sich seiner annehmen; da ferner es, in seinem Fache, wenn kein gutes, wenigstens mein bestes seyn dürfte, und da es, in diesem Fache, zuverlässig mein letztes bleiben wird. Auf ein Abschiedswort aber nach so langem Verkehr, wie zwischen mir und meinen Lesern stattgefunden hat: wer hielte nicht darauf? und wer verübelte es dem, der hierauf hält? Sie nicht, glaube ich.

Hiermit mich Ihnen in ausgezeichneter Hochachtung und dienstwilliger Ergebenheit empfehlend

Rochlitz."

Daß ich „Für ruhige Stunden" auch förderlich war nach der Lesewelt hin, versteht sich von selbst, und nun vergaß mich Rochlitz, der noch funfzehn Jahre im Diesseits verweilte, völlig. Hier aber soll sich über ihn ein Aufsatz von De la Motte-Fouqué

einreihen, an geeigneter Stelle, weil es erstens dessen Letztgeschriebenes ist, was sich nachfolgend erklärlich machen wird, zweitens für Fouqué in seinen letzten Lebenstagen durchweg als bezeichnend erachtet werden könnte.

„Friedrich Rochlitz.

Abermals ein edler Geist geschieden von dieser Welt, vielfach und heilsam gewirkt habend in ihr, als Schriftsteller, als Mitbürger, als Spender und Verpfleger der Armen, als heitrer sorglicher Wirth in seinen gastlichen Hallen, deren Wände von einer eben so sinnig zusammengebrachten, wie schön geordneten Bildersammlung leuchteten, ein tief gründender Kenner der Musik und aller dahin gerichteten Studien, ganz vornehmlich auch der Metrik, worin er selbst von Meistern der Kunst zu Rath gezogen ward, insbesondere, wo es die Gesangesweise der antiken Zeiten galt.

Seine Poesie zeigt sich mehr dem Verstande verwandt als einer kühn auflodernden Phantasie, aber eine innige Gemüthlichkeit durchdrang und durchwebte in seinen Dichtungen jegliche Zeile, wie man wohl sprechen mag. Am glücklichsten bewegte er sich in Stoffen, der Zeit entnommen, worin er äußerlich lebte. Eine eben so scharfsinnige als menschenfreundliche Beobachtungsgabe vergönnte ihm manch sinnvolle Bearbeitung von Gegenständen, ihm dargeboten von der wirklichen Welt, obgleich auch auf diesem Gefilde die Muse ihm oftmals erfundene Gestaltungen erscheinen ließ.

Der von dem Schreiber dieser Zeilen aufgestellte und mehrfach verfochtene Satz: „Es giebt, außer dem absolut Sündhaften, nichts absolut Unpoetisches in der Welt", findet seine schönste Bewährung in Rochlitzens oft ernst-feierlicher, oft humoristisch-kecker Darstellung des sogenannt gewöhnlichen Lebens.

Hier ist weder Zeit noch Raum zu näher auszuführender Betrachtung jener angedeuteten Momente auf der vielbedeutenden literarischen Bahn des theuern Verewigten. Das aber kann ich mir nicht versagen, einen Nachklang aus seinem und meinem hienieden letzten Beisammenseyn folgen zu lassen.

Es war in Leipzig vor nun etwas über zwei Jahren. Wir hatten bis dahin einander nur Einmal Auge in Auge gesehen. Darüber war etwa ein Viertel-Jahrhundert verlaufen, während dessen wir uns jedoch brieflich stets inniger, den Bruder-Namen zwischen uns eintreten lassend, verbunden hatten, wobei es denn gelegentlich herauskam, daß wir außer dem Beiden gemeinschaftlichen Taufnamen Friedrich auch noch die Aehnlichkeit hatten, Beide am 12. Februar geboren zu seyn; — nur freilich Rochlitz beinahe um ein Decennium früher als ich. Ob wir uns nach dem so lange äußerlich Fernseyn und Altern auch gleich beim ersten Anblick wieder erkennen würden? — „that is the question!" sagte ich mit Hamlet zu mir, als ich in Leipzig nach der schönen Wohnung des lieben Freundes ging. Eben nur als einen alten Freund bat ich mich anzumelden, und gewann sogleich Zutritt. Da standen wir nun einander allein

gegenüber in des Hausherrn schön geordnetem Studir-Gemach. — „Wer bin ich?" fragte ich ihn lächelnd. — Er sah mich aus den klaren, klugen Augen forschend an, und entgegnete nach kurzem Schweigen: „Noch weiß ich's nicht, wer eigentlich vor mir steht. Daß es ein alter Freund ist, sagt mir die Anmeldung, und sagt mir auch jetzt mein Herz, und fügt hinzu, ein mir besonders lieber Freund; jedoch der Name fehlt mir noch." — „Wenn wir einander am dritten Ort getroffen hätten, unvorbereitet, wer weiß", erwiederte ich — „mir wär' es wohl mit Dir gegangen, wie jetzt Dir mit mir." — „Du grüßest mich mit dem Brudergruße" — sprach Rochlitz — „und auch mir wird mehr und mehr brüderlich zu Sinn. Wärest Du etwa Fouqué?" — Bejahend voll tiefster Bewegung faßte ich die Freundes-Hand, und nun quoll der selige Strom der Mittheilungen, aus Herz in Herz, aus Seele in Seele, ungehemmt seine Bahn entlang. Versteht sich, daß davon sich nur wenig eignet zur öffentlichen Mittheilung, sonst wär' es ja eben kein unbedingt voller Freundschafts-Erguß gewesen. Einiges jedoch mag auch hier laut werden. So, als wir auf unser Beider Verhältniß zu Goethe zu sprechen kamen — Rochlitz hatte ihm viel näher gestanden als ich — und er mir persönlich holde Aeußerungen Goethe's über mich berichtete, fiel mir's plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ich mußte zu ihm sprechen: „Sieh', Rochlitz, wie Du nun unsern Poeten-Kaiser so redend einführst, wird mir's deutlich, warum Du mir

so verwandelt vorkamst bei unserm Wiedersehen vorhin. Nicht eben, daß Du ausnehmend gealtert wärest, aber Du hast während dieses Viertel-Jahrhunderts eine wunderbare Aehnlichkeit gewonnen; eine Aehnlichkeit, die ich früher nimmer an Dir bemerkt hatte — die Aehnlichkeit mit Goethe." — Und wahrlich, so verhielt es sich auch, und das Gleiche sollen schon Andere bemerkt haben. Eine gewisse vornehm freundliche Würde in beider edler Männer Benehmen herrschte wohl zunächst dabei vor, jedoch hatte sich diese eigenthümliche Gattung von Aehnlichkeit erst in späteren Jahren so recht bemerklich entfaltet. Auch in den Zügen der würdigen Angesichter war das immer deutlicher hervorgetreten. Obzwar die Augen Rochlitzens weder an Farbe noch an Umfang jene dunkelrollenden Sphären unter Goethe's Jupiter-Stirn erreichten, bewahrten sie doch denselben Ausdruck sanfter Kraft und tief durchdringender Gewalt für Alles, was sie zur Betrachtung anzog.

Auf's Anmuthigste überraschte mich Rochlitz in jenen paar Tagen unsres letzten zeitlichen Beisammenseyns, als er in einem erkornen kleinen Kreise von Frauen und Männern mir ankündigte: er wolle für heut einige Gedichte vorlesen. Ich faßte es in dem Sinne auf, es seyen Dichtungen aus seinem eignen erhabnen Geiste und sprach unverhohlen meine Erwartungs-Freude darüber aus. Er lächelte mild, und begann zu lesen mit all dem vollen Wohllaut seiner schönen Stimme, und dem noch schönern Wohllaut, hervorquillend aus seiner lieben Seele. Fast hätte

ich mich verleiten lassen, nach den ersten zusammengedrängten Zeilen die Trefflichkeit des Gedichts zu preisen. Da ging es mir jedoch auf: das Vorgelesene war von mir selbst und nur so wundersamlich tief mich eben diesmal ergreifend durch des Freundes begeisterten Vortrag. „Nicht wahr, lieber Poet“, sagte Rochlitz, „ein tüchtiger Rhapsode ist doch auch was werth?“

Bevor wir zum Letztenmale schieden, war noch zwischen uns, wie das ja ohnehin allen besonnenen und auf das Ewige gestellten Greisen heilige Pflicht gebietet, vom Ausgange aus der Zeit und vom Eingang in die Unendlichkeit ausdrücklich klar die Rede, und ich meinte, Rochlitz möge, unerachtet seines vorgerückteren Alters, noch länger hienieden weilen als ich. Er wies mich auf mein kleines Söhnlein an, das er mit inniger Liebe angeschaut und aufgenommen hatte, meinend, Dem sey doch ich für manch ein Jahr lang nöthig, schier unentbehrlich, während er, der kinderlose Witwer, mehr auf das Jenseit als auf das Diesseit hingestellt sey, wogegen wiederum ich den Freund an einige holde Jungfrauen-Gestalten mahnte, die ihn pflegetöchterlich umwebten und seiner pflegten, eben so sinnig erfreut durch das, was er aus ihren lieblichen Händen empfing, als was dagegen er ihnen geistig und fromm gemüthlich zu bieten vermochte.

Ausdrücklich erwähnte er noch des dazumal erst unlängst abgeschiedenen, auch in Leipzig tief betrauerten Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, und des

Umstandes, daß er selbst mit dem frommen Fürsten in gleichem Alter stehe, wobei es ihm seither vorkomme, als werde er über dieses Ziel nicht weit hinausleben. — „Wie Gott will!" sagten Rochlitz und ich beim Scheiden.

Nun ist er mir vorangegangen. — Gott helfe mir zu rechter Zeit und Stunde ihm nach!

Nimm fürlieb, lieber Rochlitz, mit diesem Dir nachgesandten Pilger-Gruß, Du stets mir getreuer Pilger-Genoß! — Nahmst Du es ja auch so gütig auf, als ich noch unlängst Dir meine gesammelten Werke durch eine Zueignung weihte, und Du mich zum letzten Mal durch den Anblick Deiner bis an's Ende regelrecht und schön geformten Handschrift erfreutest. — Nun schauest Du voll Psalmen-Dankes in das ewige Weihnachts-Fest.

L. M. Fouqué."

Brachte das Empfehlungs-Schreiben an Goethe mir Friedrich Rochlitz vor den inneren Blick, kommt dies aus gleicher Ursach in Verbindung mit August Mahlmann, der meinen ansehnlichen Brief-Beständen manche Zeile zuwendete. In Bezug auf jene Empfehlung an Goethe hat er stets weiter an mich gedacht; hier aber will ich ihm für Ehemals vergelten durch ein Etwas von Dem, was ich über ihn schrieb und drucken ließ:

„Berlin. Königsstädtisches Theater.

Am 28. März (1826): „Herodes vor Bethlehem." Diese von Mahlmann gedichtete Parodie des

Kotzebue'schen Schauspiels: „Die Hussiten vor Naumburg" hat eine solche Berühmtheit erlangt, daß hoffentlich Jeder, den die Literatur der Deutschen interessirt, das Gedicht kennt. Der Werth desselben schützt das bespottete Gedicht vor der gänzlichen Vergessenheit, denn, obwohl ich weit davon entfernt bin, Kotzebue so gering zu achten, als die jetzige workhabende Welt in ihrer Affektation es thut, ja, ob ich zu behaupten mich erkühne, daß er noch unersetzt ist, dennoch darf man sagen, daß er im sogenannten Rühr-Drama, namentlich wo er sich einbildet, einen geschichtlichen Stoff zur Anschaulichkeit gebracht zu haben, einer solchen Unnatur sich hingab, daß von seinen Werken dieser Art wenig für die Nachwelt zu retten seyn wird. Die Fähigkeit, zu erfinden, und dem Stoff eine theatralische Zurichtung zu geben, kann ihm indessen auch bei solchen monströsen Bühnen-Arbeiten nicht abgesprochen werden. — „Herodes vor Bethlehem" ist eine höchst eindringliche Kritik jenes verfehlten Strebens, und zugleich ein Muster für die phantastische Posse. Das Publikum schien zum Theil nicht zu wissen, wie es den seltenen Humor derselben zu nehmen habe, und da Manche niemals zugeben, daß sie einen deutungsvollen Spaß nicht verstehen, so war anfangs die Simmung im Unklaren, endlich aber siegte die Gewalt des echten Witzes und die Aufnahme entschied sich zum Rechten." („Gesellschafter" 1826. Bl. 55.)

„Sämmtliche Schriften" erschienen gesammelt nach dem Tode Mahlmann's, und aus dem Bericht

darüber („Gesellschafter" 1840. Bl. 22) erneure ich die Anerkennung:

„Wenn wir auf seine Persönlichkeit näher eingehen, wie er sie uns in seinen Werken hinterlassen hat, müssen wir ihn als einen der innigsten, frömmsten und reinsten Dichter lieben lernen. Ueberall tiefgemüthliche, ungetrübte Liebe des Schönen und Göttlichen, Heiterkeit der Idealität, Sehnsucht nach dem Reinmenschlichen, und dabei ist er durch viele seiner Gedichte geradezu Volksdichter geworden." —

Möge das Gedächtniß der Deutschen ihm dafür treu seyn, was zu unterstützen ist durch den Gesang seines Liedes:

„Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der heiligen Vergangenheit!
Komm, Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüthezeit."

Mein Gedächtniß ist ihm noch so treu, wie es bei seinem Leben ihm treu war. Ich sandte ihm mehrmals Abdrücke meiner Holzschnitte, und lasse ich schriftliche, zu überschwengliche Lobeserhebungen über diese Abdrücke beseitigt, sey doch erwähnt aus dem Briefe vom 12ten September 1809 eine Andeutung über meine mit Geschwärm vermischte Schriftstellerei im zweiten Jahrzehend meines Erdenwallens:

„Cultiviren Sie doch auch Ihr ausgezeichnetes epigrammatisches Talent. Die überschickten Epigramme sind allerliebst und werden sogleich in die Druckerei wandern. Weniger — Sie verzeihen es

mir, daß ich mit Offenheit spreche — gefallen mir die elegischen Gedichte." —

Offenheit ist stets achtungswerth, und sie werde als Andenken für August Mahlmann auch hervorleuchtend aus folgendem, vier Jahre vor seinem Tode mir zugesandten Briefe:

„Leipzig, den 23ten April 1822.

Wohlgeborner,

Hochzuverehrender Herr Professor!

Von dem literarischen Verkehr seit vielen Jahren ganz zurückgezogen, lebe ich jetzt nur den Gütern, die mir das Glück zutheilte, mit deren Verwaltung und meinen Lieblingsstudien beschäftigt. Ihr treffliches Blatt der Gesellschafter zeichnet sich durch Gediegenheit und Humanität aus, die immer seltener auf dem literarischen Markt werden, wo der gröbste Egoismus, die frechste Unverschämtheit und seichteste Wortmacherei die Hauptplätze eingenommen haben. Dessen Charakter hat Ihrem Blatte gebührendes Ansehen und Einfluß verschafft, und veranlaßt mich zu dem Wunsche, unter seine Mitarbeiter zu treten. Honorar verlange ich nicht, aber die strengste Verschwiegenheit meines Namens würde ich mir deswegen erbitten, weil ich alle Aufforderungen zu Beiträgen fast von allen jetzt erscheinenden belletristischen Zeitschriften abgelehnt habe, und weil ich in Verhältnissen lebe, die zwar richtiges Beobachten begünstigen, aber mit dem Bekanntmachen derselben sich nicht vertragen. Daß ich nur die Beförderung des Guten und Schönen beabsichtige, werden Sie mir hoffentlich

zutrauen, so wie, daß ich auch in Betreff der Form zwar die lebendige, aber nicht die persönlich verwundende wählen werde. Aber wie ist es mit der Censur? Die Berliner, sagt man, habe noch weniger Freiherzigkeit wie unsre Engherzige, und können Sie mir die unverbrüchlichste Verschwiegenheit zusichern? Denn nicht etwa über Theater, nicht etwa abgedroschenes Geschwätz über Neuigkeiten des Tages und der Mode denke ich Ihnen zu schreiben, sondern Schildereien des gesellschaftlichen, sittlichen und literarischen Treibens unsrer Zeit überhaupt und Sachsens insbesondere. Ich kenne das Thema.

Möchten Sie mich bald mit einer graden und offenen Antwort, die ich mir von Ihrem Charakter versprechen kann, beehren, und sollte auch mein Wunsch nicht erreicht werden, so ist es mir schon angenehm, mich wieder in Erinnerung bei Ihnen gebracht und Ihnen die Hochachtung versichert zu haben, mit der ich bin Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener
A. Mahlmann.
Königl. Sächs. Hofrath."

Unbedenklich ließ der für gute Absicht ausgesprochene Wunsch sich völligst genehmigen, und nun blieb Mahlmann bis zum Abschluß seines irdischen Lebens Mitarbeiter für den „Gesellschafter". In welchen Richtungen, das geht hervor aus seinem Schreiben, und Genaueres halte ich hier fern, um die zugesicherte „unverbrüchliche Verschwiegenheit" niemals verletzt zu haben.

Nachdem mein Gedächtniß mir Rochlitz und Mahlmann herbeirief, ich Jenen durch Friedrich de la Motte Fouqué schildern ließ, vorher äußernd, daß es dessen Letztgeschriebenes sey, will ich gleich auf Diesen hinschauen. Seinem Nachruf an Rochlitz hatte ich im Abdruck („Gesellschafter" 1843. Bl. 18) beizufügen:

„Eben aus meiner Druckerei den ersten Abzug dieses Blattes empfangend, erhalte ich zugleich die Nachricht, daß Fouqué am 23. Januar plötzlich gestorben ist. Wenige Tage vorher war er noch bei mir voll heiterer Aussicht auf fortgesetzte Thätigkeit."

Im Geist sehe ich jetzt den mit Ritterthum, Christlichkeit und Frauenschätzung erfüllten Adelsfreund vor mir, als er im Herbst des Jahres 1825 sehr unwirrsch in mein Arbeitszimmer eintrat, nach dem Gruße mich fragend: „Wie habt Ihr das dulden können?" — Er mußte sich erklären, und ich erfuhr nun, daß er in Aufregung gerieth wegen des von Julius Curtius und Karl Simrock herausgegebenen „Musen-Almanach für 1826", dessen Verleger ich geworden war. Er enthält unter Anderem Hunderte von „Xenien", die einen schriftstellerischen Sturm hervorriefen, einen Sturm, der im „Bemerker" meiner Zeitschrift sieben Monate hindurch wüthete, auch gegen mich, weil ich den Kämpfern in jener Beilage für Streitiges Freiheit und Raum ließ, den Angriffen meinerseits dann nur entgegnete:

„Wie ein Stamm verschrob'ne Aeste
Sich nicht immer kann entfernen,
So muß quergesinnte Gäste
Auch ein Wirth ertragen lernen."

Zwei jener „Xenien" sind gegen Fouqué gerichtet, und bei jenem Besuch wollte er mich im Gesammten verantwortlich machen; ich sagte ihm:

„Herr Baron, die beiden jungen Männer entlockten mir bei fröhlicher Geselligkeit die Zusage, daß ich diesen „Musen-Almanach" in die Lesewelt befördern wolle; den Inhalt lernte ich erst kennen durch die Korrektur-Bogen, die mir auch Ausfälle vorlegten gegen alle Zeitschriften, den „Gesellschafter" ausgenommen. Er hat aber jetzt sein derbes Gallentheil in einer „Xenie", und diese schrieb ich selbst, bin auch der Meinung, Sie könnten über solche Witz-Anfechtungen eben so ruhig hinwegsehen, wie ich es thue!" —

Dies ist Vorrede zu Dem, was nicht Fouqué als Dichter betreffen, sondern ihn — andeutend wenigstens — als höchst Gutmüthigen schildern soll. Curtius und Simrock waren ihm näher gekommen, fühlten sich etwas reuig, weshalb sie beschlossen, im Frühjahr 1827 Fouqué zu besuchen in seinem Rittersitz Nennhausen. Sie wurden freundlichst, gastlich und redselig aufgenommen; nachher schickten sie ihm den „Musen-Almanach", äußerlich geschmückt, und innen waren die Ausfälle gegen Fouqué bedeckt durch ein Blättchen mit den Zeilen:

„La Motte-Fouqué.

Laß sie nur spotten, sie höhnen sich selbst: wenn erst sie bekehrt sind,
Beten als Paulus sie an, was sie als Saulus verfolgt."

Veranlaßt war nun bei den Dreien der dauernde Freundschafts-Bund, ein liebenswürdiger Belag möge dies bezeugen. Curtius hatte im Auftrage Fouqué's auf dessen Kosten Gelegenheits-Gedichte drucken lassen; sie wurden ihm zugesandt mit beigelegter Rechnung, und der Betrag kam an mit folgendem Reimspiel:

„Nennhausen, am 19. Julius 1827.

Gruß und Dank Euch jungen Sängern
Simrock, und dem Doppel-Us,
Den in diesem Mond ein Echo-
Us trifft, Julius Curtius!
Seht, ich will im Reim Euch künden —
Fort und immerfort auf Us —
Meiner Seele Ernst und Lachen!
Manchem Reimer wär's ein Muß:
Zwar nur solchem, der im Reim selbst
Nichts sieht als nur herbe Nuß.
Doch mir ist, dem alten Reimbold,
Reim hold, wie ein Frühlingsguß
Knospenreichen Blumenwiesen!
Dann erst kommt die Blüth' in Schuß,
Dann erst schau'n vom schlanken Zweig her
Rosen spiegelnd sich im Fluß. —
Seht, Ihr wolltet mich verbrennen,
Xeniendichter, wie den Huß,
Doch die Muse hat den Gluthzorn
Umgehaucht zum Freundeskuß,
Und das freut mich so herzinnig,

Wie's den Schiffer freuen muß,
Wenn an schroffer Klipp' er antrifft
Froher Gastlichkeit Genuß,
Oder wie das Kind, wenn Ruprecht
Ab vom Antlitz wäscht den Ruß,
Und ihm beut, als wohlbekannter
Freund, so Apfel dar als Nuß.
Wahrlich, Jünglinge, sich gut seyn
Ist ein himmlischer Entschluß,
Leichter, besser, edler, kräft'ger
Als sich zerr'n zum Tartarus.
Damit woll'n wir's künftig halten,
Lachend ob dem Zorn-Erguß,
Drinn ein zänkisch Meer emporbraust:
Hoch ob ihm schwebt Dädalus.
Wenn recht hoch die Lerche wirbelt,
Trifft sie nicht mehr Jägerschuß:
Himmelan! — das bleibt die Losung
Im Hesper'schen Fruchtgenuß. — —
Doch weil auch auf dieser Erden
Setzer-Fleiß bezahlt seyn muß,
Send' ich hier für's Setzer-Conto
Einen kleinen Silberguß;
Oder kam's auch in Papiergeld,
Muß er doch quittiren, muß!
Und sein etwa Sperr'n dagegen
Wär' ein Werk des Sysiphus. —
Ich erschein' Euch im August erst,
Nicht im Monat Julius:
Dann gedeih' mein frohes Grüßen,
Simrock, Euch, und Curtius!

Treu vom Wirbel bis zur Zeh'
Der lebend'ge Huß Fouqué."

Soll nun doch ein Etwas von Urtheil sich hier einmischen, mag es geschehen in dem, was der „Gesellschafter" (1843. Bl. 20.) aussprach nach Fouqué's Tode:

„Fouqué ist in Berlin gestorben. Wir betrauern seinen Tod in menschlich gerechter Theilnahme und in Hinsicht auf seine Familie, nicht in Bezug auf die jetzige strebende Literatur. Wir wollen aber auch den Spott und Hohn, dem er im Leben oft ausgesetzt war, von seinem Grabe abweisen; nun er todt ist, gilt allein noch sein wahres Dichten und Wesen. Und Fouqué war durch und durch Dichter, und im Ganzen und Großen, wie bis in's Einzelnste und Kleinste, ehrlich und folgerichtig in seiner Gesinnung. Wir verlangen jetzt Freiheit der Individualität, Selbstbestimmung in allen ideellen Dingen; wir müssen ihn deshalb in seiner Persönlichkeit gelten lassen. Sein dichterisches Schaffen ist historisch geworden, das heißt: es bezeichnet eine bestimmte, in der Entwickelung der Literatur nothwendige Phase der Poesie. Das ist der Ruhm seiner Schöpfungen. Die, welche ihn verhöhnten, mögen zusehen, ob ihre Schöpfungen historisch werden! Vieles von den seinigen ist freilich schon spurlos verschwunden, aber Vieles wird ihn überdauern, Anderes mindestens genannt werden müssen in der Geschichte unserer Literatur, und sein Andenken, in welchem wir billig sein Eigenstes und Bestes bewahren, ist eines Lebens und der vollsten Achtung werth!"

Erwähnt sey noch, daß Fouqué mich und meine

Familie erfreute durch eine aus seinem Selbsterlebten hervorgegangene Schilderung des berühmten Schauspielers Fleck, des mir persönlich unbekannt gebliebenen, mehrere Jahre vor meinem Ehebunde zur Gruft geleiteten Vaters meiner liebevoll wackeren Hausfrau. Jene Schilderung, für das Einschalten zu raumfordernd, läßt sich finden im „Gesellschafter“ (1841. Blätter 104 bis 107) als Erinnerung an Fleck und Fouqué zugleich.

Wenn es mir durchführbar wäre, stets in der Jahresreihe vorzuschreiten, mußte ich früher schon meine Feder beschäftigen mit dem Professor Catel, Prediger und Lehrer bei der französischen Kolonie, nächstdem von 1806 bis 1825 Redacteur der „Vossischen Zeitung“, auch ihr Urtheilsgeber für das Schauspiel zur Zeit Iffland's. Als dessen vertrauter, seine Verdienste schätzender Hausfreund, war er — gewiß unwillkürlich — mitunter zu nachgiebig mild, wurde mir auch mehrmals Gegner in Bezug auf meine in der „Spener'schen Zeitung“ ausgesprochenen Ansichten über Erscheinungen auf der Bühne. Catel's Widerrede hielt sich immer anständig, das zeitraubende Entgegnen fand ich jedoch unbequem, und mein jugendlicher Uebermuth sagte ihm einmal öffentlich: „um die Leser nicht so oft mit Geringfügigkeiten zu belangweilen, fände ich wegen unserer beiderseitigen Federsünden vierteljährige Abrechnung rathsam.“ Vielleicht ließe sich dies offenherzig nennen, jedenfalls weiß ich, man wird es nicht als klug bezeichnen, weil zu berichten ist, daß eben meine

ersten Schauspiel-Versuche die Bühne erreichten. — Am 10. September 1813 kam mein, Schwank zu nennendes Lustspielchen: „Die selige Frau" zur Darstellung, und ich wurde nun überrascht durch Catel's Beurtheilung, die hier zugleich sein mit französischem Behagen gemischtes Wesen etwas andeutlich macht:

„Die selige Frau. Lustspiel in einem Akt von F. W. Gubitz. (Den 10. September zum ersten Mal, den 13. wiederholt.) — Es ließe sich eine Vergleichung zwischen Schauspielen und Gewässern anstellen. Die Tragödie wäre bekanntlich der Wasserfall, der Waldstrom; das Drama der ernste Fluß; das leichte Schauspiel der lachende Bach; das Lustspiel der tanzende Springbrunnen, die künstliche Kaskade; das komische Lustspiel ließe sich wohl mit dem Prellstein auf dem Wasser, das eigentliche Witzstück mit dem heißen Sprudel vergleichen: die selige Frau mit beiden, und der Verfasser mit einem Badegast, der an der Quelle steht und sich die goldene Freiheits-Muße mit Ricochet-Werfen vertreibt; nur daß im Spiel des Verfassers mehr als das Spiel, mehr als die glatte, leichte Außenseite liegt. Was er da so leicht vor uns über die Wasserfläche hinhüpfen läßt, sind Steine, keine Wasserblasen, Steine, das heißt bald starke, bald zarte, bald feine Empfindungen, treffende Reflexionen, treffende Satyre, epigrammatische Laune, lebendige Schilderungen nnd vor Allem das Bild der Weiblichkeit. Dies Alles in den beschränkten Rahmen eines Akts zu bringen, in die alten Formen eines Vormunds,

Mündels, Liebhabers, so viel Neues zu legen (eine schwere Aufgabe!) — aus drei wirklichen Personen sechs zu machen: Die selige Frau, das Mündel, der doppelte Kammerherr, der doppelte Vormund (eine noch schwerere), den Vormund ohne Verabredung, mehr offen und durch sich selbst als hinterrücks und verbündet zu foppen: dieses Alles, behaupte ich, ist kein geringes Verdienst. Bei einem gewöhnlichen Stück würde hier auf die Anzeige der Inhalt folgen und dem Publikum bliebe das Urtheil für oder wider. Bei diesem Stück muß vor allen Dingen das Publikum den Inhalt selbst auffassen, da von diesem Auffassen der Werth und die Wirkung des Stücks großentheils abhängt. Nur auf die einzige Scene der Liebeserklärung des männlichen Kammerherrn gegen den weiblichen muß ich aufmerksam machen. Sie ist ein Stück im Stücke, weit feiner erdacht, von weit köstlicherem Effekt als die Erscheinung des Doppel-Vormunds; diese wird gleich, jene später gefallen. Eben so ist die Anwerbung von der Mauer herab äußerst drollig und originell; weniger ist es der Liebesantrag des Vormunds. Sollte ich etwas darin verändert wünschen, so wäre es das letzte Detail, denn das erste Einfädeln der Scene ist wieder ganz allerliebst. — Hr. Unzelmann, Mad. Schröck, Hr. Rebenstein, lebten und webten in ihren Rollen, im Monolog wie im Dialog; mit einem guten Gedächtniß konnte man um viele Sentenzen und Witzeinfälle reicher nach Hause gehen. C."

Zufolge des zwischen uns Vorhergegangenen meinte ich verpflichtet zu seyn, dem mich an Jahren mehr als doppelt überragenden und die „selige Frau“ in mir günstig guter Laune überschätzenden Catel für seinen, mir wohlwollend gestimmten Urtheilsbericht Dankesworte zu schreiben, doch persönlich nahten wir uns nicht, und das hier Mitgetheilte soll nur Eingang zum Künftigen seyn. —

Durch nach den Kriegsjahren 1813 bis 1815 wieder bewegteren künstlerischen und freieren schriftstellerischen Betrieb wurde ich angeregt, der „Spener'schen Zeitung“ einen andern Berichtgeber für die Schauspiele der Berliner Bühne zu vermitteln: ein Beweggrund dazu war auch mein Uebereinkommen mit Cotta in Bezug auf sein „Morgenblatt“. Mein „Gesellschafter“ kam (1817) ebenfalls heran, und ich blieb getrennt von der Mitarbeit bei irgend einer anderen preußischen Tagesschrift. Da hatte nun im Anfang der zwanziger Jahre die „Vossische Zeitung“ für die Berliner Bühne, der sich Catel nach Iffland's Tode abwandte, einen sehr ausfälligen Beurtheiler, der durch Einwirken der Schauspieler und Schauspielerinnen von Oben herab als unbefugt bezeichnet und seine Entfernung befohlen wurde. Jetzt wandte sich der Eigenthümer der „Vossischen Zeitung“, Justiz-Commissarius Lessing, im Mai 1822 an mich, ich hatte aber verweigernden Bescheid zu geben, und empfing nun von Catel ein Schreiben, das damit endet:

„Meinerseits sey es schließlich unverhehlt: ich war

es, der Hrn. Lessing veranlaßte, sich an Sie zu wenden mit unserm Gesuch, und dies, von einem vormals zuweiligen Gegner, dürfte ja wohl Ihre Nachgiebigkeit für unsern Wunsch erwecken."

Auch Catel, der eben mit einem gefährlichen Augenübel kämpfte, konnte meinen mir nothwendigen Entschluß nicht ändern; seine Zuthulichkeit war mir aber anmahnend, ihm bei einem Besuch die Gründe meiner Weigerung zu entwickeln, was zu dauernder Vertraulichkeit und mancher späteren schriftstellerischen Beihülfe für mich gedieh. — Von jenem Antrage dachte ich befreit zu seyn, es folgte aber im Winter des bezeichneten Jahres eine mich überwältigende Bestürmung. — Der Schauspieler Pius Alexander Wolff hatte sich, wie mir erst nachträglich einleuchtete, mit dem Eigenthümer der „Vossischen Zeitung" verbündet; ich wurde zu einem abendlichen Gastmahl eingeladen und fand dort im Kreise von Schauspielern und Schauspielerinnen den Justiz-Commissarius Lessing. Als die Mitternacht nahe, und der mir nicht behagliche Champagner bei den andern Gästen im Wirken war, erhob sich der Genannte von seinem Sitz, sprach aus, was er von mir wirkungslos gewünscht habe, und rief nun die Gesellschaft zu Hülfe. Meiner widerständigen Ungefügigkeit folgte tosende Bewegung, wobei Schauspielerinnen, die gern ihren Beruf auch in der Wirklichkeit liebenswürdig üben, sich fußfällig einmengten. Dadurch in Verlegenheit, sagte ich endlich: „Ei, soll es seyn, so mag es seyn!" Sogleich lärmte Jubel, der Vor- und Zuredner sprach

der Gesellschaft und mir seinen Dank aus, setzte aber hinzu: „Ein Sprüchwort behauptet: Versprechen bei'm Weine binden nicht; Dergleichen ist bei dieser Verheißung nicht zu erwarten. Der Herr Professor wird das Referat übernehmen, aber vielleicht nur für kurze Zeit; bitten Sie ihn mit mir, daß er es auch dauernd übernehme." — Die wirrige Toserei war sogleich erneuert bis zum Lästigsten, und mir enteilte der Ausruf: „Gut, gut, bis Sie mit mir unzufrieden sind!" wonach der juristisch Eingreifende erwiederte: „Diese Zusage nehme ich an für mich und meine Erben, die Hand darauf!" — und ich schlug ein. — Ich habe mein Wort bewährt bis auf die jetzigen Tage, und dies schrieb ich im Jahre 1869. — Die erste Folge war nun, daß ich für meine Zeitschrift in Bezug auf das Schauspiel der Berliner Bühne — die Oper war in der „Vossischen Zeitung" stets Anderen überlassen — mir einen Berichtgeber beschaffen mußte: denn zwei Stimmen mir anzumaßen widerstrebte meinem Denken und Empfinden. — Nachdem im Jahr 1824 das „Königsstädtische Theater" gegründet war, hatte ich es auch durch erwählte Beihülfe mit diesem zu thun, konnte aber im Jahre 1844 dieser damals tief gesunkenen Bühne mich entziehen, glaubte auch Anlaß zu haben, meines Manneswortes mich für entledigt zu halten, was mir aber nicht zugestanden wurde. — Hier sey nur noch des einundachtzigjährig gewordenen Samuel Heinrich Catel gedacht, wozu nach seinem Tode (am 27. Juni 1838) meine Zeitschrift (Bl. 116) behülflich wird durch die Aeußerung:

„Der „Gesellschafter“ verliert an ihm einen lieben Mitarbeiter; er war es, so lange ihm dazu Kräfte blieben, so daß wir noch in diesem Jahr Einsendungen von ihm empfingen. Da der Verstorbene nicht erlaubt hat, die Aufsätze mit seinem Namen zu bezeichnen, ehren wir seinen Willen auch noch jetzt, geben darüber keine näheren Mittheilungen. Er hat ein bewegtes, mit inneren Kämpfen belastetes Leben geführt, und aus gramvollen Zuständen sich zu einem bewundernswerthen heiteren Gleichmuth gerettet, der ihm bis in ein solches Alter hin die Freude an den literarischen Bestrebungen, an Natur und Kunst nicht verkümmerte, und selten findet man ein so wahrhaftes Bild eines echten Philosophen, wie wir es in ihm vor uns sahen. Er war, zum Prediger bei der Französischen Kolonie berufen, mit feinem Verständniß gewandt in der deutschen wie in der französischen Sprache: mehrere Uebersetzungen und eine von ihm besorgte Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie française“ beweisen dies in vollem Maße. Vom Jahre 1806 bis 1825 führte er die Redaction der Berliner „Vossischen Zeitung“, die ihm eine verdiente und treffliche Nachrede widmete. Dieselbe Treue, die wir in seinen Amtsführungen wahrnehmen, zugleich von der humansten Milde begleitet, zeichnete ihn auch aus als Familienvater, Freund und in der Geselligkeit, so daß wir mit bestem Recht sagen dürfen: er war in jeder Hinsicht ein Vorbild Andern zur Nacheiferung. Ehre und herzliche Erinnerung sey ihm geweiht!“

Aus der Vergangenheit rufe ich jetzt in meine Erinnerungen zwei gesellige Verbindungen, den „Künstler-Verein" (gestiftet im Jahr 1815) und die „Literarische (Mittwochs-) Gesellschaft" (gestiftet im Jahr 1824). — Was ich bei dem, vom Bildhauer und Akademie-Director Johann Gottfried Schadow geleiteten Betrieb der Künstler zu thun hatte, bestand in Mittheilung dessen, was ich über Kunst aus Zeitschriften, später auch aus dem Brieflichen für den „Gesellschafter" zusammentrug, wobei ich nach dem Maß meiner Kräfte mich bestrebte, Kunst und Wissenschaft zu verbinden. Daneben wurde ich für allerlei Festlichkeit — zumeist für die, dem Tage der „heiligen drei Könige" angehörende Stiftungs-Feier — sehr beschäftigt in der Reimerei. Ehe ich Theilchen davon einschiebe, gehe voran das Weihe-Gedicht unseres verewigten Meisterdichters:

Dem edlen Künstler-Verein in Berlin.

Von Goethe.

(Epiphanias 1817.)

Zu erfinden, zu beschließen,
Bleibe, Künstler, oft allein,
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein.
Hier, im Ganzen, schau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Geh'n dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Gestalten, ihr Bezug,
Eines wird das Andre schärfen,
Und am Ende seys genug!
Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt Ein Sinn der ew'gen Art:
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt,
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegen blickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heit're Rose
Frisch auf Malertafel stehn,
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie vom geheimen Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön umfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße:
Daß ein Gott sich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar:
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Von meinen Versen für den „Künstler-Verein" sey nur angereiht, was ich im Jahre 1817 dem

Stiftungs-Fest, dann der Erinnerungs-Feier für Albrecht Dürer am 18. April 1828 — nach drei Jahrhunderten seines Hinscheidens — mitgab. Er ist mein Ahnherr in der Holzschnitt-Kunst, und es sey mir vergönnt, meine Verehrung, die für den Meister Albrecht Dürer — der Zeitgenosse Raphael's war — stets in mir lebte, mitsprechen zu lassen.

Dürer und Raphael.

Der Dürer und der Raphael
Ersehnten in den gleichen Zeiten
Sich Macht, das Reich der Kunst zu breiten,
Und zu erspäh'n des Schönen Quell. —
Nun stets zum höchsten Ziel gewandt
Im kühnen Ringen, mächt'gen Ahnen,
Hat Beider Geist auf zweien Bahnen
Mit frommer Lust sich oft erkannt.

Als einst ihr Sinnen aufwärts schwebt,
Verschwinden plötzlich alle Räume,
Sie nahen sich, — es sind nicht Träume,
Daß Geist vereint in Liebe lebt! —
Sie grüßten sich und sah'n sich nicht,
Gleich schwunghaft war ihr gleich Ermuthen,
So mußten sich die gleichen Gluthen
Begegnen auch am Himmelslicht.

Doch konnten bis zur Erde schwer
Das Allempfund'ne sie bewahren,
Da wünschten aus der Engel Schaaren
Von Gott sie einen Führer her.
Wie Beider Herz einst flammt und schafft,
Erklang es, da erneut sie flehten:
„Euch sendet Gott, den ihr erbeten,
Er sendet Strahl der gläub'gen Kraft!"

Von einem Engel schön und mild,
Seh'n sie vereinigt sich gehalten,
Und vor der Seele sich gestalten
Ein leicht verschleiert Wunderbild.
Der Engel sprach: „Es ist Natur;
Wie hoch sich oft Gedanken lenken,
Wie weit sich Kunst und Wissen denken:
Heil ist auf ihrem Wege nur!

Geheim, als ew'ge Mutter, nährt
Sie ihr geliebtes Kind, die Erde,
Daß Sonne, Blüth' und Frucht ihr werde,
Und Ruh' ihr neue Kraft bewährt;
Sie ist die Allversorgerin,
Läßt drum den Blick zum Aether glänzen,
Und zeigt — mit Kreuz und Palmenkränzen —
Die Menschheit zu dem Ew'gen hin.

Weiht euer Herz ihr zum Altar! —
Der Erde himmelvolle Zeichen,
Und was vom Jenseits zu erreichen,
Enthüllt Natur euch treu und wahr;
Durch sie nur stützt sich Kunst allein:
Nie sey nur Vorbild Dem entnommen,
Was Hohes schon durch sie gekommen,
Sie selbst will stets euch Vorbild seyn!

Wie ihr sie ehrt, das gilt ihr gleich,
Doch keinen Götzen wird sie dulden;
Vergeßt ihr Sie, dann schließt Verschulden
Auf ewig euch ihr Strahlenreich!
Doch treu gewiß bleibt, wer sie sah,
Leicht prüft ihr, ob sie euch nicht fehle:
Hat Herz noch Glauben, Kraft die Seele,
Der Sinn noch Demuth, ist sie nah. —

Dann folgt, wohin die Gluth euch reißt!
Ihr sollt, was da ist, nicht verkennen,
Doch euch vom inn'ren Zwiespalt trennen,
Sollt walten lassen eig'nen Geist.
Wer ihm entsagt, der wird zum Knecht! —
Es kann der Nord zum Süd nicht schwinden,
Das Jetzt sich nicht Vergang'nes finden:
Denn Alles will sein eigen Recht!" —

Der Engel schwand; — ein heil'ger Schwur
Hat beide Künstler tief durchdrungen:
Was Beiden Herrliches gelungen
Entstand im Bunde mit Natur,
Und jede Kraft such' ihre Spur! —
Wie hoch Gedanken oft uns lenken,
Wie weit sich oft die Künste denken:
Heil ist auf ihrem Wege nur!

Bei diesem Gedicht ist darauf hinzuweisen, daß mehrere Maler in Frommscheinerei, die damals nach den Krieges- und Siegeskämpfen absichtlich sehr verbreitet war, das Altdeutsche in der Malerei mit Steifheit sich anbildeten, und schon früher hatte ich in meiner Dichterei für den „Künstler-Verein" versucht, dorthin zu leiten, wo stets ein richtiger Weg sich finden läßt. — Schließlich sey noch angedeutet, wie ich auch zur Heiterkeit behülflich seyn wollte, und in dieser Beziehung beschränke ich hier mich ebenfalls auf den, Dürer gewidmeten Festabend.

Künstlerlied bei'm Wein.

Freunde, wir sind hier versammelt,
Dürer's eingedenk zu seyn,
Und das Hirn wär' uns verrammelt,
Thäten wir es nicht bei'm Wein;

Auf des Daseyns trock'nem Boden
Führen lust'ge Episoden
Wir mit Bacchus Gluthen ein.

Leben nach dreihundert Jahren,
Das hat freilich seine Noth,
Doch ein Gott wird uns bewahren
Vor dem Leben matt und todt;
Alter Ruhm mag uns gebrechen,
Singen können wir und zechen
Ganz nach altem Korn und Schrot.

Frohsinn läßt mit sich nicht pfuschen,
Ungetheilt nehm' er uns hin,
Alle Grillen zu vertuschen,
Das ist heut ein Kunstgewinn:
Bei dem Geist aus vollen Flaschen,
Laßt Moral in leeren Taschen,
Seht, dann ist doch etwas d'rinn!

Nur sey nie durch Weines-Düfte
Eurem Geist der Strahl geraubt;
Zeus nahm Bacchus aus der Hüfte,
Pallas sprang aus seinem Haupt!
Bacchus sey nur unsre Stütze,
Daß uns Pallas kräft'ger schütze,
Bis ihr Kranz uns einst umlaubt.

Sie und Wir.

(Bei dem Lebehoch für Frauen.)

Auf, ihr Künstler, seyd galant,
Lasset Lob ertönen,
Bringt den Becher mit Verstand
Im Plural: den Schönen! —

Und erregt bei'm Lob der Frauen
Agnes Dürer heimlich Grauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Leben wie im Paradies,
Das ist freilich selten,
Denn Ihr wißt, daraus verwies
Uns der Herr der Welten;
Läßt sich nun an bösen Frauen
Eva noch als Ursach schauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Voll Vertrauen nehmt das Joch
Einer holden Eva:
Giebt es unter Juden doch
Manchen edlen Schewa —
Und will Spottgezücht den Frauen
Wen'ger gar als Jenen trauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Auf des Daseyns Sonnenhöh'n
Wandeln wir nicht Alle,
Und das Leben wird erst schön
Durch ein Bischen Galle;
Sollten nun dabei die Frauen
Ueber's rechte Schnürchen hauen,
Spricht man doch nicht gern davon! —

Doch die Fehler uns'rer Schaar
Sieht wohl selbst ein Blinder:
Künstler bleiben immerdar
Grenzenlose Sünder;
Ist demnach, ihr edlen Frauen,
Nie auf Künstlervolk zu bauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Denn sonst möcht' es sicherlich
Uns gar übel gehen,
Darum wird man lieber sich
Nach dem Winde drehen. —
Hebt die Becher! — wackre Frauen
Giebt es viel in deutschen Gauen,
Und man spricht recht gern davon!

Zunge, Pinsel, Feder.

Sänger, womit singt man?
Mit der Zunge!
Trinker, womit trinkt man?
Mit der Zunge!
Womit läßt sich Witz verbreiten
Und der Ruhm der alten Zeiten?
Mit der Zunge!
Darum, zu dem Schmuck des Festes,
Thue Jeder Heut sein Bestes
Mit der Zunge!

Künstler, womit malt man?
Mit dem Pinsel!
Und die Schulden zahlt man?
Mit dem Pinsel!
Womit wollen wir uns morgen
Niederkämpfen alle Sorgen?
Mit dem Pinsel!
Darum wünsch' ich, daß auf Erden
Allzeit rasch wir fertig werden —
Mit dem Pinsel!

Womit kritisirt man?
Mit der Feder!
Womit opponirt man?
Mit der Feder!

Womit strafen wir die Laster
Aller feilen Kritikaster?
Mit der Feder! —
Ja, will Albernheit sich brüsten,
Darf die Kunst sich kräftig rüsten
Mit der Feder!

Die Mäcene.

Mäcene gab's vor Zeiten
Zum Schutz der edlen Kunst:
Die Reichen sah man streiten
Um eines Künstlers Gunst;
Jetzt heißt's im Sinn der Köche,
Nicht Kunst sey, was nicht röche
Nach Wein- und Bratendunst.

Man hat Papier-Magnaten,
Die Börs' ist ihr Altar;
Mäcene und Ducaten
Sind dort gewaltig rar;
Und hat man sie erstritten,
Sind Beide stark beschnitten:
Ihr Werth ist nicht mehr wahr!

Ob da ein Tücht'ger werbe
Um Ruhm in Lebenslast,
Er hört nur ein „Süperbe!"
Und höchstens noch mit Hast:
„Die Kunst ist meine Puppe;
Ich bitt', auf eine Suppe
Seyn Sie für Heut mein Gast!"

Es ist nur modisch Plappern
Was Ehr' und Gold noch bringt:
Das Echte gilt für Klappern,
Und alles Neue klingt! —

Der Narr im Meisterstuhle
Hält großen Mauls die Schule,
Ob's überall dann hinkt.

Ein Maler, der mit Schwänken
Nicht dienstbar ist zur Hand,
Hat Leinwand nicht in Schränken:
Sie hängt ihm an der Wand;
Sein Gold vergeht an Rahmen,
Und Muth und Kraft erlahmen,
Bevor er Hülfe fand.

Mäcen war sonst ein Zahler
An edler Künste Thron,
Jetzt wird der eitle Prahler
Aus Gnade Kunstpatron; —
Doch lieber schmale Bissen,
Als Hut' und Schuh zerrissen
In nied'rer Devotion!

Kehraus!

Lasset nun den Künsten allen
Einen frohen Gruß noch schallen
Zu dem Kehraus!
Nur wer sich erhebt mit Schreien
Und sich hält durch Flunkereien,
Der geht leer aus
Bei dem Kehraus!

Will's der Maler tüchtig treiben,
Muß Natur ihm immer bleiben
Großes Lehrhaus!
Mag gut fahren, wer gut schmieret,

Wer in's Blaue sich verlieret,
Der geht leer aus
Bei dem Kehraus!

Bildner, die subtil verfeinern,
Kühlen Sinn's den Stein versteinern,
Marsch in's Lehrhaus!
Wer nur feilet glatt und zierlich,
Transparent und wie papierlich,
Der geht leer aus
Bei dem Kehraus!

Nichts verschnörkelt, nichts verschniegelt,
Architekten, dies besiegelt
Uns zum Kehraus!
Baut antik und bauet gothisch,
Doch baut Einer nur chaotisch,
Der geht leer aus
Bei dem Kehraus!

Kupferstecher, Formenschneider
Bilden jetzt das Nusseln leider
Immer mehr aus!
Wenn im pimpligen Punktiren
Sie den edlen Strich verlieren,
Geh'n sie leer aus
Bei dem Kehraus!

Schauspielkunst mag mit uns schöpfen,
Doch ihr Köpfen und ihr Schröpfen
Hält man schwer aus!
Fröhnt die Schauspielkunst der Mehrheit,
Daß man schau viel Dunst der Leerheit,
Geht sie leer aus
Bei dem Kehraus!

Darauf nun, Herr Fest-Verweser,
Leeren wir die vollen Gläser
Zu dem Kehraus!
Und wer dieses Tag's nicht denket,
Der uns Freuden hat geschenket,
Gehe leer aus
Bei dem Kehraus!

Dieser „Künstler-Verein" hielt sich in seiner Geselligkeit lebendig, so lange die Kräfte der ältesten Mitglieder in Berührigkeit blieben; dann endete er wie Licht ohne Nahrung, und es entstanden achtungswerthe Künstler-Verbindungen in anderen Richtungen.

Vom Jahre 1824 an ist nun aus Schriftlichem und Andenklichem über die „Literarische (Mittwochs-) Gesellschaft" zu berichten, über diesen Verein, der sich anfangs nach dem Tage seiner Versammlungen, später „Gesellschaft für in- und ausländische Literatur" benannte, bei Erwähnung aber meist den ersten Namen behielt, obwohl der Mittwoch dem Montage hatte weichen müssen. Seit seinem Entstehen ertrug dieser schriftstellerische Bund viel unbegründetes Anfechten ohne Widerrede, hatte gesetzlich die Mitglieder verpflichtet, nichts in die Oeffentlichkeit zu senden über das Bewegen in dem anspruchslosen Kreise. Jenes Anfechten in aller Fülle zu beachten, ist unnöthig; den Verein selber muß ich mir aber wieder beleben in meinen Erinnerungen, denn sie leiten mich zu Begegnissen mit andenkenswerthen Persönlichkeiten. Dabei ist hier erst das Geschichtliche jener Gesellschaft eingekürzt heranzuziehen, und es

bringt — wie ich meine und glaube — Ansprechendes mit.

Im October 1824 wurde durch den Kammergerichts-Director Julius Eduard Hitzig — auch in der Lesewelt bekannt — ein Aufruf verbreitet, der unter Anderem äußerte:

„Während von Tage zu Tage das Unkraut im Garten der Poesie üppiger wuchert, blühen doch auch hier und dort darin die schönsten Blumen. Aber wer hat, oder wer nimmt sich die Zeit, den weitläuftigen Raum auf das Gerathewohl zu durchwandern, um nach seltenen Gewächsen zu spüren, und so, ehe die Kunde davon sich verbreitet, ist ein neues Jahr erschienen, das mit breitem Strome das Neue aus den Buchläden wegspült, um dem Neuesten Platz zu machen und jenes unabwendbar dem Lethe zuzuführen. Sollte nicht dieser betrübenden Erfahrung für die Dichter, und sollte nicht einer noch traurigeren für die Freunde der Poesie in unsrer weitläuftigen Stadt, daß nämlich Keiner den Andern kennen lernt, wenn sie nicht der Zufall zusammenführt, durch einen Verein abgeholfen werden können, der beschlösse, sich wöchentlich einmal, vorläufig in den Winterabenden, zu versammeln, sich gegenseitig das Neueste aus der poetischen Literatur durch Vorlesung einzelner Gedichte aus den Sammlungen, dramatischer Werke von nicht zu großem Umfange u. s. w. zur Kenntniß zu bringen und nach den Lesestunden zu besprechen? Wohl verstanden aber, das Neueste von Anderen, nicht von Mitgliedern des Vereins; vielmehr

müßte es ein unabänderliches Grundgesetz seyn, daß es keinem solchen gestattet werde, eigene oder Arbeiten von anwesenden Freunden vorzulesen: denn das stört alle Freiheit des Urtheils, und führt entweder zur Feindlichkeit, oder, was noch schlimmer ist, zur Lobhudelei."

Rasch erregte dieser Vorschlag Beistimmung; am 26. October 1824 wurde der Verein gestiftet und am 3. November hatte er den ersten Abend seiner Wirksamkeit. Das Grundgesetz: „Nichts darf vorgelesen werden, was von einem der Mitglieder verfaßt worden, eben so wenig von Gästen etwas, was diese selbst gedichtet haben", erhielt in den „Statuten" noch den Nachsatz: „Keines der Mitglieder darf über die Gesellschaft etwas drucken lassen, sey es tadelnd, lobend oder bloß berichtend, indem sie unter allen Umständen der Oeffentlichkeit fremd bleiben will." Die Kosten, auch für den allmäligen Ankauf der Bibliothek, wurden durch mäßige Geldbeiträge gedeckt, und das nach der Vorlesung und Besprechung bereite Mahl beanspruchte nur, seltene Feste ausgenommmen — wobei das strenge Gesetz ohne Einfluß war — einen sehr geringen Aufwand. Die Geschäfte besorgten einige Mitglieder, die Verhandlungen über das Vorgetragene wurden aufgezeichnet, so weit sie als urtheilendes Ergebniß zu betrachten waren. — Bald weitete sich der Inhalt der Vorlesungen allseitig, und nichts, was sich in angenehmer Form bot, von welchem Standpunkt es kam, wurde vermieden. Die Kenntniß der mannichfachsten Rich-

tungen in der Literatur machte sich immer bestimmter zum Zweck. Bei umfänglichen Werken gaben die Vorleser oft erst eine, zuweilen sehr mühsame Uebersicht des Ganzen und bekräftigten ihre Meinung mit dem Vortrag des Wesentlichsten. Wie gemeinsam die Neigung zum Gemeinsamen im Bereich des Wahren und Schönen sich äußerte, bezeugt sinnig das von Chamisso der Gesellschaft geweihte Festlied: „Herein!“ (Gedichte, zweite Auflage, S. 218), worin der Tragiker, Komiker, Mimiker, Lyriker, Musiker, Maler, Uebersetzer und — Leser Einladungen empfangen. Man wollte eben auf den verschiedenen Wegen des Kunstgeistigen vertrauter werden, dabei unbefangen alle Parteien vernehmen, wie dies hervorgehoben ist in einem, für das Stiftungsfest des Vereins bestimmten Liede Eichendorff's, das mit dem Verse schließt:

„Frische Fahrt dann, nah und fern,
Allen muth'gen Seglern,
Die getreu dem rechten Stern,
Schleglern oder Heglern.“

Wie man sich dabei die erheiternde Geselligkeit dachte und wünschte, das möge bezeichnend werden aus wenigen Zeilen eines, „Leben und Lebenlassen“ überschriebenen Liedes für den Verein von Karl Schall:

„Wir wissen ja nicht nur zu wissen,
Nein auch zu leben wissen wir;
Wie wir uns wissensernst beflissen,
Nur lebenslustig sind wir hier:
Das Utile treibt man daheim,
Hier ist das Dulce Bundesleim.“ —

Wodurch erregte denn aber ein so harmloser Verein den galligen Geifer Böswilliger? wird man fragen, und ein Rückblick auf die Vergangenheit erklärt dies leicht. In der ersten Zeit des Bestehens der Gesellschaft hatte unsre Literatur die unersprießlichen, oft die Grenzen des Anstandes überschreitenden Kämpfe gegen Goethe, und in jenem Kreise gab man dem geliebten Dichter, damals schon seinem achtzigsten Jahre nah, freundliche Zeichen der Achtung und Theilnahme. Die Mißhandlungen, die Goethe in Büchern und Zeitschriften erdulden mußte, und sie erduldete ohne Entgegnung, waren mitunter von so abscheulicher Niedrigkeit, daß jeder Ehrenhafte sich empört fühlen mußte, und in dieser Stimmung hatte eine Gesellschaft, die vermöge ihres Grundgesetzes nicht öffentlich wirken konnte noch wollte, gegen so widerwärtige Schmähung keinen andern Ausdruck als den erwählten: nämlich innerhalb ihres Zwecks dem Tiefgekränkten die ihm gebührende Verehrung zu bezeugen. Dies geschah durch die, dem Stiftungsfest beigesellte Feier seines Geburtstages, zuerst 1825, und da herrschte, wie überhaupt bei den seltenen, auch den Frauen und Töchtern gegönnten Festen, freie Unterhaltung. Im nächsten Jahre (1826) kam man auf den Gedanken, den Mitgliedern für das beste bezügliche Gedicht als Preis einen Ring mit dem Bildniß Goethe's zu bestimmen, und Zelter, der nicht Mitglied war, wurde Prüfungsrichter. Von zwölf

Einsendern gewann Houwald den Preis.*) Auch in den folgenden Jahren feierte die Gesellschaft Goethe's Geburtstag, und dies war es, was ihr alle Anfälle jener Parteien zuzog; vergebens sucht man einen andern Anlaß, wenn sich nicht etwa die durch Stimmenmehrheit erfolgte Nichtaufnahme Eines oder des Andern sich um Mitgliedschaft Bewerbenden einmischte, was nicht zu beweisen ist. In Rede kam fast durchgängig nur der erwähnte Anlaß, der zu den sinnlosesten Beschuldigungen ausgebeutet war, um so gereizter, als Goethe selbst sich der Gesellschaft wohlwollend und rathend zuwandte, was natürlich ist. Er war damals erfüllt von dem gläubigen Gedanken einer das Menschenthum überall fördernden „Weltliteratur" und suchte dazu Mitwirkung. „National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit und Jeder muß dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen", so äußerte er sich (1827) in einem Gespräch mit Eckermann, weiter darauf eingehend. Diese Ansicht erläuterte er auch, wenn Mitglieder der Gesellschaft ihn besuchten, und so verstärkte er den Antrieb, daß diese ihre Lesungen und Besprechungen auf die auswärtige Literatur umfassender ausdehnte, wozu Goethe Leitung gab in folgendem, als

*) In den 1854 und 1855 (Berlin, Vereins-Buchhandlung) erschienenen Werke: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" sind die Verhandlungen, sämmtliche Gedichte und der durch Gründe unterstützte Ausspruch Zelter's zu finden.

Antwort auf ein Glückwunschschreiben zu seinem achtzigsten Geburtstage dem Verein zugeschickten Schreiben an Hitzig:

„Geneigtest zu gedenken.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammen begab, um besonders von deutscher Poesie Kenntniß zu nehmen, so war dies auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutschen Literatur- und Staatswesen im Allgemeinen und Besondern unterrichtet, sich gar wohl die schöne Literatur zur geistreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften. — Sage man sich daher, daß die schöne Literatur einer fremden Nation nicht erkannt und empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtige. — Dies geschieht nur zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Dies ist aber nicht hinlänglich, sondern man hat noch hinzuzufügen, was sie in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind. Wollte man, zum Beispiel, sich mit der französischen neuesten Literatur bekannt machen, so müßte man die seit zwei Jahren gehaltenen und im Drucke erschienenen Vorlesungen, als Guizot: Cours de l'histoire moderne; Villemain: Cours de la literature française, und

Cousin: Cours de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß, das sie unter sich und zu uns haben, geht hieraus am deutlichsten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die schneller erscheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, La Revue française und das zuletzt erscheinende Tagesblatt: Le Temps. Keins von allen diesen ist zu entbehren, wenn wir das Hin und Wider jener in Frankreich sich balancirenden Bewegungen, aller daraus entspringenden Wogungen vor unserm Geiste lebendig erhalten wollen. — Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Produktionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjectionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere, am wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken. Dies wollen wir nicht tadeln, sondern gelten lassen für das, was es ist. Ich spreche es nur deshalb aus, um zu sagen: daß die französische Poesie, so wie die französische Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich immer als Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher dann freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat, geistreich zu seyn. — Folgen wir aber diesen leb-

haften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen, und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht. — Darf ich aufrichtig reden, so wird hierdurch ein größerer Vortheil erzielt, als wenn wir uns mit ausländischen Dichtern in Correspondenz setzen wollten. Die besten bleiben immer in ihrem Kreis beschränkte Individuen, welche in solchem Falle gar nichts thun könnten, als schönstens zu danken, wenn man ihre Sachen gut findet. Setzte man daran aus, so ist das Verhältniß sogleich aufgehoben. Befolgt man aber jenen vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von Allem, was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit sich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen schnellwirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt und ich das Buch lange schon gelesen habe, wenn ich es erhalte. — Aus allem dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Literatur der neuesten Zeit zu durchdringen. Ueber die Englische, wie über die Italienische, müßte man wieder besonders reden: denn das sind wieder ganz andere Verhältnisse. — Doch ich schließe hier, damit Gegenwärtiges nicht länger zurückbleibe, erbiete mich, auch in der Folge über die Hülfsmittel mich bescheidentlich zu äußern, danke zum allerschönsten für die liebenswürdige Beachtung meines Anden-

kens und für jenes Schreiben, gezeichnet mit so vielen werthen Namen. Geben Sie mir manchmal Nachricht von dem Fortwalten Ihrer Bemühungen. Empfehlen Sie mich Hrn. Geh. Rath Streckfuß und der übrigen Gesellschaft zum angelegentlichsten.

Weimar, den 11. November 1829.

Treu angehörig

J. W. Goethe."

Zu dem erweiterten Willen, von den neuesten geistigen Erzeugnissen der Fremde möglichst schnelle und genaue Kenntniß zu nehmen, den steten Entwickelungsgang der bildenden Künste auch bei andern Völkern sich klar zu machen, hatte die Gesellschaft für die wichtigsten europäischen Sprachen besondere Berichterstatter, welche in lebhaftem Verkehr mit dem Auslande ihnen rasch zugesandte Werke desselben im Ganzen lasen, Vortrag darüber hielten und zum Schluß das Bemerkenswertheste vortrugen. Dies geschah bei den bekannteren Sprachen aus dem Original, bei anderen, z. B. dem Spanischen und Russischen, in der Uebersetzung, die meist der Vortragende selbst übernahm. Neben dem Deutschen, was immer Vorzugsrichtung blieb, ist Spanisches und Portugiesisches, Englisches, Französisches und Italienisches, Russisches und Serbisches in bunter Abwechselung vorgekommen. Dem Allen bezeugte Goethe eifrige Aufmerksamkeit, widmete (1830) „in öffentlichem Ausdruck dankbaren Antheils" der Gesellschaft die seinerseits noch mit einer Einleitung begleitete Uebertragung von „Thomas Carlyle

Leben Schiller's", wie denn auch Professor Wolf in Jena der Gesellschaft ein Werk zueignete. Bis in das Jahr 1831 wurde Goethe's Geburtstag — zuletzt sein dreiundachtzigster — gefeiert, trotz des damals in Aussicht stehenden Krieges und der heranziehenden, von Furcht und Schrecken begünstigten Cholera. In einer Ansprache für diesen Tag heißt es: „Mochte es darum geschehen, unsern Landsleuten in Südwesten, die uns so gern der „Goethemanie" zeihen, zu beweisen, daß ein drohender Krieg und eine nahende Pest uns eben so wenig als ihre Verketzerung von einer Verehrung abzubringen vermocht, die wir als Pflicht jedes Deutschen anerkennen, der noch Sinn hat für das Höchste, was aus seinem Vaterlande hervorging. Freilich, Verehrern des neuen „Völkerfrühlings", um uns des seit Juli 1830 geläufigen Worts zu bedienen, kann eine so positive Größe so wenig behagen als Denen, die aus entgegengesetztem Standpunkt die Ehren des Dichters als Beeinträchtigung ihres Regals ansehen. Und doch wird Goethe sie Alle überdauern, er wird ein Symbolum dessen seyn, was der deutsche Geist in seiner schönsten Blüthe, in seiner vollen Macht hervorzubringen vermochte, glänzend und fest, wenn längst das stolze alte Gebäude der Regale in Trümmern liegt, und das wunderliche Gemisch von negirenden Begriffen, was sie heut als Volksnoth und Volkstrost ausgeben möchten, in seiner trost- und farblosen Nichtigkeit vergessen ist!" — So wird es seyn, und in dieser Ueberzeugung feierte die Gesell-

schaft noch den 28. August 1832 als Erinnerungsweihe, nachdem der Unvergeßliche am 22. März desselben Jahres in dem Ausruf: „Mehr Licht!“ seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Stehe hier ein Vers des Liedes, das Wilhelm Neumann für jenen Erinnerungstag dichtete:

„Ein schmerzlich Fest! Doch haben ja die Alten,
Die Großen, Schönen, die Ihm nah nun sind,
Bei ihrer Helden Tod es so gehalten,
Weil einen Halbgott der Olymp gewinnt,
Wenn hier ein Held erliegt des Tod's Gewalten.
So laßt denn immer, weil die Thräne rinnt,
In Wehmuth lächelnd Euern Ton erheben;
Ihr wißt's und Schiller sprach's: Die Todten leben!“

Mag nun noch im Jahr 1858 das Geschwätz von „Goethemanie“ in der Oeffentlichkeit durch einen Vergessenen wieder aufgetaucht seyn, mir hat es ein beseligt Empfinden bewahrt, daß Goethe in seinen letzten sechs Lebensjahren erfreut wurde durch Zeichen liebevoller Zuneigung, und er empfing sie um so tröstender und dankbarer, weil sie aus einem Kreise kamen, in welchem sich Männer befanden, die, ohne sich mit ihm messen zu wollen, nicht ohne Geltung waren und seyn werden. —

Daß die Gesellschaft ihr eigenes, selbst geschaffenes und nicht werthloses „Liederbüchlein“ hatte, ist aus dieser Darlegung ersichtlich; — bedeutsam ist aber auch das mir verbliebene „Buch der Gäste“, die ihre Namen mit eigener Hand einzuschreiben hatten. Da fehlt fast kein in der Literatur des neun-

zehnten Jahrhunderts geschätzter Name, und mancher ist mehrmals zu finden. Auch Engländer und Franzosen bewarben sich um Aufnahme oder Gastbesuch, waren theilnehmende Zuhörer, wenn berichtend geurtheilt wurde über das geistige Streben und Weben in den verschiedenen Bereichen der deutschen Heimath wie der Fremde.

Friedlich hatte der Verein beinahe vierjährigen Zusammenhalt, da erzeugte selbstsüchtige Wandelbarkeit im Juli 1828 sehr unnützlichen Hader. Damals war Moritz Saphir, der seinen auf Wasser bezüglichen Namen Moses in den eines Edelsteins verwandelte, durch seine, mit grenzenloser Verleumdung und käuflicher Anhetzerei betriebene Witzjagd als Tagesschriftsteller dem Lesepöbel Berlin's eben so willkommen als den Gebildeten widerlich. Gegen den Schamlosen entstanden Schriftkämpfe, und einer der von ihm mißhandelten Vereinsgenossen wollte seine Gegenrede in der „Mittwochs-Gesellschaft" vorlesen, was nach dem Grundgesetz nicht geschehen durfte. Das noch jugendliche Mitglied benahm sich heftig und sagte nebenbei: „Das ist ein gewaltherrisches Verbot; wenn ich nicht zuweilen auch etwas von mir selbst vortragen darf, dann geh' ich ab!" wonach der Vorsitzende antwortete: „Die Verlegenheit ist groß; denn sehen Sie, wenn hier etwas von Ihnen gelesen wird, dann gehen die Andern ab." — Dies war — in Hinsicht auf das Gesetz — nicht so böse gemeint als es klingt; der Erfolg aber ein solcher, um ein kurzes Gespräch im Heimgange rechtfertigen zu können.

Einer sagte: „Wer den heutigen Lärm mit angehört hat, der wird wenigstens nicht der Verleumdung Saphir's beistimmen, daß wir uns gegenseitig lobhudeln, denn es kam sogar mitunter eine kleine Grobheit vor!" und dies wurde bestritten mit dem Ausruf: „Ei, nach Saphir'schem Maßstabe ist eine kleine Grobheit schon Lobhudelei!" — Dieser Hinweis auf das Beurtheilen jenes Schmähwitzlers wird einleiten, was weiterhin über meinen Verwickelungszwist mit ihm berührt werden muß. —

Der durch jenen Vereinsgenossen veranlaßte Streit wirkte verschieden. Ein geringer Theil der Mitglieder, fürchtend, daß sich Aehnliches veröftern könnte, zog sich zurück; dem Querkopf folgte ein anderer Theil, der behauptete: er sey die eigentliche „Literarische Mittwochs-Gesellschaft", und nun übermüthig deren Eigenthum an Bibliothek, Briefwechsel und Baarem beanspruchte, im Fall des Verweigerns auch mit Proceß drohte; eine Mehrheit, zu der die bedeutendsten Männer gehörten, hielt sich aber in Eintracht. Auf beiden Seiten standen tüchtige Rechts- und Unrechtskundige, es wurde jedoch durch den Sieg des Beruhigens von den Altvereinten beschlossen, in Allem nachgiebig zu seyn, und für sich den Verein mit denselben Gesetzen bestehen zu lassen. Dieser Beschluß nebst seiner vollständigen Opferwilligkeit griff aber so thätig ein, daß die Abtrünnigen sich bekehrten, dann im Anfange des Jahres 1829 die Gesellschaft mit ihrem Eigenthum wieder beisammen war.

Niemals störte sich diese Einigung in den folgen-

den siebenundzwanzig Jahren, der Tod verengte indeß allmälig den Kreis, und weil Hitzig langwierige Krankheit erlitt, bis es auch mit ihm an das Hinscheiden kam, wechselten seine Stellvertreter, bevor ich im Jahre 1847 zum Vorsteher gewählt war. — Die einst bis zu Neunzig sich mehrenden Mitglieder hatten sich bis zu einundzwanzig vermindert; es wurde nun überlegt: ob man neue Mitglieder aufnehmen wolle; die Wenigen waren aber fast sämmtlich Greise und sahen ein, daß Jüngere sich schwerlich mit ihnen zu Gleichem vereinen würden in einer Zeit, die besonders seit 1830 Alles in Zwiespalt trieb. So hatte man immer darauf hinzuweisen, was schon in einer Festrede aus dem Jahre 1841 geäußert war:

„Der große Riß durch die politische Welt ist leider auch einer durch die geistige geworden. Die jüngern Strebenden stehen schroff getrennt von den älteren. Welcher Baumeister entwirft einen Riß, um über den andern Riß eine Brücke zu bauen! Wir Alle fühlen, daß frisches Blut uns wohl thäte, die Aufgabe der Poesie ist es ja, die zerstreuten Glieder zu einem wohlgefügten Ganzen zu verbinden. Hoffen wir, daß eine heitere Sonne über die Zerrissenheit aufgeht, und da positive Blüthen treibe, wo wir nur Verneinung erblicken.“ —

Diese Hoffnung hat sich bisher nicht besonders auffällig bewahrheitet, und so möge künftig ein Verein, ähnlich dem der „Literarischen Gesellschaft“, im Zeitwesen mindere Zerrissenheit und Verneinung finden und — auch wenn einmal verschiedene Ansichten

sich entgegenstehen, was nirgends zu vermeiden ist — zweiunddreißig Jahre hindurch Eintracht erhalten bis zum Hinscheiden fast Aller, die von der Gründung an zuletzt noch treu beisammen blieben.

Im Besitz des vollständigen schriftlichen Nachlasses der Gesellschaft könnte ich aus den Verhandlungen noch mancherlei gesammtanwendliche Aeußerungen ausgezeichneter Männer einweben; dies würde aber zu weitläufig eindringen für mein Selbsterlebtes, weshalb ich gelegentlich nur der Begegnisse mit Denen gedenke, die sich mir näher noch befreundeten.

Bei meiner Uebernahme des Vorsteher=Amts wurde festgestellt, das Ersparte der Gesellschaft — Dreihundert Thaler in Staatsschuldscheinen — für stets freies Mahl zu verbrauchen, und mit noch Hundert Thalern für die, später durch Meistgebot von mir gekaufte Bibliothek hat sich dies in heiterer Weise vom Jahre 1847 bis 1856 durchführen lassen. Am 31. März 1856 vermittelte sich die Entscheidung, den Verein, von dessen Mitgliedern nur noch Sechs lebten, in der Art zu beenden, daß man sich am Stiftungstage geistig und gesellig begrüßen wolle, was nur drei Mal mit Schmerzen geschah, denn die geringe Zahl war schon wieder gemindert. — Als ich dies schrieb, lebte neben mir nur noch Einer, der gern mit mir zurückschaute in eine Gesellschaft, die Niemand befeindete, und doch so oft befeindet wurde von Leuten, die, ohne jemals auch nur gastlich selbst beobachtet zu haben, ihre Wahngerüchte in die

Oeffentlichkeit trieben, und sie durch Wiederholungen glaubhaft machen wollten.

Von den vielen Gästen der „Mittwochs-Gesellschaft“ sind mir besonders Matthisson und Schlegel im Gedächtniß nach verschiedenem Eindruck. — Am 29. Juni 1827 war Friedrich Matthisson Gast und wurde an diesem Tage ihr Ehrenmitglied. Ein paar Jahre früher hatte ich ihn schon in meinem Arbeitsstübchen gesehen und fand ihn wenig verändert in der Erscheinung, die in Folge seiner Lebensverwickelung etwas vom altfranzösisch-höfischen Anstrich offenbarte; im Sprachausdruck des Behabens war er aber gemüthlich und biederherzig. — Jenes Zierlichgemessene in der Haltung mag bei mir etwas hinderlich gewesen seyn an Zunahme der Vertraulichkeit; denn daß ich aus meiner Jugendzeit für Matthisson's Dichtungsgemälde aus der Gefühlswelt dauernde Hinneigung bewahrte, wird mir noch als Greis erwärmend in Erinnerung an das „alte Bergschloß“ und den „Genfer See“, an „Adelaide“ und „Laura betet“.

An jenem Abend im Juni 1827 war die Gesellschaft zuerst unter dem Laubdache langer Baumreihen im sogenannten „Schulgarten“, — dessen Boden jetzt Häuser bedecken — und ein Nachhall schwärmerischer Innigkeit durchflüsterte die Traumeskränze entschwundener Tage. Dann wurde im Saale der damals beinah schon siebzigjährige Matthisson von Mehreren dichterisch begrüßt, zuerst durch ein Lied von Holtei, das mit der Hindeutung schließt:

„Einst, o Wunder! wird auf Deinem Grabe
Eine Blume treu und blau erblüh'n; —
Mag den Jüngling, wie den Greis am Stabe,
Gleiche düst're Grabesnacht umzieh'n,
Dir bleibt doch, als stetes Selbstvermächtniß,
Wo man nur die deutsche Sprache spricht,
Deiner Lieder ewiges Gedächtniß,
Und die Blume heißt: Vergißmeinnicht."

Wo wäre im Volke dies Vergißmeinnicht für Matthisson noch unverwelkt? Ein Gesammtgefühl ist jetzt nach keiner Seite hin erkenntlich, am wenigsten für das Gemüthsleben. Mir aber soll dadurch die Herzensfreude an dem Schönen in Matthisson's Gedichten — ohne deren Ueberschätzung — unverkümmert seyn.

Entfernter von Zuneigung blieb mir August Wilhelm Schlegel, der bereits bis zum sechzigsten Lebensjahr zählte, als er am 14. Mai 1827 zuerst Gast der „Mittwochs-Gesellschaft" war. Mit seinem ganzen Außenwesen nahm er aber Jugend in Anspruch, den er sich so fest eingewurzelt hatte, daß er manche Spötterei über diese mißglückte Altersverhüllung für Bewunderung hielt. — Durch Putzerei mit vielen Orden, mit Ringen an beiden Händen, in Allem geschniegelt und gebügelt, in stolzer Vornehmheit gebrüstet wie eine eitle Schöne, sah er gleichsam aus, als betrachte er es für einen Fehlgriff der Schöpfung, daß er nicht ein reizendes Weib geworden sey.

Gelehrsamkeit und nachhaltige Einwirkung auf Mannichfaches in Wissenschaft und Kunst sichern ihm

Andenkenswerth; im persönlichen Umgange schadete er sich aber sehr durch mehrseitige, nicht selten lästerlüsterne Anmaßlichkeit, so daß — zum Beispiel — Ernst Moritz Arndt ihn begabte mit einem Beinamen, den ich nicht erneuern mag.

Bekanntlich hielt Schlegel damals (1827) in Berlin Vorlesungen über die schönen Künste, auch ich war Zuhörer. Deren Mehrheit vertiefte sich in Langeweile, besonders anfangs, indem begreiflich die Grundlage des Bezweckten vor einer Mischversammlung der Ausdehnung bedurfte; „Ton" und „Mode" halfen zur Sitzhaftigkeit bei dem Genuß, der Vielen nicht hinlänglich spaßhaft eingesäftigt, schließlich aber meist unverstanden belobt wurde. — In jenen Vorlesungen hatte Schlegel das schon vor ihm Gedachte und Entwickelte mit dem ihm Eigenthümlichen vermehrt, und er sprach vor diesem gemengten Zuhörerkreise, als geschehe es nur in gnädiger Herablassung. Auch Witzeleien webten sich ein, eben so fade Ausfälle, wie wir sie kennen durch Schlegel's „Epigramme", denen zum Theil auch dann noch, wenn etwa der Anlaß von dem Angegriffenen herstammt, die Rechtfertigung fehlt, weil unter allen Umständen geistlose Grobheit nur Den entwürdigt, der sie sich erlaubt. Deshalb werde auch verurtheilt, was Arndt wider die bezüglichen Epigramme drucken ließ: obwohl dabei die sittliche Entrüstung anzuerkennen ist. —

Im Jahr 1841 sah ich bei der scharfsinnigen Schauspielerin Charlotte von Hagn zum letzten

Mal den vorzugsweise von seiner Schätzung redselig erfüllten Schlegel, und neben ihm war nur ich Gast. Sichtlich hinfälliger geworden, wollte er der schönen Künstlerin gegenüber sogar bemühsamer noch als früher das Jugendliche sich anverleiben, was natürlich nur auffallender mißglückte. Er unterhielt uns vorherrschend mit seinen Stachelreimen, die ihm treu im Gedächtniß waren; echten Witz nachzuliefern vergaß er freilich, steigerte aber sein Entzücken über die zuweilen doppeldeutigen Schmeicheleien der schalkhaften Wirthin.

Wie meisterhaft August Wilhelm Schlegel fremde Sprachen in Deutsches zu übertragen wußte, das hat er unvergeßlich erwiesen; wenn er aber sich selber aus dem Alter in die Jugend übertragen wollte, dann verlor er alle Grenze und zeigte sich kindisch. Am mit Geistesberuf ausgestatteten Manne wird ein solches Buhlen um Trugschein verletzender als bei Jedem, der im Gesammten Geck ist; solch Thöriges bemänteln zu wollen an August Wilhelm Schlegel, dies würde zum Unrecht in Betracht seiner argen Mißhandlung Anderer, und gerechter Weise soll ihm übrigens die Verehrung, wo sie hingehört, nirgends gemindert seyn.

Von den mir durch die „Mittwochs-Gesellschaft" Befreundeten hat sich, nächst Raupach, dem ich eine umständliche Schilderung zu widmen habe, vorzüglich der in Wissenschaft und Dichtung heimische, durch schwerbelastende Schicksale aus ehrenwerthem Franzosen zum ehrenwerthen Deutschen gewordene Adalbert

von Chamisso in meinem Andenken befestigt. Nach mehr als dreißig Jahren seines Scheidens von der irdischen Schöpfung empfinde ich es noch innigst tief, daß er mir mit Herz und Seele zugethan war. Wir lebten im Du und Du, wobei ich bemerke, daß die sogenannte Duzbrüderschaft meinerseits gern vermieden wurde, obwohl mir im Sprachgebrauch die altdeutsche vom Du geleitete Ausdrucksart, die sich im Gebet, bei den Dichtern und in bürgerlicher Häuslichkeit uns bewahrt hat, zusagender wäre als die aus der Fremde geholte Höflichkeits-Mehrheit. Mit Chamisso kam mir das Du von ihm, nachdem jener Verein im Jahr 1827 für das beste Gesellschaftslied eine goldene Feder zum Preise bestimmt hatte. Durch sein Gedicht „Herein!" gewann ihn Chamisso, und mir wurde für meinen Beitrag: „Die literarischen zehn Gebote" das „Accessit" — eine Flasche Champagner — zuerkannt. Raupach war Gegner dieser Entscheidung, erklärte das „Herein!" mehr für das Sprechen als Singen geeignet, und wollte den Preis mir zugetheilt wissen, wonach ich in Lustigkeit stegreifte:

„Ob Ihr's nicht singen könnt,
Gewiß hat Jeder
Die gold'ne Feder
Dem Chamisso gegönnt!"

Da eilte er — ein gefülltes Glas in der Hand — zu mir herbei mit dem Ausruf: „Dich hab' ich schon lange mit Du anreden wollen, heut frag' ich: willst Du?" Schnell ward es abgemacht, und ringsum

mit meinem Champagner bekräftigt, so daß ich dem „Accessit" noch ein paar Flaschen anzureihen hatte. — Chamisso's Gedicht ist in seiner Sammlung, in meiner das von mir zu finden, hier sind sie wegzulassen, da nur zu berichten war, welche Gelegenheit uns verbrüderte.

Von jenem Abend an waren wir oft beisammen, zumeist wenn ich ihn, wie er es wünschte, des Morgens, ehe mich mein Tagewerk festhielt, begleitete. Er mußte nach dem eine halbe Meile entfernten Dorfe Schöneberg, dort in der „Königlichen Heu-Manufactur", wie er das Gebäude zur Bewahrung der Pflanzen-Sammlungen für die Akademie der Wissenschaften nannte, die lehrsame Ordnungs-Eintheilung zu begründen. Wir vermieden die Fahrstraße, wählten die schmalen Feldpfade, die sich damals bis dicht an jenes Dorf dehnten; da habe ich sein kindliches Wesen, vereint mit mannhafter Gesinnung, eindringlich empfunden und erkannt, nebenher auch meine geringe Kräuterkunde in Etwas erweitert.

Mit den Strömungen des Zeitsinnes war Chamisso nicht einverstanden, meinte, man begünstige allseitig irrig Aufregendes; in die Zukunft schaute er mit inniger Betrübniß, und bei seinem Betracht und Entwickeln der Lebensverhältnisse kam seine Glaubenskraft oft erschütternd zu Wort. Noch sehe ich ihn deutlich vor mir, wenn solche Augenblicke Alles in ihm anstrafften, sehe besonders ausdrucksvoll seine hohe Gestalt, als er mir eines Morgens am Dorfeingange die Hand zum Abschied bot, und dabei tief-

bewegt zum Schluß unseres Gesprächs ausrief: „Mehr und mehr verleugnen die gewaltigen Erdherren die Seelenzwecke der Menschheit, ihnen fehlt Gott; sie nennen ihn oft, kennen ihn aber nicht, trotzen auf ihr Betgeplärr, und bilden verwegen sich ein, Gott werd' ihnen die Völker immerdar als Gaukelpuppen an ihre Ziehfädchen geben."

Da wir jahrelang uns fast durchweg allwöchentlich wenigstens ein Mal sahen, besitze ich von ihm nichts als kurze Zuschriften, denen ich nur solche Zeilen entnehme, die unsre Vertraulichkeit bezeugen.

Durch seinen sehr angreifenden Husten erkrankte Chamisso in bedenklicher Steigerung seit 1831, während dessen Zeitraum er schon nach irgend einer Herzenseröffnung mehreren Briefchen den Seufzer einschob: „Mög' es Dir besser ergehen als Deinem alten Freunde!" Von Zeit zu Zeit stärkten sich die Kräfte wieder, er beschäftigte sich dann mit der Herausgabe seiner Schriften, und am 27. April 1836 schrieb er mir zu der bezeichneten Beilage:

„Hier, mein theurer Freund, ein Exemplar von meinen unsterblichen Werken, damit Du sie immer bei der Hand haben magst. — Ignosco! Ich habe immer nicht geglaubt, daß man dem Inhaber einer Buchhandlung ein Buch schenken kann!"

Im Dezember desselben Jahres empfing ich die Mahnung:

„Bist untreu, Gubitz, oder todt,
Wie lange willst Du säumen?

Du bist von Denjenigen nicht, die, wo sie nicht sind,

nicht fehlen; Dein Ausbleiben am Montag wird immer betrauert", und als Nachschrift hat er gereimt:

„Nicht nur für den Gesellschafter schreiben,
Uns treulich auch Gesellschafter bleiben:
Kerb' dies in Dein
Buxbaum ein!"

Der Endreim bezieht sich auf den Holzschnitt; neben diesem nahm aber damals nicht nur der „Gesellschafter" meine Zeit in Anspruch, auch mein „Volks-Kalender", der seit 1835 entstanden war. Dies Mannichfache verwehrte mir oft die Theilnahme an der montaglich gewordenen „Mittwochs-Gesellschaft."

Hatten wir zu unserm Frühgange einen himmelslichten Tag, dann mischten sich bei Chamisso in der Daseynslust Jugend und Alter, er glich getreu seiner Selbstschilderung:

„Die Sonne bescheinet die blumige Au',
Der Wind beweget das Laub;
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut,
Und ist es nicht Staub, ei, was könnt' es denn seyn?
Mir ist wie den Vögeln zu Muth!"

Düstre Stimmung war dann völlig überwunden von seiner Dankbarkeit für den allschöpferischen Allvater, eine Dankbarkeit, die auch in der Betrübniß über Mißhandlung des Menschenthums durch mancherlei Zustände stets obenauf mächtig vorwaltete, und meine

Erinnerung an Chamisso läßt mich an ewiges Gefühl glauben. — Gott waltet und wird Sich erleuchtend bewähren! —

Gleicher Glaube spricht aus mir, lenkt sich mein innerer Blick auf Raupach, mit Dem ich meist in Einigkeit, zuweilen aber auch im Widerstande lebte, jedoch unter allen Umständen den Mann von achtbarer Eigenthümlichkeit erkannte und demnach ihm vertraulich blieb.

Als Raupach starb (am 18. März 1852) waren uns im persönlichen Umgange achtundzwanzig Jahre entschwunden, und ein freundschaftliches Verhältniß entstand bald nach dem ersten Zusammenkommen, das ich dem „Gesellschafter“ verdanke durch ein paar, von Raupach in Petersburg gelesene Bemerkungen über seine „Fürsten Chawansky“ und „Erdennacht“. Jenes Trauerspiel war sein erstes Werk auf der Berliner Bühne, doch hatte man es in andern Städten schon früher benutzt. Die in Tagesblättern mir vorliegenden Aeußerungen veranlaßten mich, nach der Berliner Darstellung meinem Bericht Folgendes einzuschalten:

„Als besagtes Stück gedruckt war und gelesen wurde, erklärte männiglich die Neuigkeit für etwas Außerordentliches, und nun, nachdem sie aufgeführt ist, soll sie nichts seyn. In diesem Dichter regt sich aber etwas, und eben weil so mancher Auswuchs sich zeigt, so manches Ueberspannte uns entgegentritt, dürften wir eher Hoffnung fassen, daß in späteren Werken uns eine mehr gediegene Eigenthümlichkeit klar werde, als wenn in wohl geschniegelter Form

eine pretiöse Hohlheit daher tönte. Möge der scheel Angesehene ruhig fort arbeiten, und sich dabei freuen, wenn er den gemeinten Berichterstattern zugleich einigen Erwerb verschafft durch Schmähungen, die der Preßbengel in alle Welt spediren muß." („Gesellschafter" 1820. Bl. 87.)

Im Jahre 1821, am 29. Dezember, kam „Die Erdennacht" auf die Berliner Bühne in einer Art, die keines Lobes werth war. Dies „dramatische Gemälde" ist nicht „bühnenrecht", nach dem geläufigen Ausdruck, der sich bei den Schauspielern verwandelt in „es hat keine Rollen". Der Dichter bevorzugte den Seeleninhalt, die Idee seiner Aufgabe — den Kampf der Pflichten für die Familie mit Pflichten für den Staat — und Ideen sind vielen Schauspielern bei weitem weniger als die augenblickliche Wirkung, auch wenn diese verhöhnend wäre für den Begriff vom Wahren. Mir scheint die Darstellung der „Erdennacht" allerdings eine schwierige Aufgabe; wollte man jedoch dies Gedicht auf die Bühne bringen, mußte man es mit den vorzüglichsten Kräften in wohlwollendem Sinne thun. Dies war nicht geschehen, und ich fühlte mich hingerissen, dem mir befreundeten Regisseur Pius Alexander W o l f f unverzögert meine Ansicht etwas heftig auszusprechen, was mich für den öffentlichen Bericht mäßigte; dennoch ist ihm in Bezug auf den Dichter die Hinweisung angefügt:

„Hätte man in Deutschland eine solche Hinsicht, als sie bei dem Mangel an dramatischen Dichtungen

nothwendig wäre, so würde Raupach schon längst nicht mehr in Petersburg deutsche Tragödien schreiben, sondern man hätte ihn nach irgend einer deutschen Residenz berufen, damit er seine theatralische Erfahrung an der heimathlichen Bühne bereichere."

Im Januar 1822 war dies im „Gesellschafter" zu lesen, und in demselben Jahre reiste Raupach, nach achtzehnjährigem Aufenthalt in Rußland, wo er nie seine deutschkernige Gesinnung verleugnet hatte, nach Italien. Von dort zurückgekehrt, sah er sich nach einem festen Wohnsitz um, und seine Gedanken zogen ihn nach Weimar; er verweilte dort, gewann aber die Ueberzeugung, dies sey nicht die rechte Heimath für seine beabsichtigte Thätigkeit, und wandte sich im Jahr 1824 nach Berlin.

Eines Tages trat in mein Arbeitszimmer ein sehr schlicht gekleideter Mann mit der Anrede: „Sie haben mich in Deutschland haben wollen, da bin ich; mein Name ist Raupach." Aus meiner Ueberraschung jubelte sich ein herzlicher Willkommensgruß hervor, was die Bedachtsamkeit seines Benehmens nicht im Geringsten veränderte. Er setzte sich, befragte mich über mancherlei Zustände und Verhältnisse; ich erklärte sie ihm, so weit ich es vermochte, er hörte zu ohne viel Zwischenrede, erhob sich dann, reichte mir die Hand und sagte: „Wir lernen uns gewiß näher kennen, Adieu!" So ging er seines Weges, und war am nächsten Morgen nahe daran, daß er auch zu Berlin gesagt hätte: Adieu! —

Er brachte sein eben vollendetes Lustspiel: „Laßt

die Todten ruhen!" in eigener Handschrift, selbst nach dem Theater-Büreau. Die Person, zu der man ihn wieß, schlug das Heft auf und sagte: „Das ist schlecht geschrieben, ist nicht zu lesen!" — „Klein ist es geschrieben, aber nicht schlecht; daß man hier klein geschriebene Stücke nicht lesen will, war mir unbekannt, ich empfehle mich Ihnen, meine Herren!" Dies entgegnend, nahm Raupach sein Werk unter den Arm, und schritt so gemächlich von dannen, wie er gekommen war. — Seine Handschrift war unzweifelhaft eine deutliche, ja schöne, klein und gedrängt war sie unleugbar auch. Jener Empfang wäre nun nach seinem schroffen Eigenwesen wahrscheinlich die Ursache geworden, ihn niemals wieder in jenem Büreau zu sehen, wenn nicht dem Theater-Secretair Hofrath Esperstedt einfiel: das könnte Raupach gewesen seyn! Esperstedt erkundigte sich eifrigst, ermittelte: der Geahnte sey in Berlin, eilte zu ihm, entschuldigte das unangenehme Begebniß, bat um das Manuscript und empfing es. Dies war die Art, wie Raupach den Weg fand zu der Berliner Bühne, für die er von da an wirkte in seltenster Fruchtbarkeit, deshalb auch bald und fortwährend feindlich angegriffen wurde. —

Die Nothwendigkeit öffentlicher Beurtheilung wird kein Denkender bestreiten, es nistete sich aber hinsichtlich Raupach's allerlei Leidenschaftliches so um sich greifend ein, daß es ihm nicht zu verargen war, wenn er über Kritik keine anmuthige Meinung hegte. Er konnte Tadel ertragen, er hörte darauf

und wehrte sich, oder aber, was oft genug geschah, er beherzigte ihn, und seine nächsten Freunde wissen, mit welcher Willigkeit er nun änderte. An seinen berührigsten öffentlichen Gegnern war jedoch die aus dem Hintergrunde anstachelnde Absichtlichkeit nicht zu verkennen. Bei den Einen gährte die Ansicht, ihre eigenen Erzeugnisse würden verdrängt durch Raupach, der Mitglied des sogenannten, in seiner Wirksamkeit, wie sich nachfolgend andeuten wird, nicht sehr mächtigen „Prüfungs-Lese-Comité" der Berliner Bühne geworden war; bei Andern herrschte die Entzückung für theils meisterhaftes, theils verjährtes oder für deutsches Wesen ungeeignetes Fremdalte, bei den Dritten Vorliebe für französische Bühnengaben. Dort, da und hier zeigte sich Fehlbegriff über die in Wahrheit nicht sehr mächtige Mitstimme Raupach's; Mißwollen, Entzückung und Vorliebe können aber der Einseitigkeit nicht entkommen: sie sind demnach gleich ungerechte Richter und gewöhnlich kaum halb im Recht.

Keineswegs will ich leugnen, daß Raupach die Gelegenheit, sich auf der Berliner Bühne geltend zu machen, in weitem Umfange benutzte, will es auch nicht als haltbaren Grund annehmen, daß dieser oder jener Andere unter gleichen Verhältnissen und mit vielleicht nicht gleicher Fähigkeit wahrscheinlich Dasselbe gethan hätte. Zu bedenken ist jedoch bei Raupach, daß er eine ergiebige Stellung in Rußland verlassen und dort tüchtig vorgearbeitet hatte, um selbstständig in Deutschland leben zu können, ohne

Dienstlasten, wie es ihm bei dem Mangel an unterthänigster Fügsamkeit erforderlich war. Wenn sich auch sein Talent mitunter überbot, seine Ansprüche schritten doch nie darüber hinaus, und man möge sich erinnern, daß sogar Ludwig Tieck, der sich in Bezug auf das neuere Drama viel ausschließende Neigung festhielt, geäußert hat: Raupach verdiene schon deshalb Dank, „weil er der ausländischen Sündfluth, welche die deutsche Bühne ganz zu überschwemmen drohte, Einhalt gethan hat". Dies schaffte ihm Raums genug, und daß er dabei Heimischgutes, wenn es nicht von ihm kam, zurückgedrängt habe, ist eine thatsächlich zu widerlegende Beschuldigung. Man darf nur die „Repertoire" der Jahre, in denen Raupach seine günstigsten und meisten Erfolge gewann, den neueren genüber prüfen, dann stellt sich heraus, daß neben seinen Dramen mehr Werke deutscher Dichter zur Darstellung kamen als später, ohne dem Klassischen und angeblich Klassischen die Thätigkeit der Bühne entzogen zu sehen.

Daß aber Raupach bereit war, was ihm mehr oder minder werth dünkte, der Bretterwelt anzueignen, dazu habe ich nächst mehr Beweis auch einen etwas abenteuerlichen. — Zu dem Inhalt des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1827" (ausgegeben im September 1826) gehört ein kleines Stück: „Die Ehrenschuld"; in demselben Jahrgange ist Raupach's Lustspiel: „Der geraubte Kuß" eingeordnet, in Folge dessen ihm ein Frei-Exemplar ge-

bührte. Als wir uns dann in der „Mittwochs-Gesellschaft" trafen, sagte er zu mir: „Ich habe in dem „Jahrbuch" gelesen, mir hat das kleine Drama „Die Ehrenschuld" gefallen." — „Viel ist's nicht", antwortete ich; „eine flüchtige Arbeit." Nicht ohne Empfindlichkeit wollte er mir begreiflich machen, ich sey im Irrthum, was mich zwang, ihm die Mängel zu bezeichnen. Er wurde wärmer und endlich mußte ich den Ausfall vernehmen: „So seyd Ihr Kritiker, immer schreit Ihr, es fehle an Talent, und wenn es sich irgendwo zeigt, habt Ihr wer weiß wie viel daran auszusetzen. Der Verfasser ist offenbar ein junger Mann, noch unbehülflich, namentlich weiß er den Dialog noch nicht zu coupiren, aber sein Stück ist zu beachten, und ich werde mich bemühen, es hier zur Aufführung zu bringen." — „Es wird hier nicht aufgeführt", bemerkte ich lächelnd, und er entgegnete barsch: „Das wollen wir sehen!" — Nach etwa einem Monat äußerte er mir mit dem Ton des Siegers: „Nun, die „Ehrenschuld" ist angenommen!" — „Wird aber doch nicht gegeben!" erwiederte ich; „denn Sie kennen die Veranlassung, weshalb ich in Aufwallung erklärte, es solle auf der königlichen Bühne kein Stück von mir aufgeführt werden, und die „Ehrenschuld" ist von mir". — „Dennoch finden Sie so viel daran auszusetzen?" fragte Raupach, und ich antwortete: „Das kleine Stück hat alle Fehler, auf die ich hinwies, theilweise vielleicht durch die Art seiner Entstehung. Holtei ordnete bisher das „Jahrbuch", und diesmal waren nicht hinläng-

liche Beiträge vorhanden, so daß ich mich genöthigt sah, mein Stoffbuch zu durchblättern und in neun Tagen neben den unabwehrlichen Geschäften das Drama: „Die Ehrenschuld" und das Lustspiel: „Allen ist geholfen" zu schreiben. Ich mußte mir natürlich sagen: sind sie hoffentlich nicht ganz zu verwerfen, wirst du doch selber bald Mängel genug daran entdecken, deshalb ließ ich sie ohne meinen und ohne irgend einen Namen drucken." — Wir haben uns später dieses augenblicklichen Haders mit Lachen erinnert.

Möchte man meinen: Raupach habe eben Unbedeutendes gern vorgeschoben, um seinen Glanz zu erhöhen, so wäre zu wiederholen, was ich über die damaligen Repertoire sagte: wer jedoch verdächtigen will, findet leicht Behelfe. — Eingeschaltet sey übrigens noch, daß mein „Allen ist geholfen" auf drei Berliner und noch manchen andern Theatern dargestellt wurde; die „Ehrenschuld" hat man auswärts ebenfalls an ein paar Orten sichtbar werden lassen. In Zürich, als dort Charlotte Birch-Pfeiffer Theater-Vorsteherin war, wurde dies kleine Drama sogar die unschuldige Ursache wilden Lärms. Dort sollte für den in die Handlung verwebten Jesuiten der Schauspieler seine äußere Gestaltung einer Züricher Persönlichkeit nachgebildet haben; darüber wüthete eine Sippschaft so arg, daß der Unglückliche, nur mit Schutzmacht vor Mißhandlung bewahrt, in der Nacht heimlich aus der Stadt gebracht werden mußte.

Daß Raupach der Kritik abhold war, ist schon gesagt, betrifft aber nur solche, die sich mit dem Gehässigen und Klatschhaften vermischt: denn er selbst war eigentlich durch und durch der Kritik verschwistert. Irrig wäre aber der Glaube, er habe über das hundert- und tausendstimmige Gerede unbekümmert vornehm hinweggesehen. Im Jahre 1825 hatten „Isidor und Olga“, „Kritik und Antikritik“, „Laßt die Todten ruh'n“ so glänzende Erfolge, wie selten der lebende Bühnendichter sie erreicht. „Die Bekehrten“, 1826 zum Erstenmal aufgeführt, wurden kühler aufgenommen, und als mir Raupach bei einem Spazirgange begegnete, war er nachdenklich, sprach mürrisch über Launen der Theaterbesucher. Ich hatte Gelegenheit, ihm zu erwiedern, daß die „Bekehrten“ mir das gewichtigste seiner bisher gegebenen Lustspiele sey, doch werde das Ideelle darin der Mehrheit nicht so faßlich als die Inhalte der vorangegangenen heiteren Stücke; gefallen habe auch das neue und die Wiederholungen würden hoffentlich die Theilnahme steigern. Raupach wollte nicht recht beistimmen, blieb wortkarg, hatte auch insoweit richtig geurtheilt, als jenes Lustspiel nicht viel über die Lauigkeit hinaus kam und bald von der Bühne verschwand. Acht Monate nachher wurde das fünfaktige Possenspiel: „Die beiden Nachtwächter“ aufgeführt, worin das Ideelle mit der Komik sich sehr bedeckte. Voran schickte Raupach einen Prolog, auch etwas kampfgerüstet durch stachliche Worte wider die Belieben der Menge. Gerügt wurde ihre Unart, mit

der sie ein Stück, nach herzlichem Lachen im Theater, hinterdrein verurtheile in Herzlosigkeit gegen den Verfasser: „Das stehe nur den heutigen Recensenten zu". Die Aufnahme des Possenspiels war keine beifällige, Raupach zog es zurück, mit Verzicht auf Honorar, und mir äußerte er unter Anderem: „Ich wollte wissen, ob ich mich auf das Publikum verlassen kann, da meine Neider und Widersacher jetzt schon meinen Charakter verleumden; sie werden dies weiter treiben, und das Publikum ist wandelbar, wird es um so eher seyn, wenn ich nicht dessen Gelüst zur Richtschnur nehme". — Immer aber hatte Raupach mit den „Hohenstaufen" und andern Schauspielen, neben zuweiligem Mißergebniß, stets wieder die ausgezeichnetsten Erfolge bis zum Jahre 1836. Von da an traute er aber der Stimmung immer weniger; er verhüllte sich bei dem fünfaktigen Schauspiel: „Die Geschwister", nannte den Verfasser „Leutner", und das Einreichen hatte sein Freund, der Ober-Regierungsrath Skalley übernommen. Dies Werk gefiel sehr und Raupach konnte sich freuen über einen solchen Sieg, der aber zugleich ihn bestärkte in dem Glauben, die Angriffe gegen ihn seyen vorzugsweise persönliche. Obwohl er auch wieder durch Neues mit seinem Namen sich Anerkennung erwarb, ist doch zu berichten, daß er mehr und mehr mißgestimmt wurde über solch ein Bühnenwesen, welches sich durch Oper, Ballet und Prunksucht vom geistigen Einfluß, demnach vom Grundzweck der Schauspiele entfernte.

Im Jahre 1840 erschienen das vieraktige historische Lustspiel „Elisabeth Farnese", das fünfaktige Trauerspiel „Boris Godunow" und das fünfaktige Possenspiel: „1740, oder die Eroberung von Grüneberg" auf der Bühne; das erste Stück bei — im Günstigen nicht vollauf gerechtfertigter — das andere bei zweifelhafter, das dritte bei widerwärtiger Aufnahme. Nach der Darstellung von „Boris Godunow" schrieb Raupach seine erste und einzige Antikritik, und schrieb sie — gegen mich. Nach der Einleitung hatte ich gesagt („Vossische Zeitung" 1840. Nr. 80):

„Das Vorspiel stellt uns den Boris Godunow auf in der Mitschuld an der Ermordung des Dimitri Iwanowitsch und den Begebenheiten, durch die er sich auf den Czaren-Thron erhob. Die fünf Akte lassen nun die Verwebungen während seiner siebenjährigen Regierung folgen (wobei hauptsächlich der erste falsche Dimitri einwirkt) und enden mit Boris Godunow's freiwilligem Tode durch Gift. Wie wir hören, ist dies das erste Stück zu einer Trilogie, welche die damaligen geschichtlichen Stürme Rußland's dramatisch darlegen würde, bis das Haus Romanow den Thron in Besitz nimmt. Durch das Ganze zieht sich ein höherer, nicht ohne Begründung für jene Zeit mit Aberglauben und Mystik verschwisterter Kampf in der Idee: ob des Menschen Geist sein Gott, oder dieser Gott außer ihm vorhanden ist und den Geist des Menschen seiner Macht und seinem Willen unterwirft. Daß mit diesem Thema sich viel Reflexion

dem Gange der Begebenheiten einmischt, ist unvermeidlich, und wenn nun Boris Godunow eben dadurch zu passiv wird und beinahe nur Worte und Anordnungen zum Kampf aufstellt, sich selber von der äußeren That ausschließt, so schadet dies ebensowohl jener Idee wie der Wirkung auf der Bühne. Gewiß hat Raupach auch hier das Wahre treu gesucht und gesichtet, aber er fand zu lückenhafte Ueberlieferungen, als daß er nicht nothgedrungen der Phantasie und Erfindung ein Feld zu eröffnen hatte, und es mehr noch eröffnen, auch diesem Theil der Trilogie einen festeren Schluß geben konnte, unbeschadet der Fäden, die weiter zu spinnen sind. — Der zum Helden des Stückes bestimmte Boris Godunow ist eine umfangreiche, um so schwierigere Rolle, als er scheinbar mehr Theil nimmt für seine Idee als für die sich schaffenden und umschaffenden Ereignisse; er erbaut sich selber daran, wie das große Problem sich lösen werde, und wie wir ihm nun keine wahre, ihm absichtslos kommende Empfindung zutrauen, können wir auch nicht für ihn empfinden; seine Schwäche ist sein Schicksal."

Diese Aeußerung wurde von Raupach befehdet („Vossische Zeitung" 1840. Nr. 82) in der

„Bemerkung.

Wiewohl ich sonst nicht auf Recensionen zu antworten pflege, will ich mir doch einmal eine Gegenbemerkung erlauben. Es ist seltsam, daß von allen Kritiken, die ich bis jetzt über mein Trauerspiel „Boris Godunow" gelesen habe, auch nicht eine ein-

zige den Standpunkt aufgefunden hat, von dem aus mein Werk angesehen werden muß, wenn man es verstehen will, ehe man es beurtheilt. Mein Stück ist keine sogenannte historische Tragödie (das zeigt schon der Theaterzettel), sondern ein Charakter=Gemälde in einem historischen Rahmen und mit einigem historischen Beiwerk. Meine Aufgabe war: einen Mann darzustellen, der durch innere und äußere Veranlassungen zu dem Grade geistigen Hochmuths gelangt ist, daß er sich selbst vergötternd den Glauben an eine Welt=Regierung aufgiebt, dann aber durch den ewig räthselhaften Lauf der Dinge gezwungen wird, wenigstens zur Idee derselben zurückzukehren und in dieser Zerwürfniß untergeht. Will mich also ein Recensent gründlich tadeln, und das will er doch, so muß er mir in der Entwickelung dieser innern Begebenheiten eine Lücke, eine Widernatürlichkeit oder dergleichen nachweisen. Das hat keiner gethan. Frage: Wie kann der böse Zufall, bei einer Beurtheilung die Hauptsache zu übersehen, Männern begegnen, die doch im Stande sind, über ein ziemlich umfangreiches Werk nach einmaligem Anhören ein kategorisches Urtheil zu fällen?

Raupach."

Tages darauf („Vossische Zeitung" 1840. Nr. 83) folgte meine

„Abwehr.

Da ich auf achtungswerthe Gegenbemerkungen zu antworten pflege, und annehmen muß, Hr. Hofrath Dr. Raupach habe, indem er wider „alle Kritiken

über sein Trauerspiel Boris Godunow" sich erhob, auch mein Referat nicht übersehen, erlaube ich mir folgende Hinweisung. Raupach sagt: Der Standpunkt sey nicht aufgefunden und setzt hinzu: „Mein Stück ist keine sogenannte „historische Tragödie" (ich habe sie auch nicht so genannt), sondern ein Charakter-Gemälde in einem historischen Rahmen und mit einigem historischen Beiwerk." In meinem Referat heißt es: „Gewiß hat Raupach auch hier das Wahre treu gesucht und gesichtet, aber er fand zu lückenhafte Ueberlieferungen, als daß er nicht nothgedrungen der Phantasie und Erfindung ein Feld zu eröffnen hatte, und es mehr noch eröffnen konnte." Ist damit etwas Anderes gesagt, als: das Historische konnte hier nur ein Rahmen, ein Beiwerk seyn? — Raupach fährt fort: „Meine Aufgabe war: einen Mann darzustellen, der zu dem Grade geistigen Hochmuths gelangt ist, daß er sich selbst vergötternd den Glauben an eine Welt-Regierung aufgiebt, dann aber durch den räthselhaften Lauf der Dinge gezwungen wird, wenigstens zur Idee derselben zurückzukehren und in dieser Zerwürfniß untergeht." Ich sagte: „Durch das Ganze zieht sich ein höherer, nicht ohne Begründung für jene Zeit mit Aberglauben und Mystik verschwisterter Kampf in der Idee: ob des Menschen Geist sein Gott, oder dieser Gott außer ihm vorhanden ist, und den Geist des Menschen seiner Macht und seinem Willen unterwirft." Da ist dem Sinne nach dasselbe,

was Raupach als seine Aufgabe darlegt. — Frage: Wie kann der böse Zufall, bei nur verschiedenen Worten nicht gleichen Sinn zu finden, sogar Dem begegnen, der kein umfangreiches Werk, sondern nur ein sehr zusammengedrängtes Referat vor sich hatte? — Wenn ich nun dem Stücke keine sogenannte „Lücke" oder „Widernatürlichkeit" nachwies, so hat doch in seiner Kürze, welche von dem in diesen Blättern dem Theater-Artikel zugemessenen Raum bedingt ist, der in Rede stehende Einiges, was mindestens zu Raupach's „und dergleichen" gehört. — Gegen einen unverdienten Vorwurf mußt' ich mich rechtfertigen; ich stehe indeß einem Manne gegenüber, dessen wahrhafte Verdienste um die deutsche Bühne ich nie verkannt habe, nie verkennen werde, und von einem solchen Manne lasse ich mir schon eine kleine, leicht erklärliche Empfindlichkeit gefallen, darf ich nur überzeugt seyn, sie nicht verschuldet zu haben, und bin — wenn er nichts dawider hat — nach wie vor sein ergebener Freund und Verehrer

F. W. Gubitz."

Und wie nahm dies Raupach auf? Er schwieg; bei der nächsten Versammlung der „Mittwochs-Gesellschaft", wo wir uns trafen, kam er aber gleich zu mir und gab mir die Hand mit den Worten: „Na, es ist schon gut, Gubitz!" Damit befriedigte sich der kurze Zwist. —

Raupach war erfüllt von würdiger Gesinnung trotz seiner zuweiligen Schroffheit, die er sich bei vielen Opfern, ihm abgenöthigt durch angeborene

Verhältnisse und eingreifende Schicksale, als eine Art von Schutz erkor, was dann scheinbar zur zweiten Natur wurde. — Wenn man ihn aber unter mancherlei öffentlichen Verdächtignngen sogar der Geldgier und des Geldgeizes beschuldigte, so war und ist dies freche Sündlichkeit. Daß er sein Erworbenes zusammenhielt, bedingte sich für seine geliebte freie Stellung; von Unterwürfigkeit seiner Einsicht, seines Strebens und Thuns um des Geldes willen darf aber bei ihm nicht geschwatzt werden. Er gab reichlich an Verwandte, half, wo er helfen konnte, und ich selbst habe erlebt, daß er zu mir kam und sagte: „Lieber Freund, ich weiß, Sie leiden noch an den Nachwehen eines schweren Unglücksfalls. Nun ist eben das Gesetz wegen der Cautionen für Zeitschriften erschienen und Sie werden für den „Volks-Gesellschafter" eine Caution zu erlegen haben. Ich kann mir denken, das ist Ihnen für den Augenblick beschwerlich, und bringe Ihnen funfzehnhundert Thaler in Papieren, soviel wird die Caution betragen." Daß von mir eine solche Gewährleistung für unterthänige Fügsamkeit nicht zu verlangen war, weil bei meinen vielen Geschäften der „Volks-Gesellschafter" zu einer sogenannt zwanglosen Zeitschrift werden mußte, ändert nichts an diesem Zuge freundschaftlichen Zuvorkommens, das Raupach dauernd bekräftigte, wenn er fühlte, ich sey in schwieriger Lage. Wer aus eigenem Antriebe so handelt, wie ich es hier von Raupach erzählte, der unterwirft sich in keiner Hinsicht nur um des Geldes willen. Nicht selten

erlitt er auch bedeutende Verluste, und als bei einem derselben — im schriftstellerischen Bereich — durch einen Proceß günstige Wendung sich hätte gewinnen lassen, sagte er trocken zu einem Rechtsanwalt: „Das ist mir zu störend, lassen wir's!"

Vermöge seiner öfteren Krankhaftigkeit war Raupach auch von Hypochondrie geplagt; besonders voll trüber Ansichten und Ahnungen seit dem Jahre 1836, machten ihn häusliche Verhältnisse noch mißmuthiger. Seine Verstimmung wurde offenbarer nach dem arg widerwärtigen Mißfallen des Possenspiels „1740 oder: Die Eroberung von Grüneberg". Ein Theil der Zuschauer hatte sich aller, auch der rohesten Mittel bedient, um das Stück nicht ausspielen zu lassen, was zwar nicht gelang, in den letzten Akten aber die Schauspieler in lähmende Bestürzung und das Ganze in Verwirrung brachte. Raupach mußte sich davon im Tiefsten ergriffen fühlen, in Folge dessen erhielt ich von ihm bald nach jenem Ereigniß eine Zuschrift, in der unter Anderem zu lesen ist:

„Denn ich habe den Entschluß gefaßt, nicht mehr für das Theater zu schreiben, bin aber an geistige Beschäftigung gewöhnt und kann sie nicht entbehren. Sie sind ein erfahrener Mann, mit den literarischen Verhältnissen genauer bekannt als ich; so möchte ich über die zu nehmende Richtung wohl mit Ihnen sprechen."

Der Brief zeugte außerdem noch von sehr düsterer Ansicht, und ich hielt es für gerathen, den Freund sogleich zu besuchen. Ich fand ihn gedrückt auf dem

Sopha sitzend, und nach kurzer Unterredung sagte ich: „Lieber Raupach, es ist sehr schönes Wetter, das Beste wäre, wir gingen in's Freie." — Seine Widerrede half ihm nichts, eine halbe Stunde später waren wir vor dem Thore. Ich hatte die unangenehme Pflicht, ihm zu sagen, daß die „Eroberung von Grüneberg" allerdings zu den Stücken gehöre, die er zu rasch, ja übereilt geschaffen, Verschiedenes auch anders aufgefaßt habe, als es die damals (1840) schon sehr verschiedentlich erregte Parteisucht aufgefaßt haben wollte. Dann zeigte ich ihm, was ich darüber für den „Gesellschafter" geschrieben hatte und wies auf den Schluß hin:

„Raupach wird's hoffentlich machen, wie der Held von 1740, der nach einer Niederlage sich rasch in neuer Kraft erhob und immer wieder ungeahnte Hülfsmittel entwickelte; der geschätzte Dichter hat so viele dramatische Siege zu nennen, daß dagegen ein paar nachtheilige Scharmützel wenig oder gar nicht zählen." —

„Mein Freund", erwiederte er, „Sie wissen recht gut, daß ich mehrmals Stücke, mit denen ich den Eindruck verfehlte, beseitigt habe, und es kommt mir auch jetzt nicht darauf an. Hundert und abermals hundert Mal wiederholten jedoch meine Gegner, daß ich ein Verderben für die Bühne sey, sie scheuten sich auch nicht, meiner Thätigkeit die niedrigsten Beweggründe zuzuschreiben, und was man dem Volke so oft sagt, das Gute und Schlimme, wird Sache des Glaubens. Er kann Dichter tragen und sie zu

Falle bringen, kann Schwaches verherrlichen und Besseres verschwärzen. Ich will mein letztes Stück nicht in Schutz nehmen, es hat gewiß Mängel, aber einem Manne, der das Publikum, ich darf es sagen, viele Abende nicht ohne zu beherzigende Gedanken unterhielt und erheiterte, in seiner Gegenwart so zu begegnen, wie mir geschah, verleugnet alle Pietät, alles Wohlwollen; es wurde eben Glaubenssache, gegen mich zu seyn, und fanatischer Stimmung ist endlich nicht zu widerstehen." —

Unleugbar liegt Wahrheit in dieser Aeußerung, die er mit mehreren Belegen, so auch mit Hinweisung auf Iffland und Kotzebue — ich erwähne nur diese, die unserer Gegenwart noch nicht zu fern stehen — unterstützte. Es vermittelte nichts, daß ich ihm vorstellte, welchen glücklichen Erfolg mit den „Lebensmüden" er noch im vorigen Jahre gehabt; er bemerkte: „ein eben neues Wohlwollen, das für ein paar junge Schauspielerinnen, sey die Gegenmacht gewesen." Das Gespräch nahm keine andere Wendung, und ich erinnere mich besonders noch seines Ausspruchs: „Die Handwerks-Kritiker verzeihen es nie, wenn man nicht ihre Protektion sucht, und bei den Neidern muß ein Mann von Talent nicht mehr da seyn, oder sie müssen ihn heruntergebracht sehen, wenn sie aus großmüthigem Erbarmen ihm ihren gnädigen Schutz angedeihen lassen." — Meine Schlußworte aber waren: „Für die Bühne und von ihr aus zu wirken ist Ihr Beruf und Ihre Freude; Sie sollten sich darin nicht stören, jedoch bedenken: ob Sie

nicht allmälig bei dem Schaffen in das Hastige und Uebereilende geriethen, was Sie, mit nur seltener Ausnahme ein Meister auch in der Bedächtigkeit, leicht erkennen und überwinden würden. Wäre jedoch Ihr Entschluß, nicht mehr für das Theater zu schreiben, ein felsenfester, was mir nicht in den Kopf will, dann zeigen Ihre so ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse in der Geschichte Ihnen den Weg zum Ruhme auch auf diesem geistigen Felde. Namentlich wäre es verdienstlich, wenn Sie eine Geschichte des Czarenreichs schrieben oder dessen jetzige Zustände schilderten, wozu Sie, durch ihren achtzehnjährigen Aufenthalt in den verschiedensten Landstrichen Rußlands, während einer eben so verhängnißvollen als ereignißreichen Zeit, vollkommen ausgerüstet sind, und Sie könnten vielleicht Ihre denkwürdigen Erlebnisse damit verbinden."

Sein Entschluß wankte damals nicht, und die Beharrlichkeit wurde ihm durch eine Veränderung in der Theater-Verwaltung gefördert. Nachdem im Januar 1841 nur noch die früher schon auf den Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Raupach übersetzte „Athalja" des Racine zur Darstellung kam, findet man kein neues Werk von ihm auf der Bühne bis zum Jahre 1850. Da er nun seit jenem Gespräch eine lange Zwischenzeit fast gar nicht über das Theater sprach, außer wenn wir im Schauspielhause bei neuen Stücken oder Gastspielen beisammen waren — ich hatte meinen Sitz neben dem seinigen — so meinte ich, er arbeite im Ge-

schichtlichen, oder für zukünftige Herausgabe an seinen Denkwürdigkeiten, worin ich aber völlig irrte: in seinem Nachlaß war nichts davon zu finden. Eher darf man vermuthen, er habe doch Pläne zu Schauspielen entworfen und sie dann in Unmuth nicht vollendet, oder Vollendetes zurückgelegt, was sich einigermaßen dadurch bestätigt, daß man in der Vorrede zu „Mirabeau“ (gedruckt 1850) liest: dies Werk sey bereits „im Herbst 1846“ entstanden.

Der Unmuth Raupach's mußte sich in ihm verhärten vom Jahre 1842, von der Zeit an, als Theodor Küstner General-Intendant des Königlichen Hoftheaters wurde. Während dessen Vorgänger, die Grafen Brühl und Redern, wohlwollende Theilnahme hegten für den fleißigen Dichter, mischte sich in Folge eines Nebengrundes das Gegentheil ein durch Küstner, was bei meinen Erlebnissen mit Diesem am geeignetsten einzuordnen ist. Deshalb lenken sich hier die Erinnerungen hauptsächlich hin auf mein an Traulichkeit sich steigerndes Freundschafts-Verhältniß mit Raupach. — Ich wende mich sogleich zu dem Unheilvollsten, zu dem Haderwesen, das den Pariser Februar-Aufruhr des Jahres 1848 auch in Berlin nachahmte und wie gewöhnlich seine Zwecke als Stimme des Volks verkündigte. Man konnte sich darüber in der ersten Aufwallung täuschen, die Einsicht drängte sich aber den Besonnenen sehr bald auf. Raupach, der allerdings der unbeschränkten Machtherrschaft geneigter war, als ich es bin — täuschte sich darüber keinen Augenblick;

mit dem gerechtfertigten widrigsten Eindruck von Dem, was er am 18. März 1848 gesehen, verließ er schon Tages danach Berlin, eilte nach seinem Geburtslande, nach Schlesien, und kehrte nur zurück, um sich im Mai 1848 zu verheirathen mit seiner ihn innig verehrenden Freundin, Anna Pauline Werner, die während ihrer Thätigkeit als Schauspielerin unter der Namens-Verhüllung „A. P." der Bühne mehrere geschätzte Dramen lieferte. Jetzt hatte Raupach seine glücklichsten Tage, nie zuvor sah man ihn so lebenslustig und heiter. Er zog mit seiner Frau nach Potsdam, wo ich ihn auf seine Einladung ein paar Mal besuchte und namentlich noch den gefeierten Jahrestag seiner Verheirathung frisch im Gedächtniß habe. Bei solchen Gelegenheiten vernahm ich auch Manches über den wissens- und geistvollen König Friedrich Wilhelm IV. Dessen Gast war Raupach oft in Sanssouci, stets dort Alexander von Humboldt treffend.

Ein paar Jahre vor seinem Hinscheiden wohnte er wieder in Berlin, in der angenehmsten Häuslichkeit, wie ich schon andeutete. Wenn seine alten Freunde — Geheimrath Skalley, Professor von Raumer, Hofrath Esperstedt und ich — an seinem Geburtsfeste Mittags bei ihm waren, leuchtete der Frohsinn, das ihn durchdringende Behagen aus jedem seiner Blicke; ebenso, wenn ich an Abenden allein neben ihm und seiner Frau saß, wir zuweilen bis nach Mitternacht plauderten, uns auch wohl stritten: Stoff genug hatten wir gewiß, denn wegen

meines Mangels an Zeit waren inzwischen stets Wochen verschwunden. Kehrte Raupach dabei mitunter sein redlich barsches Wesen heraus, ertrug er dagegen rechtschaffen jeden Widerspruch, und obwohl ich oft, wenn er von der Frau beschuldigt wurde, er sey ein wenig über die Maaßgebühr hinweg, die Weisung empfing: „Gubitz soll mir's ganz so wiedergeben,. deshalb sind wir Freunde!" ergötzte ich mich meist lieber an seinem aufrichtig derben Wesen: es war immer etwas dabei zu denken und zu lernen. Ich kannte ihn genau, hatte niemals Ursache, ihm etwas übel zu nehmen, denn ich wußte, er war ein treuer Freund, warum sollte ich ihn hindern in dem Vergnügen, mich manchmal ein Bischen zu hofmeistern! — und war ich einmal nicht so gefällig, lenkte er schon selber ein. Aehnliches begab sich sogar mitunter gegen Diesen oder Jenen in der „Mittwochs-Gesellschaft", die er regelmäßig besuchte, und es nicht unterließ, als er in Potsdam wohnte. Er kam herüber am Versammlungs-Tage und blieb dann die Nacht im Gasthofe. Die Mehrheit im Verein hatte ihn lieb, rechteten nicht mit ihm über eine zuweilen hervorbrechende kurze Abfertigung, wenn er entwickelte, was ihm Wahrheit und Ueberzeugung war, oder auch wohl nur scheinbar eine Sonderlings-Behauptung zu Vernunftgemäßem machen wollte, um ein geistig Spiel in die Unterhaltung zu werfen, wobei er dem „Till" in seinen Lustspielen glich. Hatte er sich ausgesprochen, dann war er in vollster Aufmerksamkeit für Gegenreden mit beneidenswerther

Fähigkeit, rasch ganz und gar sich auf den Standpunkt Anderer zu stellen.

Als ehemaliger Theolog war er geneigt zu Gesprächen über Religion, zeigte hierin jeder Richtung Duldsamkeit, keinesweges aber dem weltklüglichen Schein der Frömmelei. Unzweifelhaft Vernunftgläubiger mit der Einsicht vom Begrenzten unserer Einsicht, erachtete er bei der Volksmenge ein Feststehendes in der Glaubenslehre für unerläßlich. Keck daran zu rütteln, mit den biblischen Ueberlieferungen dichterische oder weisheitseitle Kunstversuche zu machen, war ihm ein unerträgliches Bemühen. Dies bestätigte er — zum Beispiel — als ich eines Abends in der „Mittwoch-Gesellschaft" aus dem Gedicht von Elise Schmidt: „Judas Ischarioth", nachdem ich eine gedrängte Stoffangabe vorausgeschickt hatte, die bezeichnendsten Bruchstücke vortrug. Mitteninne erhob sich Raupach sehr erregt, schritt ein paar Sekunden im Zimmer hin und her, dabei ausrufend: „Ich muß es unrecht nennen, Dergleichen hier mitzutheilen!" Ich hielt im Lesen an und die Blutwärme stieg mir in der Erwiederung: „Lieber Raupach, unser Zweck ist, auch mit der neueren Literatur bekannt zu seyn, mit ihr bekannt zu bleiben. Das Geistlose haben wir abzuweisen, aber den Geist des Tages dürfen wir nicht ausschließen, selbst wenn er Irrpfade einschlägt, sonst werden wir fremd in unserer Zeit. Geist hat das Gedicht, und wenn es uns mehr verletzt als befriedigt, darf dies kein Hinderniß seyn, Kenntniß davon zu geben und zu nehmen." — Sich

dann setzend, entgegnete Raupach: „Das ist wahr, gewiß wahr, wollen nachher miteinander reden." — Ich las nun die angezeichneten Stellen zu Ende, und dann erläuterte er so eifrig, wie er werden konnte, sein Widerstreben gegen dichterische Erzeugnisse der Art, und Niemand versagte ihm die Beistimmung, sie war ihm auch — von seinem Standpunkt aus — unzweifelhaft nicht zu versagen.

In der Politik urtheilte Raupach wie in Allem nach reiflich durchdachten und fest abgeschlossenen Begriffen. Die Zustände Rußlands waren ihm — bei etwas Ausnahmen — nicht die passendsten für seine Gesinnung, für das genannte Reich aber fand er sie zweckgemäß; mit dem Eingewachsenen und Nothwendigen unterstützte er seine Ansicht, und im Kreislauf jener Zustände enthüllte er eine Ausgleichung, wie nach den Verhältnissen sie eben nirgends viel besser sey. Er ähnelte dann auch wieder seinem „Till", wenn er eine solche Ausgleichung sogar bei der gegenseitigen Vortheilsucht und dem Begehrlichen der Beamteten vermittelte. „Denken Sie sich" — sagte er einmal — „fünf Personen; deren erste nimmt von der zweiten, die zweite von der dritten, und so fort, bis die fünfte wieder von der ersten nimmt, wodurch dieses anscheinend Schlimmste ebenfalls in Ordnung ist, und dort als herkömmlich zum Natürlichen wurde. Die geschickteren und verlarvten Manieren, womit man in Ländern der gepriesenen Bildung oft eben so verfährt, sind den Russen und sämmtlichen Orientalen zu umständlich, und es ließe

sich eine Preisfrage stellen: ob in dergleichen Dingen die Offenheit oder die Heimlichkeit vorzuziehen sey?" — Nie anders, als in größter Hochachtung sprach er vom Kaiser Nicolaus, von seiner Umsicht und seinem überall guten Willen; die von Wortführern damals auch in Deutschland angefachte überreizte Stimmung gegen Rußland hatte bei Raupach keinen Anklang. —

Die Zukunft Deutschlands erfüllte ihn mit Bangigkeit, und wenn er bemerkte, daß ich in Lebhaftigkeit frische Hoffnung vertheidigte, mußte ich, wie verändert der Wortlaut war, stets dem Sinne nach hören: „Die Völker haben in ihrer Entwickelung gleiche Zeitabschnitte des Steigens und Sinkens. Erst sehen wir die Priester-, dann die Soldaten-Herrschaft, die beide zumeist die wiederkehrendsten sind. Nach und nach verfeinert, überfeinert und verüppigt sich die Bildung, und was man so nennt, im Flittern und Schimmern; es folgt die Handels- und Krämer-Uebermacht, und mit ihr nimmt die schlaueste Selbst- und Vortheilsucht so überhand, daß sich alles Edlere entwerthet und begräbt, wodurch eben ein Volk in sich zerfällt. Daß wir bei der Alles in ihre Wirbel hineinreißenden Handels-, Krämer- und Wuchergewalt angekommen sind, Intellectuelles, was nicht in die Calcüle paßt, vom Materiellen unterjocht wird, wissen wir, und Sie können sich auch meine Erfahrung selber aus der Weltgeschichte holen, was Sie sich verbergen wollen mit Ihren Hoffnungen, die mich aber nicht widerlegen, wenn ich behaupte,

wir sind schon tief in den Verfall hinein." — Wir wurden darüber nicht einig; zu bestreiten war das Gesagte doch immer insofern, als wir in Erb-Monarchieen ähnliche Zeit-Abschnitte sich wiederholen sehen, was zwar kein Fortschritt, doch auch kein Untergang, allerdings aber auch niemals ein anmuthiger Zustand ist. Jedenfalls wollte ich der Gedanken- und Schlußfolge Raupach's meine Hoffnungen überhaupt nicht und mit deshalb nicht preisgeben, weil ich meinte, des Freundes düstere Anschauung wenigstens für Abendstunden in eine mildere, ihm wohlthuende zu verwandeln; denn sein Befürchten für unser gemeinsames deutsches Vaterland, ein Befürchten, was sich mitunter auf das jetzige Menschengeschlecht aller sogenannten civilisirten Staaten bezog, war ihm sehr schmerzlich.

Auch über meine schriftstellerischen Bestrebungen sprach er mehrmals, bedauerte mich nebenher, weil ich der Theater-Kritik nicht entkommen könne: denn ihm war bekannt, daß ich in Betreff der „Vossischen Zeitung" gebunden sey durch ein Manneswort, dessen Lösung nicht in meiner alleinigen Macht stand. Mit meinen Theater-Berichten stimmte er zuweilen völlig, meist theils überein: theils ward er mir ganz und gar Gegner. Selten that ich ihm genug in der Strenge, wenn er mir auch beipflichtete, daß man besonders vorsichtig Grenze zu halten habe in einer Zeitung, die bis zu den gedankenlosesten Volksschichten hin gelesen wird. — Als im Jahr 1851 die Verwaltung des Berliner Hoftheaters einen neuen Gebieter

empfing, hoffte er mehr von dieser Veränderung als sich den verwickelten Umständen nach hoffen ließ: er sprach mir Geduld ein, bis er endlich selber zweifelnd wurde. Eben damals durfte ich jenes Manneswort an den Justiz-Commissarius Lessing für lösbar erachten, kam zu Raupach mit dem Ausruf: „Jetzt ist Ihr Wunsch zu erfüllen, ich kann mich von der zeitunglichen Theaterkritik trennen!“ — Der Eindruck dieser Anzeige war jedoch ein auffälliger. Raupach sah mich erst schweigend an, nahm als sehr fleißiger Tabacks-Verbraucher bedächtig eine Prise, und sagte mit Schärfe: „Es ist eine Zeit der Gefahr für die deutsche Bühne, und da verläßt der treue Kämpfer seinen Posten nicht!“ — Das Weitere in diesem Bezug hat er nicht erlebt!

Ueberrascht war Raupach, als ich (1849) das einaktige Lustspiel: „Der Kaiser und die Müllerin“ geschrieben hatte, nachdem ich, ein Gelegenheits-Vorspiel für die erste Königsstädtische Bühne ausgenommen (1834), in zwanzig Jahren nicht Muße erübrigen konnte für Dramatisches. Ich erzählte ihm den Anlaß des Entstehens: die Seitens des General-Intendanten Küstner von mir erbetene Schlichtung eines obwaltenden Haders zwischen ihm und der Schauspielerin von Lavallade, der ich zum Friedensvertrage eine neue Rolle versprechen mußte. Raupach, der sich des Theaterbesuches fast entwöhnt hatte, sah das kleine Stück aufführen, und ich hatte die Freude, daß er es als ein Etwas gelten ließ. So gut ward es mir nicht, da ich, von solchem

Wiederbeginn angeregt, das fünfaktige Schauspiel: „Herz und Weltehre" erzeugt hatte und es ihm vorlas. Er lobte zwar die Charakteristik, aber den eingreifendsten Grundgedanken: ein sehr schlau durch Benutzen edler Aufwallungen verführtes Mädchen noch der gesellschaftlichen Achtung und ehelicher Verhältnisse werth zu finden, verbannte er in seinem Urtheil unbedingt von der Bühne. Er gab mir im Streit über echte und unechte Sittlichkeit, über Wahrheit und Schein, nicht unrecht, beschuldigte mich nicht der Unsittlichkeit hinsichtlich der Art, wie ich meinen Gedanken in der Handlung durchgeführt habe, blieb aber dabei: die Entwickelung dieser Aufgabe gehöre nicht auf die Bühne, änderte auch nichts an seinem Widerspruch, als ich ihm ein paar Monate nachher Briefe von Frauen zeigte, deren Meinung von der seinigen völlig abwich. Ueber dies Schauspiel und dessen Abenteuer ist später weiter zu berichten; hier erwähnte ich die Entscheidung Raupach's als Belag, daß er auch seinen Freunden, wie es geziemend, der freimüthige Mann war. Das später von mir geschriebene fünfaktige Lustspiel: „Verschiedene Wege" hatte seine Beistimmung, und ein neues gleichen Umfangs konnte ich ihm leider nicht vorlesen, er war im Grabe, eh' ich es beendete.

Am Abend des dreizehnten Märztages 1852 — ein Sonnabend, und, wie ich erst bei dem Entwurf dieses Lebensumrisses entdeckte, Ernst Raupach's Namenstag — kam ich zu ihm in Folge eines Briefes, worin schließlich bemerkt ist: ich hätte mich lange

nicht sehen lassen. Ich fand ihn allein, die Hausfrau war im Theater, wo sein Lustspiel „Die Schleichhändler“ aufgeführt wurde, das sie seit Jahren nicht aufführen sah. Wir sprachen vom Zeitwesen, über Literatur und Bühnenzustände. In Hinsicht auf diese war ich ihm in der Oeffentlichkeit wieder nicht eingänglich, nicht streng genug, empfing demnach kein geringes Theil Rüge, und wehrte mich mit Thatsächlichem, zum Beweise, wie wenig sich da Nutzen zeige. Gewöhnlich blieb ich zu dem einfachen Abendessen, da jedoch die Hausfrau fern war, erhob ich gegen Neun mich vom Sitz und wollte nach Hause. Raupach that Einspruch, zuletzt mit der Aeußerung: „Wenn meine Frau kommt und hört, Sie sind da gewesen, wird es heißen: Du hast den Gubitz gewiß schlecht unterhalten, und wir haben uns doch recht gut unterhalten!“ Ihn sanft auf die Schulter schlagend, antwortete ich lachend: „Gewiß! Sie haben mich wieder heruntergemacht, dabei unterhalten Sie sich immer ganz vortrefflich!“ — und er lachte schelmisch in sich hinein. Ich mußte den Stuhl nochmals in Besitz nehmen, und die Zwiesprache begann von Neuem. Er gedachte in aufgeweckter Scherzlaune seines Jugendtreibens in Halle, erzählte unter Anderem, daß er sich sogar einließ in eine alberne Studenten-Verbindung, wobei sich ihm erst hinterdrein das Bedenkliche offenbarte, und wurde burschikos in der erheiternden Rückerinnerung, als Senior oder Secretair — was Raupach eigentlich dabei gewesen, ist mir entfallen — drohender Gefahr

durch glückliche Beseitigung der Papiere vorgebeugt und die Untersuchung wirkungslos gemacht zu haben. Dann war abermals vom Theater die Rede, von dem er oft nicht sprechen wollte und zuweilen doch davon sprach. Um Zehn etwa trat die Hausfrau ein und wir blieben in vollster Heiterkeit beisammen bis über die Mitternacht hinaus. — Am Dienstage darauf sagte man mir im Theater: „Wissen Sie schon, Raupach ist sehr krank!" Ich eilte nach seiner Wohnung, konnte nicht zu ihm, vernahm aber, daß er am Montag ausgegangen sey, sich wahrscheinlich erkältete, jetzt sich jedoch besser befinde. Am nächsten Tage sah ich ihn schon im Sterben, und am 18. März 1852 hatte er das Irdische überwunden.

Unser letztes Gespräch bewahrte ich mir im Hauptsächlichen aus frischer Erinnerung schriftlich, und kann — ohne durchweg beizustimmen — ein paar Einzelnheiten, fast Inbegriff seiner Ansichten zweier Zeitrichtungen, als Gesinnungszeichen einfügen:

„Die Demokratie unsres Jahrhunderts ist die Partei der Zerstörung und des Umsturzes, ihr Endzweck die Verneinung, das heißt Auflösung aller bestehenden, ja aller natur- und vernunftgemäßen Staatsform. Die Forderungen, welche die Demokratie macht, sind dieselben, durch welche Frankreich einen Umsturz nach dem andern über sich brachte und nichts erzielte als Blutschuld und Despotismus, weil die meisten dieser Forderungen mit dem gesunden Menschenverstande im Widerspruch stehen. Die Principien einer Philosophie, welche Alles dermaßen ver-

kehrt sieht und treibt, daß sie in Luft und Wind zu wurzeln gedenkt, sind aber den dümmsten Volksmassen eingeblasen worden, haben sich dort mit der Unzufriedenheit und ihren unfruchtbaren Neigungen so verschwistert, daß mit dem Geschlecht der Gegenwart nichts Gescheidtes anzufangen ist, und sollte es mit dem kommenden besser seyn, müßten wir die Lehrer umschaffen und uns einer eben so ernsten als weisen Oberleitung versichern können.“ —

„Der Bühnendichter mag über Ideal und Schönheit sich so klar geworden seyn, wie sich darüber klar werden läßt, heut soll er vor Allem begreifen, daß die intellectuelle Bildung in den Lebensverhältnissen die moralische Bildung unterdrückt hat und immer mehr zerrüttet; dieser in einer das Volk anziehenden Weise ihre Mitherrschaft und ihren Einfluß wieder erobern zu helfen, muß das ehrliche Princip des von der Bühne her wirkenden Geistes und Talents seyn. Neue Stücke, die nicht einen solchen Gedanken in sich fassen, sind an sich schon deshalb untergeordnet und tadelnswerth, wie überhaupt die heutige Bühne hauptsächlich wegen ihrer Principlosigkeit anzugreifen ist.“ —

Nachschriftlich habe ich, um völlig den Bericht über die „Literarische Gesellschaft“ geendet zu haben, noch zu erwähnen, daß Xavier Marmier, im Jahre 1833 Gast der Gesellschaft, für diese mir folgenden Abschieds-Gruß einhändigte:

„Merci! car vous m'avez accueilli comme un frère:
Je venois pres de vous pour savoir vos travaux,
Pour m'instruire à parler votre langue étrangère,
Pour marcher après vous par des chemins nouveaux.
Et vous m'avez rendu facile cette tâche,
Ce que je desirois, je le retrouve ici,
Les livres et l'etude et ce que nous attache,
Les entretiens de coeur et de savant: merci!

C'est que les lettres sont la franc-maçonnerie,
Qui dans le monde étend au large ses liens,
C'est que triste, isolé, dehors de sa patrie,
Pour trouver des amis et des concitoyens,
L'étranger doit pourvoir s'adresser aux poëtes
Car, tous soumis de même aux orages du coeur,
Ils sont tous reunis par des chaines secrètes,
Par des rêves de gloire, hélas! par le malheur!

Poëtes d'Allemagnes et Poëtes de France,
Oh! rapprochez vous donc, échangez à la fois
Vos travaux, vos projets, vos voeux, votre esperance;
Puis laissons fuir au loin nos guerres d'autrefois
Et nos rivalités, nos haines politiques.
De ces chaines, l'esprit demande à s'affranchir,
Et déployant alors ses ailes poëtiques,
De monde en monde, il va toujours pour s'aggrandir.

Pour moi, je n'oublierai jamais, je puis le croire,
Les jours, que j'ai passés dans votre interieur,
Vos noms seront souvent présents à ma mémoire,
Et je les entendrai redire avec bonheur.
Dieu veuille seulement qu'un jour dans ma patrie,
Je puisse en frère, aussi, vous presenter la main,
Vous faire les honneurs de ma ville chérie,
Mèler le vin de France à votre vin du Rhin.

Berlin, 14. Mai 1833. Xavier Marmier."

Nach langem Verweilen hinsichtlich Derer, die mit der „Literarischen Gesellschaft" in Verbindung kamen, lasse ich zwei kurze Einschaltungen folgen.

Mein Ruf als dienstwilliger „Max Helfenstein" mußte im Jahr 1832 sich bis zwölf Meilen von Berlin, bis nach Königsberg in der Neumark, verbreitet haben. Der damalige Bürgermeister dieser Stadt, Namens Reimann, schrieb mir:

„Ew. Wohlgeboren

verzeihen, daß ich wegen eines mir wichtigen Wunsches mich an Sie wende, in der Ueberzeugung, Ihre vielseitige Thätigkeit könne mir behülflich werden. Als hiesiger Bürgermeister bin ich für Königsberg bemüht, die Betriebsamkeit zu erhöhen, und gewiß ist es auffällig, daß in einer Stadt, die über 4000 Einwohner hat, auch ein Gymnasium, weder eine Buchdruckerei noch eine Buchhandlung etablirt worden ist. Sie, verehrter Herr, haben Schriftgießerei, Buchdruckerei, auch eine Buchhandlung, und können mit Ihrer Umsicht beurtheilen, ob und wie es thunlich wäre, hierorts nach zuträglichem Maaßstabe solchem Geschäftlichen und Berührigen Umfang zu verschaffen. Ich erlaube mir daher, Sie um Ihren Rath zu bitten. Das Beste wäre freilich, wnne Sie selbst eine Filialanstalt hierher beschaffen wollten, auf die städtische Unterstützung, so weit sie zu erlangen, könnten Sie rechnen.

Ihre Humanität wird Nachsicht haben für meine Dreistigkeit, die sogar auf einen gefälligen Bescheid hofft.

Unter allen Umständen habe ich die Ehre, in Anerkennung zu seyn Ew. Wohlgeboren

Königsberg N/M. ergebenster

25ten März 1832. Reimann."

Die Namens-Unterschrift, erinnernd an den mir hülfreichen, in diesen Mittheilungen mehrmals erwähnten Freund, Geheimrath Julius Reimann, wirkte bei mir sogleich anregend, meine Vorsicht wollte jedoch erst mit der Neumark etwas bekannter seyn. Noch vor dem Ende des Frühlings war ich, begleitet von meiner herzigen Frau und zwei Kindern, in diesem Königsberg, der alten, von den Markgrafen Johann I. und Otto III. begründeten Stadt, deren Bürger sich in der Vorzeit tapfer wehrten gegen hochadlige und fürstliche Faustritter, namentlich auch gegen den Herzog Kasimir von Pommern, der im Jahr 1372 erfolgloser Belagerer war, und durch den Pfeilschuß eines Schuhmachers getödtet wurde. Mit der Familie Reimann waren wir rasch befreundet, ebenso mit dem Post-Direktor, Rittmeister von der Heyden, als Schriftsteller benannt „Emerentius Scävola", in Bezug darauf, daß er eine Hand im Kriege verlor. Nachdem ich in den Verhältnissen mich umgeschaut hatte, man mir von allen Seiten, auch von der Kreis-Regierung, zuthulich entgegen kam, errichtete ich in jener Stadt eine „Buchdruckerei, verbunden mit Buch-, Musikalien- und Kunsthandlung." Damit war ich im Frühjahr 1833 in Ordnung, und „Emerentius Scävola" freute sich, daß zuerst sein zweibändiger Roman: „Die Erb-

sünde", in Königsberg gedruckt wurde, als Verlagswerk der Vereins-Buchhandlung. — Die Anstalt mehr zu beleben, ließ ich auch sogleich die Zeitschrift:

„Der Märkische Stadt- und Land-Freund"

erscheinen, sorgte dafür von Berlin aus, hatte aber vorweg erklärt, daß ich nur ein paar Jahre das Ganze leiten, und es dann einem Käufer überlassen würde. Nachdem mein dortiger Geschäftsführer, J. G. Striese, sich sehr wacker und glücklich in Alles hineinfand, überließ ich ihm das Sämmtliche, habe ihm zu bezeugen, daß er die Kauf-Bedingungen redlich erfüllt, und ein Eigenthum erworben hat für seine Familie, der ich eine gesegnete Zukunft wünsche.

Die zweite Einschaltung ist ein Verbessern der Vergeßlichkeit in Bezug auf Mitbeschäftigung bei einem fabelhaft wunderlichen Abenteuer, an das ich wieder erinnert wurde, als im Jahre 1835 in Paris der berühmte Sprachkundige Julius Klaproth gestorben war. Er trat im Jahr 1805 in mein Arbeitszimmer, legte mir Papierstreifen mit persischen Schriftzügen vor, um sie im Holzschnitt nachzuahmen, und zugleich empfing ich die Einladung zu einem Mittags-Gastmahl bei dem Rittmeister von Kamecke, der mir mehr sagen würde über diese Angelegenheit. Zur bestimmten Stunde fand ich mich ein, und kam in ein Zimmer, das einen seltsamen Anblick bot. Die inneren Räume, bis zu den Fenstern hin, hatten an den Mauern entlang Polstersitze, und über ihnen ringsum hingen allerlei Waffen: man konnte sich einbilden, in der Wohnung eines morgenländischen

Kriegsmannes zu seyn. Auf dem Tritte am Fenster saß eine Frau, die aus einem Stück Zeug Goldfäden zupfte; sie rief mir einen Gruß zu, und mehr durch Winke mit der Hand als durch Worte begriff ich, daß auch ich dort mich setzen solle. Sie war eine der schönsten Frauen, die ich gesehen habe, ehemals, wie ich bald wußte, „spanische Reiterin" gewesen, und ihr Gatte gerieth nach solchem Ehebündniß mit seiner ganzen Familie in Feindschaft. Jetzt wollte der preußische Rittmeister zeigen, was er vermöchte; in seinem überspannten Gehirn entstand und befestigte sich die Absicht, das schwärmerisch geliebte Weib zur — Königin von Persien zu erheben. Dort wüthete damals, wie früher und später oft, Hader um den Thronsitz, und ganz erfüllt war Herr von Kamecke von der Ueberzeugung, sein Unternehmen werde gelingen. Die schöne Frau äußerte ebenfalls in verschiedenen Sprachen Begeisterung für diesen Plan, zweifelte auch nicht an sicherem Erfolg. Vertraut hatte sich der kühne Rittmeister dem Dr. Julius Klaproth, dieser schrieb an das Perservolk Verkündigungen, die ich durch Holzschnitt-Platten im Abdruck auf Seidenpapier zehntausendmal vervielfältigte. Der abenteuerliche Entschluß des Herrn von Kamecke begründete sich bei ihm zur Ausführung in folgender Art: in Nähe der Thronstadt Persiens wollte er sich erheben vermittelst eines Luftballons, Verkündigungen eines neuen Propheten aus der Luft herabflattern lassen, um dann als dieser neue Prophet vom Himmel her unter das Volk zu treten. Für

die Drucksachen und den Luftballon wurde ein geheimer Boden überdeckt im Reisewagen, und was ereignete sich dann? — Das hoffnungstrunkene Ehepaar kam wirklich bis in die Nähe Persiens, wurde aber dort, der Angabe nach — denn hier hört mein begründetes Wissen auf — angefallen von Räubern. In deren Besitz kamen nun auch mit dem Wagen die Verkündigungen sammt dem Luftballon, ohne daß vielleicht irgend Jemand entdeckte, was in dem Wagen verborgen wurde. — Mit dem Bezahlen dessen, was ich für meine Platten, Drucksachen und Seidenpapier zu fordern hatte, war ich an den Dr. Julius Klaproth gewiesen. Als er aber — noch im Jahr 1805 — Berlin verließ, war ich genöthigt, seinen Vater, den berühmten Chemiker Klaproth, um Vermittelung zu ersuchen, erhielt nun auch Befriedigung meiner Ansprüche. Von dem preußischen Rittmeister von Kamecke und seiner schönen „spanischen Reiterin" konnte ich dann niemals ein Lebenszeichen erkunden, wahrscheinlich hat ein schlimmes Schicksal sie ereilt; aus dieser luftigen Ritterlichkeit im neunzehnten Jahrhundert ließe sich aber unzweifelhaft ein Roman-Stoff bilden. —

Jetzt holt sich mein Erinnern an die Vorzeit aus ihr drei verschiedene schriftstellerisch Witzlaunige, zuerst ein durch Geist und Lustleben zweiseitig und zweideutig sich zeigendes Mischgebild: Karl Schall. An ihm rühmt mit hinlänglicher Berechtigung Ernst Willkomm im „Theater-Lexicon" schließlich: „Im Leben war er einer der liebenswürdigsten Menschen,

stets heiter, unterhaltend; er besaß das nicht gewöhnliche Talent eines vollendet guten Gesellschafters." — Dies Talent so weit zu erwerben, hatte er aber ein bedeutendes Erbvermögen im Strudel von mancherlei Genüssen verbraucht, vorwaltend im Umgange mit dem schönen Geschlecht, und anwendbar auf ihn — der schon nach dreiundfunfzig Jahren sein Leben abgenutzt hatte — ist unzweifelhaft seine selbstsüchtig dichterische Behülflichkeit:

„Du liebst es, stets zu lieben,
Was dir als liebenswerth erscheint,
Wirst sehr umhergetrieben:
Wer meint denn sicher, was er meint?
Wir Alle tragen Ketten,
Sieh', daß dir jede lieblich klirrt,
Es ist nicht mehr zu retten,
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt."

Emsig hat er das Seine gethan in solchem Irrthum, ihm viel des Seinigen geopfert, und in Bezüglichkeit auf das schöne Geschlecht, mit dem er am vollzähligsten im Theaterleben verkehrte, mußte er das Schwinden seiner Baarschaften um so mehr begreiflich finden, weil er sein angelebt Aeußeres, in der Rundung eine Falstaff-Gestalt, durch Freigebigkeit auszugleichen hatte.

Dies ruhe mit ihm! — verdient hat es aber Schall jedenfalls durch vielfache Thätigkeit, daß er beachtet mitlebe in der Geschichte des deutschen Schriftsteller-Wesens, und wie ich mit ihm in Verbindung kam, dies bekundet sein erster Brief an mich:

„Wohlgeborner,

Hochgeschätzter Herr Professor!

Das mir so eben durch die Post zugekommene 12. Blatt Ihres Gesellschafters enthält eine hiesige Correspondenz-Nachricht, welche mit einer eben nicht empfehlenden Erwähnung der neuen von mir und meinem Freunde Dr. Löbell redigirten Breslauer Zeitung schließt. Da ich nun die gegründetsten Ursachen habe vorauszusetzen, der Schreiber jener Nachricht sey Herr Dr. Herrmann, so kann ich nicht unterlassen, Ew. Wohlgeboren auf etwas aufmerksam zu machen, was Ihnen ohne Zweifel unbekannt ist, nämlich, daß Herr Herrmann seit dem ersten Januar die Redaktion der älteren (Korn'schen) Breslauer Zeitung übernommen hat, mit welcher die meinige natürlich in ein rivales Verhältniß getreten ist. Zu eigener Beurtheilung übersende ich Ihnen mit der morgenden Post die bisher herausgekommenen Blätter der neuen Zeitung. Belieben Sie selbst diese mit denen der Korn'schen Zeitung, die Sie sich wohl leicht werden verschaffen können, besonders in Hinsicht auf Eigenthümlichkeit zu vergleichen. Ich will dabei nicht einmal in Anschlag bringen, wie unbillig es ist, ein neues Zeitungsunternehmen, wie das meinige, nach wenigen Blättern beurtheilen zu wollen, besonders zu einer Zeit, wo man durch den argen Censurzwang von allen Seiten so beengt ist, daß man sich kaum zu rühren vermag. Noch muß ich hinzufügen, daß Herr Dr. Herrmann das Unglück gehabt hat, eine Masse von dramatischen Arbeiten von der

hiesigen Direktion zurückgewiesen zu sehen und daß er in der ganz irrigen Meinung ist, ich sey Schuld daran, daß seine Stücke nicht gegeben werden. Es wäre hier noch manches zu melden, aber es ist gar zu unangenehm, sich mit solchem Geklatsche zu befassen. Vielleicht haben Sie einmal Gelegenheit, meinen lieben Freund, den Regierungsrath und Professor von Raumer zu sprechen. Befragen Sie diesen, der die hiesigen Verhältnisse genau kennt, einmal über die Herren Herrmann, Kapf und Zimmermann, welche — man kann wirklich sagen zum Skandal für Breslau — die anonymen Correspondenten unserer besten Zeitblätter sind!!!

Ew. Wohlgeboren haben sich immer als einen so entschiedenen Freund und Ausüber schriftstellerischer Rechtlichkeit, als einen so eifrigen Gegner anonymer Skribler-Umtriebe gezeigt, daß ich um so eher der mir gegebenen Veranlassung, mich an Sie selbst zu wenden, gefolgt bin.

Wären Sie geneigt, von Zeit zu Zeit ausführlichere, als Ihre bisherigen Breslauer Correspondenznachrichten, mit meines Namens Unterschrift, auch andere Beiträge für Ihr Blatt von mir gegen das Honorar, welches Sie zu geben pflegen, anzunehmen, so würde ich gern mit Ihnen in diese Verbindung treten.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren ergebenster

Karl Schall."

Breslau, d. 25. Januar 1820.

Nach Empfang und Lesung dieses Schreibens las ich dann im erwähnten Bericht des „Gesellschafter" (1820. Bl. 12) weiter nichts als: „Die neue Zeitung ist auch erschienen, muß aber besser werden, wenn sie den Erwartungen genügen will, welche die eigene Verkündigung erregte." — Ob Dr. Herrmann diese Zeilen schrieb, ob er mir überhaupt Mitarbeiter war, weiß ich nicht, möcht' es bezweifeln; wohl aber weiß ich, daß er auch in Hinsicht auf sein Streben zur Bühne achtenswerth zu nennen, aber frühzeitig unter bedauerlichen Zuständen gestorben ist, und diese wenigen Worte mögen sein Andenken in Schutz nehmen. —

Ein paar Monate später wurde Karl Schall mir Breslauer Berichterstatter und blieb es bis er dauernd Berlin zu seinem Wohnort wählte, ich nun mit ihm in mancherlei nähere Berührungen kam. Um diesen Lebemann, mit dem nirgends in Ordnung zu bleiben war, durchschaulicher Betrachtung näher zu stellen, gebe ich aus anderen Briefen von ihm nur Auszügliches, was ihn ohne viel Zuthun meinerseits hinlänglich schildert.

(Breslau, 23. Juni 1824.) „Ich bin recht krank und durch meine Krankheit sehr unmuthig, unfähig zum Arbeiten, lebenssatt und noch viel Schlimmes gewesen. Kreuzbrunn, den ich aus großen Kruken trinke, erleichtert mir nun das schwere Brustkreuz, das ich nicht auf, sondern in der Brust zu tragen prädestinirt bin. So wie ich mich jetzt befinde, soll Ihre Mahnung gewiß nicht umsonst an mich ergangen

seyn, es ist nach Ihrem Schreiben eine wahre Ehrensache für mich geworden, das Be- und Versprochene zu liefern."

(Breslau, 16. Februar 1825.) „Daß ich Ihnen Beiträge für den „Gesellschafter" noch nicht gesendet habe und auch heute noch nicht sende, entschuldigt Folgendes. Nächst der Zeit, die meine Zeitung in Anspruch nimmt, hab' ich mir täglich mindestens zwei Stunden zur Förderung meiner dramatischen operum unverbrüchlich festgesetzt. Nun bin ich aber bisher nicht nur sehr viel — aufrichtig gesagt — zu viel in gastlichen Anspruch genommen worden, sondern habe auch noch einen Band „1001 Nacht" für Buchhändler Max übernommen und mich aus Geldbedarf verpflichtet, ihn bis heut über acht Tage fertig zu übersetzen, was mir eine habgierige Zeitbenutzung zur Pflicht macht, und nichts anders als Zeitung, Drama und Uebersetzung arbeiten läßt. Der heutige Aschermittwoch aber mahnt mich guten katholischen Christen, in mich und wieder in Gesellschaft zu gehen; nach vollbrachter Bandübersetzung gewinn' ich eine starke Zeitportion täglich, und diese soll dann so lange durch Arbeiten für Dero beliebtes Blatt ausgefüllt werden, bis Sie mir über Grünberg zurufen: „Halt' er an!" Dieses schwöre ich Ihnen bei meinen drei Hauptgottheiten, dem Merkur, der Thalia und der Madame L**!"

(Breslau, 16. August 1826.) „Zürnen Sie nicht und seyn Sie ein christlicher Vergeber, daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, den versprochenen Beitrag

zum „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" noch nicht geschickt habe, trotz des gestern abgelaufenen Termins noch nicht geschickt habe und auch heute noch nicht schicke. Zwei Dinge, oder vielmehr zwei Personen sind die Veranlasser dieser mir deshalb zu verzeihenden Zögerung, nämlich mein Zeitungsgehülfe und Vikarius, der unerwartet eine Reise machen mußte, wodurch ich genöthigt war, alle Redaktionsarbeit allein zu machen, und Freundin Stich, die sich Ihnen schönstens empfiehlt (auch Dero Gattin, der ich gleichfalls von mir den besten Gruß zu bestellen bitte) und die mich nun wieder in's hiesige Theater lockt, in welchem ich über ein Jahr lang nicht gewesen bin, und bei der ich alle Abende nach dem Theater noch ein oder ein paar Stündchen verplaudere. Sie müssen mir nun schon den Ablieferungstermin bis zum Schlusse dieses Monats prolongiren, ich werde gewiß Wort halten und ich denke zu Ihrer Zufriedenheit. — — Ich muß schließen, da ich die Stich, die heute nicht, von morgen an aber täglich spielt, spaziren fahren will."

Schall hielt nicht Wort; ich mußte nun dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1827" eiligst selbsthelfend werden. — Wie er versprechen konnte ohne Erfüllung, wie gewandt er sich dabei — erfinderisch — zu helfen wußte, dies mag nun aus Folgendem einleuchten:

(„Breslau, Sonntag den 2. September 1826.") „Mein sehr lieber Freund! Schon zu Anfang dieses Jahres wollte ich einen Beitrag für das Jahrbuch

deutscher Bühnenspiele für 1827 ausarbeiten. Ich schwankte zwischen zwei Entwürfen, beide zu zwei Akten. Der Titel des einen Stückes sollte heißen: „Was wird man sagen?“ Eine reiche, verwittwete, junge, aber selbstständig unabhängige Gräfin — das ist die Haupt-Idee — ist mit einem vornehmen Manne, den sie nicht liebt, selbst nicht besonders achtet, auf Zureden einer sehr ultra-aristokratischen und die opinion der Welt übertrieben hochachtenden und berücksichtigenden Tante, halb und halb versprochen, hat aber inzwischen die Bekanntschaft eines jungen, genialen und liebenswürdigen Künstlers (eines Tonkünstlers) von bürgerlichem Stande gemacht und sich leidenschaftlich in ihn verliebt. Der Künstler empfindet gleiche Liebe für sie, die er aber aus Stolz gewaltsam zu bekämpfen sucht, wohl fühlend, daß die liebende Geliebte, um ihn zu heirathen, ihren geselligen und Verwandtschaftsverhältnissen Trotz bieten würde, ohne sich um das qu'en dira-t'on zu bekümmern, aber diesen Trotz und diese Unbekümmerniß nicht wollend. Da macht sie absichtlich einen tollen Streich, sie spielt nämlich, mit dem Direktor des Theaters an dem Ort, wo sie lebt, bekannt, da sie erfährt, daß eine Hauptschauspielerin krank geworden ist und eine sehr gewünschte, schon durch die Zettel angekündigte Vorstellung nicht stattfinden soll, deren von ihr schon auf einem Liebhabertheater gespielte Rolle, sich vor der Vorstellung als eine fremde Künstlerin anzeigen lassend. Das macht Skandal bei Hofe und in der Stadt (es geschieht zwischen dem

ersten und zweiten Akt); am andern Morgen (an dem der zweite Akt spielt) ist die Tante außer sich, der vornehme quasi-Bräutigam tritt zurück, der Künstler wird zu einer Erklärung gedrungen, und die Heirath mit ihm, ohne Berücksichtigung des „Was wird man sagen?" beschlossen. — Das andere ebenfalls zweiaktige Stück ist mehr Rühr- als Lustspiel. Es führt den Titel: „Der Ersatz oder der gute Geizhals." Hier ist die Haupt-Idee die Charakterdarstellung eines edlen Harpax, der, um einen in seiner Jugend verschuldeten bedeutenden Geldverlust eines Freundes zu ersetzen, in dessen Handlung er, nach achtzehn Jahren, unerkannt zurückgekehrt, als Buchhalter, Fabrik-Aufseher und halber Compagnon unter fremdem Namen lebt, die Sparsamkeit bis zum kleinsten und lächerlichsten Geiz treibt, um die alte Schuld bei Heller und Pfennig und mit Zinsen auf Zinsen ersetzen zu können, was im Laufe des Stückes unter, wie ich glaube, sehr dramatisch erfundenen Verhältnissen und Situationen geschieht.

Ich hatte beide Drämchen ziemlich ausführlich skizzirt, als ich nach Berlin kam; dort wollte ich nun eins ausarbeiten, am liebsten das rührende. Ich habe einigemale darauf angesetzt, aber der Abhaltungen und Zerstreuungen waren zu viele und in dem Wirthshauszimmer wollte mir gar nicht arbeitsamheimisch zu Muthe werden. Was mich, nach Breslau heimgekehrt, behinderte, für das Jahrbuch, so wie ich es wünschte und versprochen hatte, thätig zu seyn, hab' ich Ihnen bereits geschrieben. Und nun ist bei

dem festesten Vorsatz und recht angestrengter Bemühung, eins von den beiden Stücken questionis zu Ende zu bringen, zwar jedes bedeutend vorwärts geschritten, aber keines beendet, und ich muß mich schämen, Sie noch um Verlängerung des Termins zu bitten, da ich gern möglichst feilen und nachhelfen und aus den beiden Ideen das mir möglichst Beste machen möchte. Soll ich noch den Vortheil in Erwägung bringen, den ich davon habe, wenn ich die Sachen, ehe ich sie dem Lesepublikum übergebe, an mehrere Bühnen verkaufe? Die „Eigne Wahl" hat mir doch, obwohl die Verkaufszeit ziemlich kurz war, außer dem von Ihnen erhaltenen Honorar, gegen vierhundert Thaler eingetragen! Doch das wäre kein Grund, wär' ich nur mit einem fertig geworden.

Wenn ich nicht durch Holtei wüßte, daß Sie mit Beiträgen für das Jahrbuch reichlich versehen sind, etwas von mir grade nicht bedürfen, wenn ich auch eitel genug bin zu glauben, daß Sie es gern hätten und manchem Anderen vorzögen, so würde ich mir noch härtere Vorwürfe darüber machen, daß ich Ihnen mein Wort nicht halte. Verzeihen Sie mir als guter Mensch und Christ. — — Spätestens im Dezember komm' ich nach Berlin, ich denke auf drei Monate, dann bringe ich die beiden obenerwähnten Stücke mit und Sie erhalten, wenn Sie sie dann noch haben wollen, beide für die Jahrbücher von 1828 und 1829. Aber Sie müssen auch, die fünfte Bitte des Vaterunsers bedenkend, mir von Herzen vergeben.

Aber Sie Bösewicht! Mich im „Gesellschafter" so als hagestolzen Damoiseau, auf mein angenehmes Embonpoint und meine Frauendienerei, und mein auf dem Anstand Stehengelassenwerden boshaftigerweise stichelnd, einem verehrungswürdigen publico preis zu geben! Und da soll ich Ihnen noch Beiträge für das Jahrbuch schicken? Ja, gehorsamer Diener! Kuchen kann er kriegen, aber nicht Komödien! Nächstens aber mach' ich eine, wo ich mich, in der Darstellung eines malitiösen Journalisten und Poeten, an einem solchen fürchterlich rächen will. Mein Witz soll nicht ruhen, bis er Sie aus Ihrer warmen Ruhe zur Wuth gewitzelt hat.*)

Nun zum Ernst und Schluß: Seyd nicht tückisch auf mich, alter Freund und bleibt mir gut! Grüßt nur, wer mich gern hat; ich denke Eure aimable Ehegesponsin, die verwilderte L** und lupus cum lupa, das liebe Histrionengezücht**) sind darunter."

Weder „Was wird man sagen?" noch „Der Ersatz oder der gute Geizhals" ist mir gesendet worden, es hat sich auch nichts davon vorgefunden, und ich will von seinen Briefen nur noch den letzten mittheilen, nachdem Schall in Berlin sich eingewohnt hatte, und seine Kräfte sehr burschenhaft verschleuderte, wobei stets für Geldmangel gesorgt war.

---

*) Dies bezieht sich auf eine, nicht von mir ausgeübte Vergeltung einer literarischen Neckerei, von der übrigens Schall mehr geschmeichelt als verletzt war, da er Späße der Art liebte.

**) Das Bühnen-Künstlerpaar Wolff.

„Verehrter Freund!

Dadurch, daß ich gestern aus Breslau statt eines sicher erwarteten Wechsels die Nachricht erhalten habe, er könne erst in nächster Woche an mich abgehen, bin ich, ganz schwach bei Kasse, in eine große Verlegenheit gerathen, die durch den Monatwechsel noch größer wird. Seit ich hier bin, ist es mir noch nicht so ergangen, und ich bin nun so frei, mich in dieser Noth an Sie um eine Abhülfe zu wenden, die Sie mir, da sie keine bedeutende ist, wohl werden gewähren können; denn ich komme mit 25 oder 20 Thalern — ja, wenn Sie nicht mehr entbehren könnten — wohl auch 15 aus, bis der Wechsel mir eingeht. Was Sie mir von besagten Sümmchen — freilich wäre mir die größte die liebste — etwa, und zwar, wenn es irgend möglich ist, durch den Ueberbringer dieser Zeilen, meinen Bedienten, senden, zahl' ich Ihnen in der nächsten Woche mit dem schönsten Danke zurück.

Asthmatische Neckereien und andere Hindernisse haben mich in den letzten Wochen noch immer abgehalten, Sie vorgesetztermaßen zu besuchen; doch komme ich gewiß bald zu Ihnen angekutscht. Ich habe Ihnen nämlich für den Gesellschafter Bruch- und Probe-Kapitel aus einem opusculo von mir, betitelt: „Humoristisch-Sentimentale Reisen durch meine Taschen in das Leben und den Tod" anzubieten, die ich in den ersten Blättern des neuen Jahres aufgenommen wünschte. Auch für das Jahrbuch können Sie in etwa 14 Tagen ein Lustspiel in 2 Akten

erhalten, das Ihnen hoffentlich zusagen wird. — Doch über dieses und anderes mündlich mehr von Ihrem getreuesten

Charlottenstraße N. 27. K. Schall.
Am letzten Nov. 1831.

N. S. Ich habe mir eben berechnet, was ich bedarf, bis der Wechsel kommt, und da wird es mir denn freilich schwer seyn, mit 15 Thalern auszukommen, also bitt' ich Sie nochmals, mir, wo möglich, 20 oder 25 zu senden."

Seinen Wunsch habe ich gewährt, zweifle auch nicht, daß Schall sein Wort eingelöst hat; von den verheißenen Beiträgen zum „Gesellschafter" und dem „Jahrbuch" habe ich aber nichts gesehen, und Alles, was ich über dies Muster unerschöpflichen Leichtsinns einfügte — es ist nicht Alles! — soll hauptsächlich andeuten, daß er für den zeitgeschichtlichen Roman eine Erscheinung seyn kann, sehr dazu geeignet, eine ursprünglich kraftvolle Persönlichkeit zu schildern, die bei bedeutsamem Geistreichthum durch Zerfahrenheit und Genußsucht hinfällig wurde, wonach sehr vorzügliche Eigenschaften sich verschleuderten im wüsten Leben, das — nach langer Krankheit — mit dem dreiundfunfzigsten Jahre (am 18. August 1833) endete. Darüber sagte ich derzeit schließlich nur: „Wahr ist es, er hätte vermöge seiner Fähigkeiten mehr leisten können, wenn die Geselligkeit ihn minder zerstreute, ja die Genüsse des lauten Lebens haben vielleicht seine Tage verkürzt. — — Er wollte die Welt ganz nach eigenem

Belieben auskosten, eine Freiheit, die man Keinem beschränken noch befehden darf."

Für Schall verführlich waren besonders, neben seinen Trinkgenossen, die Frauen, und ich muß es bescheinigen, daß deren Zuneigung, trotz seiner breiten, überhaupt mißbehaglich gewordenen Gestalt, ihm treu blieb. Sein Benehmen war auch stets, und am stetesten den Schönen gegenüber, liebenswürdig, mit Anstrich altfranzösischer Artigkeit, der niemals, auch wenn Schall seine Spitzigkeit nicht verleugnete, die Schmeichelei fehlte. Ihn nach dieser Seite hin mithülflich zu zeichnen, diene und ende hier ein von ihm zum Gläserklang in der „Literarischen Gesellschaft" bei Mitanwesenheit von Frauen denen gewidmeter Spruch:

„Eine Dame ist die Literatur,
Der unsre Gesellschaft macht die Cour;
Auch hat Deutschland viel literarische Damen,
Herr von Schindler*) nennt mehrere hundert Namen,
Darum es so billig als schön erscheint,
Daß heute hier Damen sind und seynd.
Sie haben nicht bloß zur Tapisserie,
Nein, auch zum Autorthum oft Genie,
Nicht für Waschzettel bloß und Speise-Recepte,
Und sind auch poetische Adepte.
So leben denn Alle, die dichten und schreiben,
Nicht minder Die, die es lassen bleiben,
Die aber, als hochcultivirte Wesen,
Gern, was wir dichten und schreiben, lesen,
Die gegenwärtigen vor Allen,
Doch außerdem Alle, die — uns gefallen."

---

*) In seinem „Lexikon deutscher Schriftstellerinnen."

Hatte ich an dem unzuverlässig geistigen Karl Schall immer doch anmuthigen Leichtsinn zu erkennen, im sich nun meinem Gedächtniß zeigenden M. G. Saphir herrschte schmähsüchtige Witztreiberei bei oberflächlichem Wissen, und mit ihm war Friedlichkeit nicht zu erreichen. — Noch während der Theater-Verwaltung durch Graf Brühl ereignete sich der Streit, den der mit Wortwitz spielende und boshaft plänkernde M. G. Saphir gegen Bühnendichter begann. Er kam im Jahr 1824 nach Berlin, war vorher dem „Gesellschafter" Berichterstatter gewesen aus Wien und Pesth, ward auch jetzt versuchsweise mitthätig bei meiner Zeitschrift. Wissend, er wende sich besonders zur Bühne, machte ich, meinerseits damals schon Theater-Beurtheiler für die „Vossische Zeitung", den Versuch, ihn nach solchem Beruf hin zu beschäftigen. Bald aber erkannte ich, daß sein Lob und Tadel bestechlich war; ich trennte mich also von ihm, was er giftig grollend mich entgelten ließ in seiner dann erscheinenden „Schnellpost" und seinem „Berliner Courier". Mit ihm, der in Berlin auch faustkämpfliche Abenteuer hatte und von dannen mußte, kann sich mein Urtheil, ohne Unnöthiges vom schriftstellerischen Aergerniß zu erneuern, abfinden durch eine Aeußerung, als er im Jahr 1843 nochmals Preußens Hauptstadt besuchte und „humoristische Vorlesungen" auf der Schauspiel-Bühne hielt. Ich berichtete selbst darüber und schloß mit der ansichtlichen Betrachtung:

„Der echte Humor erfordert ein Wesen, das alle

Selbstsucht überwand, um das Allgemeine zu fördern; er kämpft gegen die Täuschungen der Wirklichkeit und will von ihr nichts eigen für sich, wohl aber Alles für den Fortschritt menschheitlicher Ansprüche. Er erhebt und giebt freudigen Muth, rührt und erschüttert zu rüstigem Streben nach Veredlung, versteht sich also: immer im Gesetz des Edlen; und wie, als Folge falscher Erkenntniß, das Schwert des Cherubim den Menschen von dem irdischen Baum des Lebens abwehrt, so schwingt dann auch wohl der Humor, das Gegenwärtige allseitig beleuchtend und alles Schlechte in Kraft und heiteren Gleichmuth bekämpfend, sein Schwert, die Menschheit in ein neues Paradies zu führen, ihr den Baum wahrer Erkenntniß zu höherem Leben gewinnend. Was der Gedanke an Heil und Segen erfaßt, das Gemüth vermittelte und erwärmte, wird zum Wunsche, zur Sehnsucht, und nun, von der Phantasie mit allen ihren Gaben ausgestattet, zum Humor. Wie reich an Mitteln, sind ihm diese doch eben nur Mittel, nicht Zweck; denn dieser liegt darin, dem Innersten, Erhabensten und Heiligsten Geltung zu schaffen ringsum, so tief, weit und aufwärts unser Leben zu bringen vermag, und wie verzweigt und springend er sich ergeht, selbst das Barocke nutzend, nimmer soll er seiner Abstammung aus dem Gefühl des Edlen und Schönen untreu werden; er ist das Gleichmaß, das reine Maß, was der Geist in Selbstüberwindungen gewonnen, ist Blüthe und Frucht des himmlischen Theils im Menschen, das Höchste, was er

erreichen und geben kann. Wäre dieser rechte Humor epidemisch, würden wir aus vielen Wirren der Zeit gesund und froh hervorgehen. — Daß von dem Erd' und Himmel umfangenden Humor bei einer Vorlesung auf der Bühne wenig die Rede seyn kann, leuchtet ein; Annäherungen kamen indeß vor, wenn auch nur abgerissen, während Anderes wieder nur mit dem Schein spielte. Wir wissen längst, und ich sprech' es auch hier mit Vergnügen aus, daß Saphir Humor hat; wünschen wir ihm vor Allem, das Glück möge ihm so lächeln, daß er mit der Wahrheit und seinem Talent nicht auch dem Schein zu huldigen, nicht die Schwingen, auf denen er sich weiter erheben könnte, in einzelne Federn zu zerrupfen braucht, und eine Säule, auf der ein herrlicher Bau gegründet seyn könnte, sich nicht in lauter Splitter zerschlägt." —

Jetzt habe ich es zu thun mit erwähntem Streit, durch den sich Saphir — in jener Zeit Gunstdiener des Königlichen Theaters — rächen wollte an Ludwig Robert, der den freibeuterischen Witzplänkeler gereizt hatte. Robert ließ im Dezember 1827 auf dem Königsstädter Theater eine Weihnachtsposse aufführen: „Wachsfiguren in Krähwinkel". Die Spotthechelei betraf Berlin, und eine der Wachsfiguren war „ein doppelter kritischer Post-Pegasus, der durch steten kleinen Hader großen Eindruck macht auf die große Masse der kleinen Leute". Der Darsteller erlaubte sich, ohne Robert's Genehmigung, in einer getreuen Verlarvung als Doppelgänger

Saphir's zu erscheinen, und die Posse wurde ein Zugstück für die schadenfrohe Menge. Obwohl von dem Verspotteten bereits vielmals belästert, erklärte ich diese Verlarvung für mißfälliges Ueberschreiten des auf der Bühne Erlaubten. — Saphir verschwendete in Wuth Tinte und Druckerschwärze vollauf, und sehr gelegen kam es ihm, daß Berliner Bühnendichter sich eben vereinigt hatten, um bei der Bundes-Versammlung eine bessere Stellung hinsichtlich der Theater-Vorstände für sämmtliche deutsche Bühnendichter zu erzielen. Saphir schilderte diesen beabsichtigten Versuch als Verschwörung gegen das Königliche Theater, und seine lange dauernde Anfechterei niedrigsten Ausdrucks veranlaßte endlich den Verein zu der

„Erklärung.

Hr. Saphir hat drucken lassen, daß sich die unterzeichneten Bühnendichter zu dem Zweck vereinigt hätten, der Königlichen Bühne auf möglichste Weise entgegen zu seyn. Diese Behauptung ist eine Verleumdung, welche um so augenscheinlicher wird, als die Unterzeichneten wohl über den Verdacht hinaus sind, Herrn Saphir irgend eine Mittheilung gemacht zu haben. Nur der Sache glauben sie daher diese Widerlegung schuldig zu seyn.

Louis Angely. Alex. Cosmar. C. Dielitz. F. Förster. Friedrich Baron von L. M. Fouqué. F. W. Gubitz. W. Häring. Baron von Lichtenstein. Ludwig Rellstab. Ludwig Robert. Fr. Tietz. Adalbert vom Thale. von Uechtritz."

Nun lärmte und rasselte die „Schnellpost" noch ärger, benutzte besonders die Zahl „Dreizehn" der Unterzeichneten; ich sah mich genöthigt, den Kampf aufzunehmen, ihn auch durchzuführen, und bemerkte bei den Vorworten:

„In jener Versammlung, aus der die, unbestritten sehr flüchtig abgefaßte „Erklärung" hervorging, war ich nicht zugegen. Sie wurde mir geschickt, ich fand schon zehen Namen unterschrieben und ehrte demnach, wie es bei jedem Vereine gesetzlich ist, die Mehrheit der Stimmen."

Der Grimmige schickte neben der „Schnellpost" noch zwei Schmähschriften in die Lesewelt, ich beharrte im Kampf und endete ihn dann, indem ich das, ohne mein Dabeiseyn erfolgte Einschreiten der Zwölf, als eigentliche „Dreizehn", völlig auf mich allein übertrug, und meiner letzten Entgegnung („Gesellschafter" 1828. Bl. 81) den Inbegriff anfügte:

„In dem festen Bewußtseyn, gegen die eingedrungene schriftstellerische Verderblichkeit nur gethan zu haben, was Pflicht und Verhältnisse mir auferlegten, kümmern mich rachsüchtige Anfälle nicht, und so schließe ich hier — da der Punkt, von welchem die neuesten hämischen Angriffe des Herrn M. G. Saphir ausgingen, doch einmal zur Sprache gekommen, und obwohl ich, ohne die Dazwischenkunft Anderer, auf gar keine Entgegnung mich eingelassen hätte — mit der wiederholten

Erklärung.

Hr. M. G. Saphir hat in Nr. 46 der „Schnellpost"

drucken lassen: die Kritiken im „Gesellschafter" verrathen einen „absichtlichen Cliquengeist" gegen die Königl. Hofbühne, es sey eine „kritische Verschwörung" vorhanden, zu deren „Stimmführern" auch ich gehöre. Ich erkläre alle diese Behauptungen, sammt den angegebenen Motiven, für Verleumdung, welche um so augenscheinlicher wird, da der Unterzeichnete wohl über den Verdacht hinaus ist, Hrn. M. G. Saphir irgend eine Mittheilung gemacht zu haben, die ihm zu seiner verleumderischen Erfindung Anlaß geben konnte. Nur der Sache glaube ich diese Widerlegung schuldig zu seyn.

Berlin, den 15. Mai 1828.

F. W. Gubitz."

Dies war die Vollendung der widrigen Kampfarbeit, die Bogen füllen würde; ich begnüge mich aber mit dem Wenigen, befriedigt durch die Nachwirkung, daß damals Saphir sich nur noch kurze Zeit in Berlin halten konnte, und als er im Jahr 1843 in Bedürftigkeit wiederkam, bat er mich um gefällige Unterstützung, die ich ihm innerhalb der Wahrheitstreue nicht versagte.

Was der hier in Erinnerung gekommene, von Ludwig Robert in Anregung gebrachte Verein in geistiger und geschäftlicher Hinsicht bezielte, das ist erkennbar aus einem Schreiben an mich in Bezug auf den von mir damals betriebenen Versuch, durch Geldpreise dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" im geistigen Sinne den Werth zu erhöhen. Kurz

vor seiner Zurückkunft nach Berlin schrieb mir Robert neben Anderem:

„Baden bei Rastadt, den 6. September 1827.

Sie waren so gütig, mir das Rundschreiben einzusenden, betreffend eine Preisbewerbung für Theater-Dichtungen. Ob ich Ihrer gütigen Einladung folgen werde, davon später; zuerst ein Wort im Allgemeinen über diesen Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit oft schon in Anspruch nahm, und auf den ich noch jüngst wieder geführt wurde bei Gelegenheit, daß sich der französische Dramatiker Duval diesen Sommer hier aufhielt, wo es dann nicht fehlen konnte, daß bei mannichfachen Gesprächen auch die Rede war von den Rechtsverhältnissen der dramatischen Dichter zu den Bühnen. Wie diese Verhältnisse in Frankreich streng geordnet sind, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; allgemein bekannt ist es, daß der Autor für ein Stück von fünf Akten sieben Procent von der Brutto-Einnahme, von jeder nämlich, von kleineren Stücken aber und von den Provinzial-Theatern verhältnißmäßig weniger erhält; dabei, außer seinem freien Eintritt, eine bedeutende Anzahl Billets, die zu verkaufen hergebrachte Sitte ist. Weniger bekannt dürfte es seyn, daß die im Comité angenommenen Stücke, je nach dem Datum ihrer Einreichung, zur Aufführung kommen, jedoch so, daß, nachdem drei Stücke in ihrer Altersreihe dargestellt sind, ein viertes der freien Wahl des Comité's überlassen bleibt. Daß ein fruchtbarer Dichter, wie Hr. Duval, bei einer solchen Einrichtung,

seiner eigenen Aussage gemäß, 500,000 Francs von den französischen Bühnen bezogen hat, ist nicht zu verwundern. Er aber konnte nicht aufhören, sich zu verwundern, als ich ihm von der totalen Rechtlosigkeit erzählte, in welcher sich deutsche Dramatiker ihren Bühnen gegenüber befinden. Ein Gefühl staunenden Mitleids bemächtigte sich seiner, als er hörte, daß der unsterbliche Componist des „Freischütz" (wie er ihn selbst nannte) ein für alle Mal von den zwei größten Theatern hundert Dukaten, und so herab bis zu zwölf, der Dichter dieser Oper aber weniger als gar Nichts erhalten habe: denn wahrlich, gar Nichts wäre bei weitem mehr, als was er für die Auffindung eines so glücklichen Stoffes erhielt, worüber ich von Weber selbst unterrichtet bin. Kaum glauben wollte es der Franzose, als ich ihm sagte, daß es nur zwei Theater in Deutschland gebe, die für ein Stück, das den Abend füllt, ein für allemal vierhundert Francs zahlten, die übrigen aber sechs bis acht Dukaten, ja, daß der Verfasser eines der beliebtesten Vaudevilles von einer der reichsten Städte Deutschlands vierzig Francs für dieses zahllos wiederholte beliebte Stückchen ein für alle Mal als Ehrensold erhalten habe. Als ich ihm nun aber sagte, daß ein gedrucktes Stück für jede Bühne gute Prise sey, und daß nebenher mit den Manuscripten ein kleiner Piraten-Handel getrieben würde, hörte er mir mit einer Miene zu, als ob ich ein Weltumsegler wäre, der ihm von einem unbekannten Insel-Volke etwas aufbürden wollte. — Daß dies Alles

noch eine geraume Zeit in Deutschland, wo man sich zu Allem unendlich viel Zeit nimmt, so bleiben wird, wissen nicht nur Sie und ich, sondern auch Die, die es ändern könnten. Vergebens habe ich öffentlich gesagt und es bewiesen, daß bei dieser Einrichtung wohl alle hundert Jahre ein dramatisches Dichter-Genie erscheinen könne, weil ein solches allen Hemmungen und Hindernissen Trotz bietet, daß aber dadurch die Talente von den Bühnen vertrieben und diese den Uebersetzungs-Fabriken preis gegeben werden. Man hat es eingesehen und war, unserm National-Charakter gemäß, mit der theoretischen Einsicht zufrieden. Vergebens habe ich vorgeschlagen, wenigstens so viel Honorar für ein Stück zu zahlen, als in einer Pracht-Oper der gestickte Mantel der Prima-Donna kostet. Man hat darüber gelacht, und es ist von Neuem bei'm Alten geblieben, wie solches der allerneueste Zeitgeist mit sich bringt. — Um so verdienstlicher, um so erfreulicher ist die Ausschreibung Ihrer Preisbewerbung für dramatische Dichtungen. Wohl schließen Sie richtig, wenn Sie sagen: „daß diesem Wagnisse weder Spott noch Tadel fehlen werden; denn da man Lustspiel-Dichter so schlecht bezahlt, so flüchten sich eine Menge Schriftsteller, talentvolle wie talentlose, in die Journal-Literatur, und bringen da ihre guten und schlechten Späße, ihre nicht üblen Witze und ihre wohlfeilen Wortspiele an den Markt." Lachen Sie also mit über einen witzigen Scherz, und denken Sie bei einem platten Possenreißer, daß so ein armer Mensch doch

auch leben will. Sie werden aber gewiß auch ernste und würdige Männer finden, die Ihr Unternehmen als ein echt-deutsches betrachten werden: denn das ist ja ein Vorzug — obgleich er unsre literarische Gesetzlosigkeit nicht entschuldigen kann — ein selbst erworbener Vorzug unseres Volks, daß unsere Kunst auf sich selbst beruht, nur immer von Privatpersonen befördert und erhalten wurde, und uns also eine beschränkte Pariser Poesie eben so fern blieb, als eine tanzmeisterliche Hof-Dichtkunst. — Freilich ist, wie Sie selbst sagen, Ihr Unternehmen kein umfassendes, aber aller Anfang vermag dies nicht alsogleich zu seyn. Vielleicht geben Sie den würdigeren Bühnen in Deutschland — und es giebt ja noch einige, die weder den Schneider für ihr Factotum, noch den Dichter für Null halten — vielleicht geben Sie diesen Bühnen ein Beispiel zur Nacheiferung. Ja, diese Bühnen könnten Ihren Plan noch ergänzen, könnten zwei erste Preise aussetzen: den einen für das beste Stück, nach Entscheidung von Kunstkennern, die so, wie Ihre erwählten Kampfrichter, dem realen Theater n a h und f e r n (erschöpfende Bezeichnung!!) genug stehen, um unbefangen über das kleinliche und nicht selten interessirte und bösartige Treiben der Coulissen-Welt hinaus zu sehen; den andern Preis für dasjenige Stück, das der Kasse den meisten Vortheil bringt. Und dieser letztere scheint mir nothwendig, nicht etwa um die Kunst und die Kasse, diese ewig feindlichen Schwestern, zu versöhnen, welches ein wahrhaftes Danaiden-Geschäft

wäre, sondern um uns von der in Deutschland weit gediehenen Kunst der unaufführbaren Dramen zu solchen zurück zu führen, die für die mögliche Darstellung und für die von Hyperkritik verpönte Wirkung erfunden und ausgeführt sind. Dergleichen Stücke, glauben Sie mir, würden uns am sichersten vor der Uebersetzungswuth schützen, und durch solche Preisvertheilungen würden unsere Bühnen zeigen, daß es ihnen auch um ein anständiges geistiges Costüm, um poetisches Feuer, und um Künstler ehrende Dekorationen zu thun ist. Nehmen wir an, daß die vier größten deutschen Theater jedes 2000 Thlr. jährlich an Preisen aussetzte, so würde die Gesammtsumme ungefähr so viel betragen, als eine der kleinsten Pracht-Opern in Scene zu setzen kostet, oder was die Verzierungen und Triller einer schönen Stimme oder zwei schöner Füße unter Brüdern werth sind — und dafür hätte man acht gekrönte Dramen, von denen vier Zugstücke wären, d. h. welche die Kosten mehr als deckten, so daß man eigentlich diese acht Dramen nur für eine halbe Singstimme oder für Eines von zwei drehenden Beinen hätte: ein gewiß sehr annehmlicher Preis!! — Es giebt Dinge, die wirklich so traurig sind, daß man sie nur von ihrer komisch-absurden Seite betrachten sollte. — Die traurige Seite aber der Alles verschlingenden Oper und des monotonen gedankenlosen Ballets zeigt den dramatischen Tanz und das musikalische Drama auf so abschüssige Abwege, daß sie sich immer weiter und mit gesteigerter Schnelligkeit von der Kunst ent-

fernen, während sie, wie anspruchsvolle und müßige Consumenten, nur verzehren, nur hindernd in den Weg treten, nur schaden. Soll dieser Unkunst gesteuert werden, so müssen die größeren Bühnen auch für diese Gattungen Preise aussetzen, für ein deutsches Operngedicht, das sich mit den bessern französischen, mit einer „Armide“, „Vestalin“, mit einem „Tarar“ und einem „Wasserträger“ messen könnte: für ein Ballet, das von keinem Seiltänzer oder Springer, sondern von einem Künstler erfunden wäre, der im Stande ist, ein pantomimisches Drama zu dichten, woran aber die heutigen Ballet-Meister, welche ihren Noverre kaum dem Namen nach kennen, ganz und gar nicht denken; sage: denken. Doch das geschieht nicht und wird nicht geschehen, denn nur das willkürliche Ungefähr beherrscht die Bühne und zeigt uns in Allem, was es thut, das sich selbst Widersprechende. Ballet und Oper werden vor allen andern Gattungen beschützt und geschmeichelt, unterhalten und ausgestattet, und doch wird nur für den äußern Flitterstaat und Tand dieser angebeteten Schönen gesorgt, ihr Inneres aber, ihr Geist und Gemüth, ihre eigentliche Erziehung in Grund und Boden verdorben. — Je nun! Was auch geschehen oder unterbleiben mag, so dürfen Sie sich der guten Absicht bewußt bleiben, die Sie bei Ihrem uneigennützigen Unternehmen für die Kunst der dramatischen Dichtung geleitet hat. Ja, Sie dürfen, wie ungünstig die Zeit auch seyn mag, dennoch der Hoffnung

leben, daß hie und da ein Körnlein Ihrer ausgestreuten Saat auf ein fruchtbares Feld fallen werde."

Ueber die Preisbewerbung spreche ich bei der mitzutheilenden richterlichen Entscheidung, zugleich des kunstliebenden Grafen von Redern gedenkend, und von der Werkthätigleit durch den „Berliner Dichter-Verein" ist nur zu sagen, daß er zwar nicht Viel, aber doch Etwas bei der Bundes-Versammlung erreichte: ein Etwas, wodurch für Schauspiel-Dichter die „Tantième" angebahnt wurde. — Leider starb Ludwig Robert schon am 6. Juli 1832 im dreiundfunfzigsten Altersjahre; daß er den Deutschen werth seyn könnte, beweisen seine „Kämpfe der Zeit", sein Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse", seine Lustspiele „Die Ueberbildeten" und „Die Richtigen", dann auch im spöttischen Humor die erzromantische Komödie „Kassius und Phantasus". — Eine Reihe von Briefen Robert's an mich habe ich im „Gesellschafter" (1840. Bl. 2 bis 6) mitgetheilt, und die Andenkensweihe nach seinem Hinscheiden schloß ich mit den Worten: „seinen würdigen Bestrebungen wird in der Zukunft Dank nicht fehlen!" — eine Meinung, die ich hier erneure.

Durch das Andenken an Ludwig Robert ist mir auch das an seine Schwester Rahel, in Verbindung mit ihrem Gatten, Varnhagen von Ense, erweckt; ich will dabei hauptsächlich nur an Schriftstellerisches mich halten, indem ich das Jahr 1835 mir zurückrufe. In dieser Zeit erregten die zwei Frauen „Rahel" und „Bettina" Meinungs-

und Urtheilskämpfe. Jene war gestorben, ihr Gemahl schickte „Briefe der Frau von Varnhagen" in die Lesewelt, womit er sich Unangenehmes bereitete, und ihm nähert sich meine Erinnerung vorweg. — Er hatte ein Gesandtschafts-Amt verloren, ich weiß nicht, weshalb, wurde nicht wieder angestellt, war darüber lebenslang im Mißbehagen, benahm sich aber auch lebenslang in seiner sich allmälig angeeigneten Vornehmthuerei und hoffähigen Haltung staatsmännisch. — Vom Jahr 1821 an Mitarbeiter für den „Gesellschafter", bemühte er sich besonders, die „romantische Schule", deren Oberhaupt ihm Goethe war, geltend zu machen. Dies betrieb er ebenfalls etwas staatslenksam, wollte von Denen, die er rühmte, gerühmt werden, was ihm nicht ausblieb, indem sogar Goethe mit reichlichster Vergeltung in seiner bruchstücklichen Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung" geäußert hat:

„1821. Ein tief sinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Ense, der meinen Lebensgang schon längst aufmerksam betrachtete, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im „Gesellschafter" die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hierdurch am besten zur Sprache bringen, und sein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann."

Unzweifelhaft war Varnhagen ein kenntniß-

und gedankenvoller, aber nächstdem zugleich ein bisweilen zur Fügsamkeit verführter Schriftsteller, ohne jemals sich selber zu vergessen. Durch Verbreitung jener Briefe, von der Schreiberin nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, schmeichelte Varnhagen seiner Eitelkeit; es ist, als fühle man heraus, er wolle die Rahel so schildern, daß der Leser sich sagen könne: die geistreichste Frau hatte auch den geistreichsten Mann. Ueber diese, scheinbar verwandtschaftlich mit aus seinem Kopf entsprungene Rahel schüttelten Viele, die genau mit ihr bekannt und für das an ihr Vorzügliche hellen Blicks waren, den Kopf, was Varnhagen, nachdem zeitschriftliche Entgegnungen sich einmischten, kraft seiner An- und Absicht sehr übel deutete. Er mochte es nicht dulden, wenn man sagte: daß bei einer in weltschlifflicher, umgangsklüglich verfeinerten Gesellschaft mit Witzsucherei beschäftigten Frau kindlichreine Natürlichkeit nicht ganz glaubhaft, demzufolge eben nicht unbedingt begreiflich sey, was sich nicht begreifen läßt. —

Daß der körperlich nicht schönen Rahel die Alles ausgleichende weibliche Anmuth fehlte, braucht man nicht durch ihr Persönliches eingesehen zu haben; ihre Briefe bekunden es nebenher, sind aber jedenfalls im Einklange mit dem mir bekannten geläufig Eigenthümlichen ihrer Persönlichkeit. Sie schreibt und urtheilt über Alles blendend, doch zuweilen in sich geblendet durch rasch wirksame Einbildung, und bei ihrer Witzjagd verletzt sie mitunter mehr ihren Werth als den Anderer. — Geistiges Auffassen darf man der

Rahel, wie absprechend sie selbst seyn mag, gewiß nicht absprechen; es hatte aber ein Erbtheil von ihrem, seinen Handelsbetrieb mit lustanstachelnden Wortzugaben fördernden Vater Levin Markus. Das ganze Wesen der Rahel wurde im Zeitlauf ungesunder durch Ueberschätzung; mit Allem war sie unzufrieden, auch mit ihrem Glück: sie hatte von ihrer Familie aus Sämmtliches zum Wohlseyn, ermüdete sich aber in der immer krankhafter werdenden Beeiferung, den Welt- und Lebensüberdruß sich vorzuspiegeln. Hinsichtlich ihrer Ehe hielt man ihr irdisches Gut für miteinwirkend, denn Varnhagen war nicht nur vornehm im Bethun, in den Ansprüchen für seine Häuslichkeit war er es durch Stand und Gewohnheit auch.

Ueber jene Briefe sprach der offenherzig redliche und wissenstüchtige Dr. Karl Rosenberg im „Gesellschafter" (1835. Bl. 56 bis 60) umfassend mit anständigstem, gründlich bewaffnetem Freimuth; klar heraus stellte sich jedoch die Ansicht: Varnhagen hätte für die Verstorbene und sich besser gesorgt, wenn er diese Briefe vor der Oeffentlichkeit bewahrte. Dadurch wurde Varnhagen so erbittert, daß er sich von mir, der ich als Herausgeber einer Zeitschrift für das besonnene, musterhaft entwickelte Urtheil nur meine Pflicht gethan hatte, schweigend trennte, was meinerseits auch nur zum Schweigen führte. — Diese hinweisend begrenzte Darlegung dürfte aber mit anwendbar seyn auf die tagesgeschichtlichen Werke, die als Nachlaß Varnhagen's gedruckt sind, und allerlei Hader anfachten. — „Er will Carriere

machen, und warum nicht?" sagt uns der lebenslang kindliche Chamisso in seinem gedruckten Briefwechsel über Varnhagen, und diese Frage soll mich nur noch hinleiten zu dessen Bemerkung, die er selbst schließlich seinen Aufzeichnungen mitgab:

„Ich habe in den früheren Jahrgängen dieser Blätter Vieles nachgelesen, und finde manche halbwahre, unvollständige Nachrichten, doch will ich sie nicht vernichten, weil doch hinwieder auch die schätzbarsten, charakteristischen, für mich und Andere nicht anders aufzubewahrende Geschichtszüge sich darin finden, Sachen, die unmittelbar aus dem Leben geschöpft sind, und einst belehrend für den Forscher dieser Verhältnisse werden müssen. Und eine Wahrheit ist in allem hier Niedergelegten, nämlich die, daß es einen Tag, in einem Kreise für wahr gegolten hat und hat gelten können." —

Die andere, im Jahr 1835 viel Fehde veranlassende Frau, Bettina von Arnim, hatte — nicht ganz unschuldig — viel zu leiden wegen ihres überspannt gemüths- und üppig-eitlen Werks: „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde". Auch darüber hat der „Gesellschafter" (1836. Bl. 132 bis 138) eine umständliche, mitunter kräftig zurechtweisende Beurtheilung vom Dr. Julius; Bettina war aber so klug, sich und mich nicht einzumischen. Muthmaßlich fand sie sich befriedigt durch eine Nachbemerkung, worin ich sie vertheidigte gegen den ihr gewidmeten Vorwurf, das Ganze erfunden zu haben. Der Bettina war auf schwärmerischen Höhen der

Glaube an sich zur Natur geworden; sie gewöhnte sich dort manche Unwahrheit als Wahrheit an bis zur Ueberzeugung hinein. Daß aber jenes Buch nebenher auch Wahrheit mit den Selbsttäuschungen verwebte, bezeichnet der im Empfinden abgekühlte Goethe durch seine Eröffnung aus dem Jahre 1811:

„Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie, unbedingte Mittheilungen erschien erst die Differenz, in die sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöſ't hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklicheren Annäherung."

Die „ehemalige Uebereinstimmung" hat Goethe in keinem Verhältniß enthüllt, was gewiß zu billigen ist; Bettina konnte nun aber jedenfalls bei ihrem Federschwunge noch über „Wahrheit und Dichtung" hinaus, und dies kühnen Beliebens mit Einbildungsmacht vollbringen. —

Wie schon früher voraus sich andeutete, ist nun von der Theater-Verwaltung in jener Gedenkzeit zu berichten, und hierin bietet sich manches angenehme Erinnern. — Nach dem stets Alles gern ausgleichenden Brühl wurde Graf von Redern General-Intendant der Königlichen Schauspiele, und auch mit ihm kam ich niemals in unfriedliche Gegenrede, habe in aller Hinsicht Anerkennendes auszusprechen. Als der junge Graf noch einen sogenannten Hofmeister hatte, wurde ich Diesem, Namens Spranger — in späteren Jahren Lehrer an der Universität — ver-

traut; mit seinem Zögling holte er mich mehrmals aus meinem Arbeitszimmer zu einem Spazirgange, bei dem es nie an irgend einer wissenschaftlichen Unterhaltung fehlte, was immer einen gern bewahrten Eindruck zurückläßt. —

Von dort an, als der Graf von Redern die Verwaltung der Königlichen Theater übernahm, bis zur Zeit, als er ihrer in anderer Richtung enthoben war, weiß ich über ihn, den feinsinnig Gebildeten und Wohlwollenden, in Wahrheit zu sagen: er bezweckte stets das Beste bei allem Ernst für die Sache in freundlich vermittelnder Weise.

Eben damals, im Jahr 1827, hatte ich, um durch das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" — das von je an alle Uebersetzungen ausschloß — Deutsch-Eigenthümliches zu fördern, versuchsweise jene „Preiserwerbung" veranlaßt. Nach der entwickelnden Einleitung bestimmte der von der Redaction — von mir — und der „Vereins-Buchhandlung" unterzeichnete Aufruf:

„Es sind drei Preise ausgesetzt worden, welche unmittelbar nach geschehener Entscheidung an die Sieger ausgezahlt werden, wobei jedoch das Honorar für die Aufnahme in's „Jahrbuch", nach dem gewöhnlichen Maaßstabe unsres Ehrensoldes, noch besonders berechnet wird, so daß die festgesetzte Summe einzig und allein als Preisgewinn anzusehen ist. Auch wird der Abdruck der gekrönten Stücke auf ein Jahr hinaus geschoben, damit die Dichter außerdem noch den Vortheil genießen können, ihre Arbeiten an diejenigen Bühnen zu verkaufen, welche noch nicht

ganz von der veralteten Gewohnheit, Manuscripte zu bezahlen, abgekommen sind. — Der erste Preis von funfzig Stück Friedrichsd'or ist auf das beste Original-Lustspiel in drei oder zwei Akten; der zweite Preis von fünfundzwanzig Stück Friedrichsd'or auf das beste Original-Lustspiel in einem Akt, der dritte Preis von fünfundzwanzig Stück Friedrichsd'or auf das beste Original-Liederspiel, oder die beste Liederposse in einem Akt, festgestellt worden. — Theils weil wir wünschen, daß kein fähiger Bewerber von der Concurrenz ausgeschlossen werde, theils weil wir auf jede Weise den Schein parteiischer Einflüsse vermeiden wollen, sind wir bemüht gewesen, die Kampfrichterschaft Männern zu übertragen, die, durch Namen, Stellung und Persönlichkeit über jeden Zweifel erhaben, mit der tieferen Einsicht des Geistes Heiterkeit der Lebens-Ansichten verbinden, und die dem realen Theater n a h und f e r n genug stehen, um unbefangen über das kleinliche Treiben der Coulissen-Welt hinweg zu sehen. Diese Männer, welche unserer Bitte zu Folge und zur Förderung deutscher, eigenthümlicher Theater-Literatur das große Opfer bringen wollen, sind

Herr Criminal-Direktor Hitzig;

Herr Intendantur-Rath Neumann;

Herr Geheime-Rath Skalley;

Herr Geheime-Staatsrath von Stägemann;

Herr Geheime-Legationsrath Varnhagen von Ense.

Sie entscheiden in dieser Angelegenheit, und Ihr Ausspruch soll unwiderruflich befolgt werden."

Jene genannten Preisrichter erachteten keine von den vielen eingesandten Schauspiel-Dichtungen für preiswürdig, ich bestand aber darauf: ein Preis müsse ertheilt werden. Nun wurde den einaktigen Lustspielen: „Was doch die Vorstellung thut!" von Stephan Schütze, und „Das eingebrachte Stündchen, oder: Gellert im Schlafrock", von C. Karoli (Karoline Bernstein), der erste Preis je zur Hälfte zugesprochen. Ich bezahlte zwei Mal fünfundzwanzig Friedrichsd'or und den Ehrensold; beide Lustspiele erschienen im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1831." Das erstere Preisstück brachte der Graf von Redern am 27. August 1831 auf die Bühne, es wurde günstig aufgenommen, und ich erhielt nun von dem Hoftheater-Rath Esperstedt die hier eingefügte Zuschrift:

„Ew. Wohlgeboren soll ich im Auftrage des Herrn General-Intendanten Grafen von Redern um gefällige Auskunft bitten: ob Sie als Veranstalter und Herausgeber des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" ein Honorar für das auf dem Königl. Theater aufgeführte Lustspiel: „Was doch die Vorstellung thut!" zu empfangen wünschen oder ob der Verfasser, Hr. St. Schütze, dasselbe empfangen dürfte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit

Berlin, 8. September 1831. Esperstedt."

Es versteht sich von selbst, daß ich erklärte, nur Stephan Schütze sey zum Honorar berechtigt; diese Angelegenheit näherte mich aber dem General-Intendanten, und ich hatte zuweilen mit ihm zu

unterhandeln hinsichtlich Anderer, nichts, was voran mich betraf, denn ich fand in fast zwanzig Jahren nicht Zeit, wieder einmal ein nichts oder wenig erwerbender Schauspiel-Dichter zu werden. —

Im Jahr 1838 am 8. Februar starb nach kümmerlichem Leben der unter dem Namen Albini verborgene Schriftsteller Johann Baptiste von Meddlhammer und hinterließ seine Familie im hülflosesten Elend. Das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" enthält zehn Lustspiele von ihm, die beinah sämmtlich auf vielen Theatern aufgeführt wurden und gefielen; noch mehrere sind gedruckt, die ebenfalls günstig wirkten. Ohne sie über ihr Maß zu stellen, haben sie doch mehr Werth als Manches, was aus dem Französischen übersetzt und überschätzt wurde. In dem Nachruf für ihn mußte ich aber äußern:

„Wäre er französischer Bühnendichter gewesen, so hätte ihm die Tantième ein solches Einkommen gesichert, das ihn jeder Sorge enthob; in Deutschland erwarb er so wenig damit, daß man sagen kann, er habe seiner Neigung zur Bühne schwere Opfer gebracht". („Gesellschafter" 1838. Bl. 28.)

Die Wittwe Meddlhammer's ersuchte in ihrer Noth den Grafen von Redern, zu ihrer Unterstützung eines von den Lustspielen des Verstorbenen darstellen zu lassen. Erweitert wurde Aehnliches beantragt von der Schauspielerin Charlotte von Hagn, und den Sängerinnen Sophie Löwe und Auguste von Faßmann in der Art, daß irgendwie der Wittwe durch eine Theater-Einnahme Mithülfe

werden möge. Frau von Meddlhammer erhielt zur Antwort:

„Ihro Hochwohlgeboren erwiedere ich auf Ihr Schreiben vom 22ten vorigen Monats Folgendes: Es liegt außer den Verhältnissen, für den Zweck Ihrer Unterstützung ein auf der Königsstädtischen Bühne bereits dargestelltes Stück einstudiren zu lassen und überhaupt eine Theater-Vorstellung zu veranstalten, wie dies die Mitglieder des Königl. Theaters Frl. von Hagn, von Faßmann und Dlle. Löwe unterm 11ten Februar d. J. beantragt haben. — Sollten gedachte Künstlerinnen jedoch gegenwärtig noch gesonnen seyn, ihre Talente zu Ihrem Besten zu verwenden, und des Königs Majestät auf ein von Ihnen einzureichendes Immediat-Gesuch den Gebrauch des Concertsaals im Schauspielhause zu einer an einem Sonntag-Mittage zu veranstaltenden dramatisch-musikalischen Unterhaltung allergnädigst zu bewilligen geruhen, so werde ich meinerseits für die weitere Ausführung in Ihrem Interesse ebenfalls gern besorgt seyn.

Berlin, den 1ten November 1838.

General-Intendant der Königlichen Schauspiele.

von Redern."

Die drei genannten Bühnenkünstlerinnen wandten sich nun an den König wegen Bewilligung einer im Concertsaal auszuführenden Unterhaltung, und bald danach kam die Wittwe zu mir, bei Thränen und Wehklagen mir anzeigend: das Gesuch sey abgewiesen. Dies schien mir unglaublich, ich mußte mich überzeu-

gen, und da ich von den Bittstellerinnen außer dem Theater nur Charlotte von Hagn kannte durch ihren Besuch vor dem Gastspiel und als sie dann bald dauernd in Berlin war, ging ich zu ihr. Zu Gegenbesuchen hatte ich fast niemals Zeit, deshalb war das schöne Fräulein überrascht und dermaßen freundlich bei sprudelndem Geist, daß auch ich überrascht wurde, was hier nur eingestreut sey, weil aus Nachwirkung dessen später mehr zu bezeichnen ist.

In Folge des Erkundigens blieb dann nur der Rathschluß, selber einzugreifen; wie früher für den „Vaterländischen Verein zur Verpflegung hülfsbedürftiger Krieger" mußte ich jetzt wieder für eine Morgen-Unterhaltung sorgen, schrieb nun Neunerlei theils Ernstes, theils Heiteres zum Sprech- und Gesangs-Vortrag. Was davon dem Aufbewahren als leidlich anzuvertrauen schien, ist in meinen Gedichten eingereiht, der „Prolog" in Bezug auf Albini-Meddlhammer gehört nicht dazu. Nachdem ich ihn jetzt las, glaube ich mir erlauben zu dürfen, zu des früh Heimgegangenen Andenken die vier Verse hier folgen zu lassen:

„Wenn Einer scheidet von den Erdentagen,
Der regen Geistes gern uns All' erfreut,
Geziemt's, daß wir ihn im Gedächtniß tragen;
Und so gedenken wir des Mannes heut,
Der auf der Bühne lebt in heit'rem Streben,
Der, selber von den Sorgen schwer bedrückt,
Mit seinen Spielen, die ihm Trost gegeben,
Gar oft die Sorgen Andern hat entrückt.

Doch wollen wir kein Todtenfest begehen,
Wir möchten Denen, die mit banger Brust
An seinem Grab' auf ihre Zukunft sehen,
Durch Mitgefühl erhöh'n die Lebenslust.
Die Lieben, die voll Kummers er verlassen,
Sie sollen nicht dem Dank entfremdet seyn;
Da wir um Seinetwillen ihn umfassen,
Umfaßt ihr Segen seinen Leichenstein.

Und ist er nicht mit Lorbeer zu umwinden,
Gebührt ihm doch der Dichtung Rosenzweig;
Wir werden lange noch ihn blühend finden
In unsres Bühnenlebens buntem Reich.
Nicht Jeder kann das Höchste sich erlangen,
Nur Wen'gen wird des Ruhm's Unsterblichkeit,
Drum soll den Kranz der Gegenwart empfangen,
Wer ihrem Dienst vor Allem sich geweiht. —

Wir danken's Euch, daß ihr in solchem Sinne
Des Saales Räume willig habt gefüllt,
Und freudigem Bewußtseyn zum Gewinne,
Zugleich die Noth der Klagenden gestillt.
Wir hoffen, daß der Dank uns wird gelingen
Mit Dem, was Kunst und Milde hier vereint,
Und sind belohnt, wenn Ein'ges, was wir bringen,
Auch Eures Dankes Euch nicht unwerth scheint."

Bei dem Grafen von Redern, auch wo ich anfragte, überall fand ich die bereitwilligste Theilnahme, und am 10. März 1839 gedieh endlich die Ausführung mit allseitig bestem Ergebniß. Man wünschte eine Wiederholung, sie kam bald zu Stande, nachdem ich Belustigendes, was rasch vergänglichem Tagesgelärm angehörte, durch Anderes ersetzte, und der abermals günstige Ertrag floß jenem „Vaterländischen

Verein“ zu. In Bezug auf diese Wiederholung hatte ich Gelegenheit, meine Kenntniß vom Eifersüchteln der Schauspielerinnen zu erweitern. Bei der ersten „Morgen-Unterhaltung“ war mein Gedicht: „Jeanne d'Arc's Vision“ ausgeblieben, weil durch verzögernde Umstände Zeit entschwand, und die bestimmte Sprecherin, Charlotte von Hagn, nun außerhalb Gastin war. Dies war noch so; ich dachte bei dem wohlthätigen Zweck an Auguste Crelinger, und offenbarte meinen Gedanken in dem hier angereihten Briefe:

„Verehrte Frau!

Eine Bitte spreche ich mit Beklommenheit aus, fühle aber, daß ich es thun muß, und um so offener, weil ich zu fürchten habe, daß Wirren in die Angelegenheit kommen, an denen ich ganz unschuldig bin. In dem zu der ersten Ausführung gegebenen Textbuch des Declamatorischen in der bezweckten Morgen-Unterhaltung befindet sich das Gedicht: „Jeanne d'Arc's Vision“, welches nicht zum Vortrag kam. Für Frl. Charlotte von Hagn und auf deren Wunsch geschrieben, sollte es zu einer Pianoforte-Begleitung gesprochen werden. Indeß geschah es durch eine Verzögerung im Kabinet, daß die anfänglich auf den 24. Februar bestimmte Ausführung sich vertagte und Frl. von Hagn ihre Urlaubsreise antrat. Sie, geehrte Frau, und Sie allein, hätt' ich nun bitten können, den Vortrag zu übernehmen, aber — daß ich's frei gestehe — ich hatte nicht den Muth dazu, der mir überhaupt fehlt, wenn ich irgendwie

mit meinem persönlichen Interesse betheiligt bin. Jetzt, da das Gedicht mit ausgegeben wurde, haben sich im Publikum Wünsche erhoben, daß es gesprochen werden möchte, und, wie ich höre, hat die Oberhofmeisterin von l'Estocq mehreren Personen den Wunsch ausgesprochen, sich deshalb bei Ihnen zu verwenden. Da halt' ich's für Pflicht, es gradezu selbst zu thun, weil ich sonst dem Talent einer berühmten Künstlerin gegenüber in den Verdacht eines sehr kleinlichen Stolzes gerathen könnte, was ich nicht mag über mich ergehen lassen, da ich im Gegentheil von mir weiß, daß ich mit Vergnügen Sie recht herzlich bitte.

Es kann mich unter den obwaltendeu Umständen auf keine Weise beleidigen, wenn Sie Nein sagen, obgleich Ihr Ja in aller Hinsicht von großem Einfluß, und natürlich mir eine große Freude seyn würde. — Wie aber Ihre Entscheidung ausfallen möge, immer hoffe ich, Sie werden diese meine Erklärung gütig aufnehmen, mich frei sprechen von jedem üblen Anschein, der etwa auf diese Angelegenheit fallen könnte, und der ausgezeichneten Hochachtung versichert seyn, mit der sich empfiehlt

Ihr

ganz ergebenster
F. W. Gubitz."

Berlin, 27ten März 1839.

Abgewiesen wurde ich durch die Antwort:

„Geehrter Herr Professor!

So großes Vergnügen mir es auch macht, gefällig seyn zu können, und so sehr ich es hasse, einen

Schein von Anmaßung zu geben, so besitze ich immer noch einen Theil von Künstler-Eitelkeit, den ich zu schwach bin, gänzlich zu verleugnen, und deshalb kann ich Ihren gegen mich ausgesprochenen Wunsch nicht erfüllen.

Wenn ich mir wirklich sagen könnte, daß mein Mitwirken der Sache ersprießlich sey, so würde der Zweck gewiß mich bestimmen, jedes Selbstgefühl zu überwinden; aber die von Ihnen veranstaltete Morgen-Unterhaltung hat auf die statt gehabte Weise Ihnen Ihre Mühe durch den Ertrag so schön belohnt, daß nichts mehr zu wünschen bleibt.

Hochachtungsvoll

Ihre

ergebene

Auguste Crelinger."

Die „Vision" kam nun damals im Vortrag gar nicht zur Erscheinung, später ist es, wie in der Folge deutlich wird, doch geschehen, und eingeordnet ist sie mit der Ueberschrift: „Jeanne d'Arc in der letzten Nacht" dem ersten Band meiner Gedichte. Der Verehrten künstlerische Gereiztheit sey nur eben angedeutet, in anderem Verhältniß habe ich aber dieser, vorwiegend durch ihre Wirkung im Trauerspiel berühmten Schauspielerin zu gedenken.

Ihren Familien-Namen Düring hatte sie im Jahr 1817 beseitigt durch Verheirathung mit dem Schauspieler Wilhelm Stich, der mir Vertraulichkeit und in Bezug seiner Ehe eine sich steigernde Eifersucht offenbarte. Mehr und mehr wurde er beunru-

higt durch Briefe ohne Unterschrift, und ich erlebte manchen Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit. An einem Sonntagsmahle des Jahres 1823 in zweiter Sommerhälfte waren wir in der Wohnung des Banquier Leonhard Lipke beisammen, nach Tische auf einem Spazirgange, jedoch verpflichtet, uns der Gesellschaft wieder anzuschließen. Abermals öffnete mir Stich sein Herz, ich suchte ihn zu beruhigen; darüber entging es uns, als wir mitten im sogenannten Thiergarten herumliefen, daß ein Gewitter heraneile; wir wurden vom Regenstrom überstürzt, mußten uns daheim umkleiden. Stich wollte, daß ich dies zuerst thue, dann ihn begleiten möge, und er sprach es aus, er ahne und fürchte, es sey wieder einer der verwünschten Briefe angekommen. Es war so, und obwohl ich dann mit ihm zum Zweck seiner Beruhigung noch Straßenumwege benutzte, es ereignete sich nachher in der Gesellschaft ein sehr aufbrausend störendes Begegniß. — Das Mißverhältniß steigerte sich, und im Anfange des Jahres 1824, als Stich eines Abends, nachdem er in Shakspeare's „Heinrich IV." als „Poins" eine Abkürzung seiner Rolle vermittelt hatte, sich von der Bühne nach Hause jagte, sah er dort einen jungen Mann entweichen, hielt ihn fest, und wurde nun durch Dolchstich verwundet. Aeußerlich geheilt, schickte man ihn nach einem Badeort; er kam aber krank zurück und blieb in Aufregung, wodurch sein körperlicher Zustand sich verschlimmerte bis zur Hinfälligkeit. Drei Tage kämpfte er mit dem Tode und starb am 3. October 1824. In den letzten

Stunden, die ich mit ein paar Anderen bei seinem Lager überstand, verlor er die Sprache, doch nicht das Gehör, und in Bezug auf den Ausdruck der Geberde wurde es nöthig, die Frau fern zu halten; sie verweilte im Nebenzimmer, und dort meldete ich ihr das Lebensende Stich's. — Durchweg verwahrt seyn will ich gegen die Ansicht, als hätte ich mir in Betreff dieser Verhältnisse ein Urtheil erlaubt: Eifersucht ist in Gedanken und That unzurechnungsfähig. Weil jedoch über dies Ungelöste Zwistiges gedruckt worden ist, gebe ich Bericht von meiner erlebten Einmischung, und erwähne, der späteren Zeit wegen, nur noch, daß Stich von mir Mitsorge für seine Töchter Bertha und Clara — die meine Pathe war — gewünscht und ich sie ihm versprochen hatte.

Von jenen Tagen an blieb Frau Stich, nachmals Crelinger, Jahre hindurch gegen mich etwas in Verstimmung, obwohl ich ihrer wachsenden Kunsthöhe die möglichste Anerkennung erwies, und nach dem Jahre 1839 machte sich diese Mißlichkeit bemerkbarer, weil sie in Zwiespalt lebte mit Charlotte von Hagn, die mich zu Hülfe rief und durch das Rechtsgefühl des Grafen von Redern und seines Nachfolgers Theodor von Küstner geschützt wurde. Auch jene Abweisung habe ich der feurig Lebhaften nicht mit Gleichem vergolten, als sie mir nach Jahren schrieb:

„Verehrter Herr Professor!

Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs werde ich im Verein mit der Frau Köster am 25ten d. M. eine deklamatorisch-musikalische Morgenunter-

haltung im Saale des Opernhauses veranstalten, wozu ich mir Ihren gütigen Rath erbitten will, da Sie aus Erfahrung derlei Sachen kennen. — Ich frage hierdurch an, ob ich nach Beendigung meiner Proben, die bis nach 1 Uhr dauern können, Sie heute oder morgen besuchen darf? Oder ob Sie mir das Vergnügen machen wollen, eine Tasse Kaffee bei mir zu trinken, dessen Darstellung mir besser gelingt als manche Rolle.

In Erwartung einer gütigen Antwort verbleibe ich achtungsvoll Ihre ergebene

Mittwoch. Auguste Crelinger."

Ohne Weigerung that ich das Meinige mit bestem Willen und Bestreben. Nun ließ die Kunsteifrige, da ich ihr in der Oeffentlichkeit noch verschiedene Wünsche ohne Verletzen der Wahrheit erfüllen konnte, von ihrer Reizbarkeit mich allmälig weniger empfinden, und ich empfing dann nach Mehrerem das jetzt angereihte Briefliche:

„Geehrter Herr Professor!

Ich erlaube mir, Sie zu dem Besuch meiner Benefiz-Vorstellung hierdurch ganz ergebenst einzuladen, und wird es mich freuen, einen der ältesten Berliner Theaterfreunde in der für die älteste Schauspielerin Berlin's festlichen Vorstellung gegenwärtig zu wissen. Ihre ganz ergebene

Auguste Crelinger."

Berlin, 18. April 1853.

Dem Benefiz folgte nach neun Tagen — am 27. April — ein von den Theater-Mitgliedern geordnetes

Festmahl; ich war als Gast eingeladen, weihte der Gefeierten ein und noch ein „Lebehoch!" und diese, nicht ganz nur dem Augenblick verbündet, mögen sich hier anfügen:

„Entschwunden ist so manche Wunderzeit,
Als Wunderzahl wird stets die Neun bestehen:
Nun ist mit drei mal Neun der Tag geweiht,
An Dem wir dieses Ehrenfest begehen.
Von heute dann der neunte Tag, er reiht
Dem Festtag an der Jahre Neun zum Halbjahrhundert,
Das unsre Künstlerin in Thätigkeit bewundert!
Ein neunfach Hoch mag Siegel Dem ertheilen,
Was wahrhaft ich verkündet in neun Zeilen!

* * *

Wollten wir im Lebehoch bei allen Frauen,
Die wir konnten in der Einen schauen,
Mit gefülltem Glase charakteristisch seyn,
Gäb's viel Getränk, ob auch nicht immer Wein!
Wir hätten bei Lady Macbeth und Ophelia
Vielleicht historisch zu fragen: ist Meth noch da?
Bei der Milfort, Marlborough und Kön'gin Catharine,
Wäre zu fragen: ob uns Porter diene?
Und bei des Paria's Maja nun
Hätt' es am Ende selbst Wasser zu thun.
Doch bei Antigone, Phädra und Iphigenie müßten
Uns Caperwein und Malvasier gelüsten;
Der Beatrice und Isabella von Messina zu Ehren
Könnten wir Syracuser begehren;
Für Shakspeare's Julia, Porzia, Orsina und Leonore von Este,
Da wäre Falerner und Muscateller das Beste;
Donna Diana, Eboli und Preciosa weckt
Uns ein Verlangen nach spanischem Sekt;

Bei der Jungfrau und Maria Stuart wär's kein Wunder,
Würde gefordert Champagner nach Burgunder;
Der Ahnfrau Bertha und der Terzky zur Feier
Hätten wir ziemlich nah den Tokayer;
Bei Goethe's Adelheid, Stuttgart's Franziska, den Hohenstaufen,
Da brauchten wir nicht nach dem Fremden zu laufen,
Wir würden uns jubelnd zu vielen Weinen
Vom Rhein, Neckar und der Mosel vereinen. —
Sie sind das Heimische und dabei walle
Das Blut uns freudig auf bei deutscher Kunst,
Und für die deutsche Künstlerin bleib' auch in Gunst
Uns deutscher Wein; — voraus gelt' er für alle,
Wie oft Ihr noch das Lebehoch erschalle!"

Weiterhin blieb die Gefeierte mir friedlich bis zu ihrem Scheiden von der Bühne und darüber hinaus.

Mit Schwierigkeiten hatte es der General-Intendant Graf von Redern, wie vor ihm Graf Brühl, noch besonders zu thun in Bezug auf Spontini, der auch mir Mißstimmung beibrachte. Als General-Musik-Direktor kam er im Jahr 1820 nach Berlin; am 14. Mai 1821 war die mit Tonmassen und nun auch vermehrt reichlichster Pracht ausgestattete Oper „Olympia" zum Erstenmal unter seiner Leitung auf der Bühne. Die bei Werthschätzung doch zugleich urtheilende Offenherzigkeit meines Berichts wurde von einem furchtsamen Censor auffallend arg behandelt, wovon der „Gesellschafter" (1821. Bl. 85 und 90) durch viele mit Gedankenstrichen bezeichnete Lücken Zeugniß giebt. Die zweite Hälfte des Berichts mußte vertagt werden, um mit dem Censor zu unterhandeln; er gestand, daß er eingeschüchtert

worden sey, zeigte sich jedoch nachgiebig, da er selbst diese einseitige Beschränkung als Gewaltthat betrachtete.

Deutlicher wurde es auch mit der Zeit, daß bei jeder ihm nicht behagenden Aufrichtigkeit Spontini am Hofe klage, für ihn stets mit günstigem Erfolge. Dies dehnte sich weit aus, so daß ich — zum Beispiel — in absichtlichem Verdruß dem Verfasser einer anpreisenden Einsendung in Bezug auf des Anmaßlichen alljähriges Concert die Aufnahme verweigerte, weil Spontini, wie dies schon geschehen, klagen könne über den Abdruck der angeblich persönlichen Aeußerung: Herr Ritter Spontini habe erklärt: „Die Concerte, welche ich gebe, sind dem Andenken großer Meister geweiht, denen ich durch die möglichst vollendete und glänzende Ausführung ihrer Werke meine Ehrfurcht zu beweisen und deren Gedächtniß ich bei dem Publikum lebendig zu erhalten wünsche.“ — Ich erhielt den Aufsatz zurück mit der Hinzufügung: „Je consens volontier à la publication de la note ci-dessus. Spontini.“ Gedruckt wurde nun das Eingesandte mit diesem Anhang und meiner Anmerkung: „Da obiger Aufsatz eine Privat-Aeußerung des Herrn General-Directors und Ritters Spontini enthält, so hatte ich Gründe, des Genannten Einwilligung zum Abdruck von dem Einsender zu begehren, welche dann, als Zusatz zum Manuscript, in obigen Worten erfolgte.“

Im Jahr 1826 tummelte sich in den Zeitschriften ein Streit, weil der Redacteur der „Berliner musi-

kalischen Zeitung", A. B. Marx, ein Gegner Spontini's ohne Maß, ausgerufen haben sollte: „Ich muß General-Musik-Direktor werden, Spontini muß fallen, damit ich einmal an die Spitze komme!" Diese Angeberei kam von dem abenteuerlichen Regiments-Auditeur Gustav Nicolai, einem lenkbaren Werkzeug Spontini's. — Der Musik-Gelehrte Gottfried Weber und der Dichter Heinrich Stieglitz mischten sich ein als Verfechter des Marx, der „Bemerker" des „Gesellschafter" mußte im Dafür und Dagegen auch einer der Kampfplätze werden: die Censoren hemmten aber auf Befehl mitteninne die sich eben etwas klärende Dunkelheit.

Ein Jahr nachher rief Spontini die Berliner Polizei zu Hülfe; es wurde den Buchhandlungs-Besitzern die Weisung ertheilt: „eine gewisse Flugschrift nicht zu debitiren, von welcher man wissen muß, daß sie nächstens in Leipzig erscheinen und Diatriben gegen einen hiesigen Tonkünstler von europäischem Ruf enthalten wird." Diese, den erwähnten Streit betreffende, von Spontini angeregte sehr unweise Weisung hinsichtlich einer noch gar nicht erschienenen Flugschrift wirkte erbitternd, und die üble Stimmung schärfte sich, als noch in demselben Jahre (1827) durch Spontini's Einflüsterungen verfügt wurde: die Censoren sollten erst nach der dritten Aufführung eines neuen Bühnenwerks das öffentliche Urtheil gestatten. Bei solchen Begebnissen ist es leicht begreiflich, daß der Wahrheit und Recht liebende Graf Brühl mit dem Bühnenwesen auch viel Qual hatte

durch Spontini, der die ursächlichste Veranlassung war, weshalb Brühl im Jahr 1828 sich befreite, und auf seinen Nachfolger, Graf von Redern, die weitere Zwietracht mit Spontini vererbte.

Ehe ich von dem stets mit Sorge für Unruhe beschäftigten Tondichter scheide, ist nochmals einzuschieben Gustav Nicolai, der durch unbedingte Lobdienerei dem wenig Deutsch verstehenden Spontini sehr schadete. Im Jahr 1834 schickte Jener in die Lesewelt seine Schilderung: „Italien wie es ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnung für Alle, welche sich dahin sehnen." Es ist ein Machwerk voller Uebertreibung, in den Zeitschriften dem Auszulachenden angereiht; eine ernste Widerlegung erschien im „Gesellschafter", dann ein nirgends zureichender Widerspruch vom Verfasser. Ueberhaupt wurde er befehdet ringsum, mit Recht, aber auch mit überschwenglicher Spottlust, besonders durch Wolfgang Menzel in seinem „Literatur-Blatt". Nach meiner, durch Mancherlei unterstützten Ueberzeugung war dieser Nicolai hirnskrank; dies verschlimmerte sich nun bei dem ihn völlig beherrschenden, von ihm wiederholt ausgesprochenen Gedanken: „Alles ist persönliche Feindschaft!" — Mir war er unzurechnungsfähig, was ich einschalte, um Weiteres leicht einsichtlich werden zu lassen.

Spontini, als er es sich nicht länger verhehlen konnte, daß die Berliner ihm aufständisch werden möchten, ihm auch durch öffentliche Aeußerungen

deutlich werden mußte, daß ich bei Aufrechthaltung der Wahrheit im Urtheil für seinen Werth doch nicht geistesblind war, näherte sich mir mehr und mehr in Beiwirkung des uns Beiden befreundeten, sehr kenntnißreichen Geheimrath von Grunenthal, der mir Mitarbeiter war. Das konnte ein ruhiges Urtheil nicht hindern, und noch im Jahr 1840 gab ich in meiner Zeitschrift (Bl. 39) zu lesen:

„Spontini's Oper: „Agnes von Hohenstaufen" ist wieder neu einstudirt worden, und macht demnach einen abermaligen Versuch, im Bunde der „Vestalin" und des „Cortez" von den Werken Spontini's, die ihn im Andenken erhalten auf den Repertoiren, das dritte zu werden. Wir gönnten damit wohl dem Meister ein besseres Resultat als bisher, zweifeln aber, daß es zu erreichen seyn werde. Die Oper hat unbestreitbar noch immer Beweise von dem Talent des Componisten, er überbot aber die Mittel zu sehr, wollte mehr mit dem Material als dem Geiste wirken, und so ist's nur natürliche Folge, daß dieser von jenem unterdrückt ward."

Die anklagende Behauptung, Spontini wolle zu Gunsten seiner Werke deutschen Tondichtern den Weg zur Bühne versperren, stellte sich immer breiter und fester gegen ihn, und da eben im Jahr 1840 jener Regiments-Auditeur Nicolai mit seiner Oberbehörde haderte, seines Amtes entledigt und mit zahlreicher Familie im Elend war, wollte Spontini seinem steten Verfechter helfen durch eine künstlerisch erworbene Einnahme, getraute sich aber bei der Miß-

stimmung für ihn nicht, es allein zu unternehmen. Von ihm und Nicolai wurde ich nun überrascht durch das Ersuchen, mich dem Zweck zu verbünden, was ich nicht ohne Bedenken that, zumal ich darauf einzugehen hatte, daß der Hülfsbedürftige ungenannt bleiben solle: eine unnütze Vorsicht, der Name war sogleich aufgespürt. Nach einer vorläufigen Ankündigung meldete sich Charlotte von Hagn mit dem Wunsche, mir bei diesem Anlaß wegen „Jeanne d'Arc's Vision" Genugthuung zu geben. Das Gedicht kam nun endlich doch zum Vortrag, Spontini hatte es sogar mit Musikbegleitung ausgestattet, und ich brachte vierfach Neues, was nachher gedruckt wurde „mit Bestimmung des Ertrags für die Abgebrannten in Cremmen", wo derzeit das Feuer gewüthet hatte. — Die „musikalisch-deklamatorische Abend-Unterhaltung", im überfüllten Saale des Schauspielhauses am 7. Mai 1840 „zum Besten einer zahlreichen unglücklichen Familie" ausgeführt, wurde mit dem lebendigsten Beifall aufgenommen. Welchen Eindruck aber mein Bündniß mit Spontini und der Zweck des Unternehmens erregte, das bezeugt unter Anderem erstens in meinem Bericht die Vorausbemerkung: „Den Antrieb dazu gab Hr. General-Musik-Direktor Spontini, der dann mich aufforderte, für den deklamatorischen Theil zu sorgen, was ich, obwohl in Mitte der dringendsten Geschäfte, that, aus zureichenden individuellen Gründen"; zweitens eine flüchtige Aeußerung in Gutzkow's „Telegraph": „Das Spontini-Gubitz'sche Concert für G. N. hatte ich nicht Zeit

zu besuchen. Man erzählt sich dabei folgende charakteristische Anekdote von Gubitz. Als diesen Jemand fragte: „Wie kommen Sie darauf, für diesen Menschen, der viel Champagner verbraucht, ein Concert zu geben?" antwortete der Ehrenmann: „Aber seine armen sieben Kinder trinken keinen!" — Dies schrieb mir Gustav Nicolai, in langem Briefe mir umständlich darlegend: er habe in den fünfundvierzig Jahren seines Daseins „vielleicht nur funfzehn Flaschen Champagner getrunken". Nicht weiß ich, ob jene unbedeutende Anekdote wahr oder erfunden ist, aber Nicolai's brieflich lange Abhandlung darüber könnte das Bezweifeln seiner Zurechnungsfähigkeit sehr verstärken. —

Die Leidenschaftlichkeit gegen Spontini kam schon im Jahr 1840 zu maßloser Steigerung, da man wußte, aus dem jetzigen Hofkreise sey er nicht begünstigt. Nun nahm sich zudringlich der hitzig unbesonnene Spontini seines Nicolai noch so weit an, daß er dessen Oberbehörde bis zum Thron hin verklagte; ich besitze diese augeberische Beschwerde in Abschrift, ohne mich erinnern zu können, von wem ich sie erhielt. — In schlimmster Schilderung wurde das seltsame Einschreiten Spontini's bei einer ihn nicht betreffenden Rechtsuntersuchung verbreitet, der Groll befeuerte sich, brach zornsprühend hervor im Jahr 1841, und es mag zeitgeschichtlich sachgemäß seyn, meinen Bericht aus dem „Gesellschafter" (1841. Bl. 62) hier einzuschalten:

„Berlin. Am 2. April, bei der Anfführung des

„Don Juan" im Königlichen Opernhause, erregte ein Theil der Versammelten stürmischen Lärm, der, sey er von Parteisucht verabredet, oder aus freier Bewegung hervorgegangen, in keinem günstigen Licht erscheint. Als nämlich Hr. Spontini ins Orchester trat, um, seinem Amt und seiner Pflicht gemäß, zu dirigiren, empfing ihn Pfeifen, Pochen und Schreien, was sich, als Jener die Ouvertüre beginnen ließ, noch verdoppelte. Hr. Spontini brachte die Ouvertüre zu Ende und trat erst ab, als man ihm bemerklich machte, daß die Aufgeregten vielleicht selbst die Schranken des Orchesters nicht mehr beachten würden. — Es kann hier allerdings von einer Masse die Rede seyn, aber nicht von dem Berliner Publikum, das in seiner Gesinnung das Verfahren Jener entschieden von sich abweist. Nun ist es zwar nichts Neues, daß eine Masse ohne Ueberlegung handelt, aber es ist etwas Neues, daß sie im Königlichen Opernhause ihre Verfolgungen so weit trieb. Was gehen diese Masse Streitigkeiten an, welche Spontini führt, wenn er eben seiner Schuldigkeit gemäß und in seinem Amt als Opern-Dirigent auftritt? Was geht es ferner die Zuhörer des „Don Juan" an, was der Dirigent literarisch über seine amtliche Stellung unternahm? Was hier etwa zu rügen ist, kann nicht von einer Masse gerügt werden, welche entweder gar keine oder nur einseitige Kenntniß von den hiebei zu untersuchenden Bestimmungen und Verhältnissen hat. Daß ein Ausländer die höchste Stellung in der Musik hier einnimmt, ist empfindlich für

uns, wir leugnen es nicht. Wer das aber nicht öffentlich geäußert hat in Jahren, wo der Mann in Gunst war, soll es auch unterlassen, wenn ihn veränderte Umstände in Ungunst stellen. Das Volksgefühl, will etwa jene Masse ein solches vorschieben, erwacht da gar zu spät! — Gewiß auch darf man fragen: ob wohl unter allen Denen, welche Hrn. Spontini an jenem Abend verdammten, auch nur Einer wäre, der einen ehrenvollen Ruf vom Auslande ausschlüge, oder wenn ein solcher an ihn erginge, sich nicht so günstig als möglich stellen würde? Wir zweifeln stark! Nicht dem Künstler erwächst daraus ein Vorwurf! Daß derselbe seinen Contract nicht erfüllt habe, mag man ihm beweisen und nach den Beweisen dann verfahren, wie das Recht es verlangt; es wird aber gewiß von beiden Seiten zu klagen seyn, und eine aufgeregte Masse darf da nicht ohne Weiteres entscheiden, wo selbst Rechtsgelehrte sich noch nicht klar herausfinden können. Wir enthalten uns durchaus, auf Einzelnheiten einzugehen, aber selbst wenn jene Masse annehmen dürfte, sie habe einen Schuldigen vor sich, immer bleibt es eine unziemliche That, einen Künstler solchen Ranges auf eine solche Weise zu behandeln. Wer von unsern heimischen, lebenden Componisten hat Werke aufzuweisen wie „Vestalin", „Cortez", „Nurmahal?" Daß später manches minder Gute, ja man sage selbst Flaches, von ihm componirt worden, liegt in der Natur der Abnahme des schaffenden Talents. Aber auch nun bleibt Hrn. Spontini immer noch der

Werth eines tüchtigen, des besten Dirigenten der Königlichen Oper, der am meisten auf die Feinheiten und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Meister einzugehen weiß, wenn auch seine Auffassung mitunter von der anderer, ebenfalls tüchtiger Musiker abweichen mag. Diesen Mann nun weist eine kecke Masse in so abscheulicher Weise von sich nnd empfängt mit Beifall gleich darauf den nach ihm erscheinenden Dirigenten, der auch in dieser Hinsicht keinen Vergleich mit ihm aushalten kann und sich so etwas gewiß nicht anmaßt. Wenn sich Dergleichen gegen einen Mann wie Spontini, der in seinen Schöpfungen die Dauer seines Werths hat, ergeben konnte, dann ist es die Pflicht der Oeffentlichkeit, gegen ein solches Unwesen den Beleidigten in Schutz zu nehmen: um so mehr, als man wohl bedenken soll, daß ein solcher Fall in der Regel nicht einzeln stehen bleibt. — Wir wollen übrigens nicht die Hoffnung verlieren, daß jene Ruhestörer zur Ordnung wieder zurückkehren, und gebührende Achtung zeigen vor einem Künstler, der sich begründeten Ruhm erworben, mag er sonst seyn wie er will. Zu der Zeit, als man in der Begünstigung Spontini's fast von allen Seiten die Unparteilichkeit bei Seite schob, haben wir uns nicht gescheut, in diesen Blättern manches kräftige Wort auszusprechen gegen das, was er verhinderte und that, wie über das, was er hätte thun können; obwohl wir jedoch dabei allezeit und geziemend seine Verdienste zugleich anerkannten, schwammen wir dennoch gegen den Strom

und haben dafür Beweise. Jetzt aber, wo man in der Ungunst gegen Spontini ebenfalls allzu blind verfährt, scheuen wir uns nicht, eine Unwürdigkeit für das zu halten, was sie ist; es galt uns damals und gilt uns jetzt nicht Liebe und nicht Haß, sondern billige Gerechtigkeit, und in dieser freuen wir uns, wiederholen zu können, daß unser urtheilsfähiges Publikum, wohin wir hörten, den von jener Masse unternommenen Angriff auf Spontini, bei den verschiedensten Ansichten über diesen, als einen durchaus verdammenswerthen betrachten und die vorgefallene Unbill in keiner Weise theilen mag."

Begreiflich ereiferte sich nach solcher öffentlichen Gewaltsamkeit Spontini ungestümer, hiezu kam noch, daß er sein kontraktliches, allerdings die General-Intendanten Brühl und Redern höchst belästigendes, dann durch staatliches Uebereinkommen mit Theodor von Küstner beschränktes Recht noch abermals verkürzt meinte. Im Widerstande veranlaßte er mit Aeußerungen Erzürnen dort, wo das Gesetz nicht immer hinzureichen vermag; Spontini wurde seines Amtes enthoben, angeklagt, verurtheilt, begnadigt, und verließ tiefinnerst verletzt und empört Berlin im Jahre 1842, bald nach derselben Zeit, als der Graf von Redern die General-Intendanz der Königlichen Schauspiele seinem Nachfolger Küstner zu überlassen hatte. —

Aus anderem Bereich, auch Jahre umfassend, will ich jetzt Erinnerungen herbeirufen. Im Jahr 1828 war ich wieder einmal gedrängt zu einem Kampf

im Kunstbereich, wodurch mir ein im Buchdruckerei-Betrieb gewandt Befähigter, Eduard Haenel, zum unversöhnlichen Feinde wurde. Er hatte mich veranlaßt zu der öffentlichen, seinen Namen nicht berührenden Erklärung („Gesellschafter“ 1828. Bl. 136.):

„Den Freunden deutscher Kunst.

Einige Zeitungen haben die Nachricht verbreitet, Sir William Congreve's Verfahren, Abdrücke in mehreren Farben zugleich zu verfertigen, sichere gänzlich vor Nachahmung, und solche Abdrücke könnten nur durch die Maschinen des Congreve hervorgebracht werden. Um das Gegentheil zu beweisen, werde ich erstens: dem Publikum die Nachahmung eines auf Congreve'sche Art behandelten Abdrucks in vielen Exemplaren vorlegen und zweitens: Abdrücke einer Platte nach eigener Erfindung in gleicher Manier liefern, wobei es Jedem überlassen bleiben soll, eine vervielfältigte Copie auf genannter Maschine oder auf andere Weise zu machen, indem ich für diesen Fall meines Rechtes als Mitglied der Akademie mich begebe. — Die Congreve'sche Maschine besitze ich aber nicht, was ich zu bemerken bitte: ich werde nur diejenige benutzen, deren ich mich seit zwanzig Jahren bei meinen Arbeiten bediene. Die Abdrücke beider oben besprochenen Platten will ich meiner Zeitschrift („Gesellschafter“) beilegen, und denke dies spätestens nach sechs Monaten zu thun, da Geschäfts-Verbindlichkeiten mir nicht erlauben, diese Arbeit sogleich vorzunehmen.

Mich leitet übrigens nicht die Absicht, irgend

Jemand seinen Ruhm zu rauben oder seinen Erwerb zu schmälern; ich möchte nur auch hier das Meinige dazu beitragen, daß man, statt so oft gleich nach dem Auslande zu schauen, doch erst bei heimischen Künstlern anfrage: ob sie Dieses und Jenes nicht auch ausführen können? Wir haben in Deutschland wackere Künstler genug, die auf solche Frage warten, und ich, in meinem Kunstbetriebe fortwährend hinlänglich beschäftigt, bin nicht von kleinlicher Rücksicht bestimmt, wenn ich es beklage, daß Viele unter uns noch immer eine nicht überall begründete Vorliebe für alles Fremde hegen; eine Vorliebe, die es eben bewirkt, daß bei uns Manches, was den Deutschen zur Ehre gereichen würde, nicht zu rechtem Leben und Bekanntseyn kommen kann, obwohl namentlich im preußischen Staat ein verdienstvoller Eifer herrscht, um den vaterländischen Kunst- und Gewerbfleiß zu ermuntern und den Sinn dafür immer mehr zu erkräftigen.

Berlin, den 12. August 1828.

F. W. Gubitz."

Die angekündigte Nachahmung wurde dem „Gesellschafter" (1829. Bl. 37) eingefügt mit der Erläuterung:

„Zur Beilage.

Meinem Versprechen zufolge gebe ich hiermit die Copie einer auf Congreve'sche Weise behandelten Verzierung. Ich habe eben diese gewählt, weil das Original Vielen bekannt und vom Verfertiger zur Empfehlung versandt wurde. Bemerken muß ich

aber, daß mehrere Platten vom Original vorhanden, deren Abdrücke sehr verschieden sind; ich hatte zur Copie das Exemplar vor mir, was ich empfing mit dem Briefe, worin der Absender diese Druckart für unnachahmlich erklärte. Die Copie ist genau in Allem, was die Guillochir-Maschine an der Original-Platte that, das auf gewöhnliche Weise Gravirte aber etwas besser ausgeführt, ohne über die gegebenen Contoure hinauszugehen. Die hier zu lösenden Fragen waren: ob das auf der Guillochir-Maschine Angefertigte nachgeahmt und die auf den Holzschnitt angewendete Congreve'sche Manier in meinem Druck mit Genauigkeit ausgeführt werden könnte? Ich ließ das Original von meinem ehemaligen Schüler, F. L. Unzelmann, im Holzschnitt copiren, formte die Platte und bewirkte dann mit dem Abguß, nach einer von mir veranstalteten Vorrichtung, auf meiner Maschine den Druck. Sonach würde nun, weil eine Form (Matrize) da ist und so viele Abgüsse gemacht werden können, als man deren irgend bedarf, eine Gleichmäßigkeit aller Abdrücke entstehen, da niemals eine zweite Original-Platte (Patrize) nöthig wird. Obwohl dies der erste Versuch, und mir Manches daran noch nicht nach Wunsch ist, darf ich doch überzeugt seyn, daß die in Rede stehenden Fragen befriedigend gelöst sind. In Kurzem gebe ich nun als Beilage dieselbe Verzierung, nur mit Einlegung einer andern Zeichnung der rothen Stellen, und glaube, daß dann in der gewöhnlichen Congreve'schen Weise schon dieselbe

Platte, die ich nachahmte, selbst von den Verfertigern und Besitzern der Original-Platte nicht nachgeahmt werden kann.

Berlin, den 27. Februar 1829.

F. W. Gubitz."

Das Nachgeahmte war ein geschmückter Tabaks-Umschlag für Friedrich Justus in Hamburg, hinsichtlich der Platte und des Abdrucks aus den Werkstätten Hänel's, dessen zu heißer Eifer sich noch nicht beruhigte. Durch Verbreiten der Meinung: das von mir in Bezug auf Platte und Abdruck Dargelegte sey keineswegs dazu geeignet, um der Gewerbsamkeit dienlich zu werden, trieb er mich wider meinen Willen zum Gegenbeweise. Ich übernahm zu diesem Zweck die Lieferung von Tabaks-Umschlägen für Jochim Christian Justus in Hamburg mit bestem Erfolge, und nun hatte ich mir die Feindschaft Hänel's dauernd zugezogen. Vorherrschend bezeugte er dies im Jahr 1840, als das Vierjahrhunderts-Alter der Buchdruckerei gefeiert werden sollte, ich für diese Angelegenheit zum Mitglied der Comiteen, später zu deren Vorstand erwählt war, und nun ein Getümmel von Hänel- und Händelei mich umringte.

Jene Jubelfeier, geweiht dem Johann Guttenberg und seiner Erfindung, ging in Berlin von den Gehülfen aus, und ihr Comité wählte am 15ten September 1839 Rudolph Decker, E. S. Mittler und mich zum Vorstande, von dem nun auch die Berliner Buchhändler zur Theilnahme an den Be-

rathungen und Beschlüssen angeregt wurden. Im November 1839 wurde dann ich zum Vorstande der Comitéen gewählt.

In den Versammlungen herrschten nicht selten die aus der französischen Juli-Revolution hervorgegangenen Meinungszwiste über Freiheit und Ordnung, nächstdem bemühte sich Eduard Hänel mir gegenüber mit Anreiz zu Hader und Zwiespalt. Unterstützt von nur vier Anderen, war es ihm gelungen, daß die Buchdruckerei-Besitzer und Buchhändler anfangs sich von den Gehülfen trennten, sich wieder zusammenfanden, und dies wiederholte sich mehrmals. Am 3. April 1840 war man endlich bis zur Einigkeit über ein „Programm", dem ein zweites, dann ein drittes folgte, und die sämmtlichen Schicksale der Feier sind angedeutet in einem, von der Kampfesnoth mir abgedrungenen, sich hier anschließenden Schreiben an den König Friedrich Wilhelm IV., der seit dem 7ten Juni 1840 Thronherr war.

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
allergnädigster König und Herr!

Ew. Majestät, meinen Gebieter und Herrn, auf dem Throne Preußens in Ehrfurcht begrüßend, nahe ich mich Namens des „Comité zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst", und als Vorstand, mit der unterthänigen Bitte, die angefügten beiden Exemplare der zu der Feier veranlaßten Medaille von uns huldreich anzunehmen. Sie wurden geprägt, die eine dem nun dahingeschiedenen Könige, die andere

AllerhöchstIhnen zu überreichen; möchten Ew. Majestät uns würdigen, diese ursprüngliche Absicht gelten zu lassen, und auch noch für den Hochseligen unsre geringe Gabe, die wir Ihm nicht mehr darbringen konnten, als ein Zeichen der Liebe und des Vertrauens zu unsrem väterlichen Herrn empfangen, da es unserm Gefühl widerstrebt, ihr irgend eine andere Bestimmung zu geben.

Zugleich wage ich, Namens der hier in Bezug kommenden Gesammtheit, die Bitte, einen gnädigen Blick zu gönnen der Feier, zu welcher die Vorbereitungen und Vorarbeiten gemacht sind, und mit der es nun steht wie im Jahre 1740. Ew. Majestät Ahnherr, Friedrich der Zweite, der Große, vertagte gleich nach dem Antritt Seiner glorreichen Regierung die damalige Säcularfeier auf den 25ten Juli und die beiden folgenden Tage; ihr war, wie die vor uns liegenden gedruckten Fest-Beschreibungen darthun, Alles gestattet, was Würde und Glanz verleihen konnte einem Moment, den unsre Vorfahren nicht als einen, auf das Gewerbliche allein abgeschränkten betrachteten, sondern in vollem Bewußtseyn und Recht anerkannten, daß es ein Fest des aus Gott in den Menschen waltenden Geistes sey.

Indem wir jetzt auf Ew. Majestät Gnade und Entscheidung hoffen, erkühne ich mich, in möglichster Kürze AllerhöchstIhnen Bericht zu geben aus den bisherigen Akten. Die Buchdruckerei- und Schriftgießerei-Gehülfen hatten schon vor beinahe drei Jahren sich vereint, um zu dem Säcular-Fest unter sich

einen Fond zu bilden, sie allein haben bis jetzt die Summe von 2300 Thlr. zusammengebracht; der Lohn für ihre Entbehrungen war ihnen der Glaube: sie würden das Fest in gleicher Weise begehen können wie ihre Vorfahren. Die Buchdruckerei- und Schriftgießerei-Principale und die Buchhändler vermehrten und werden noch vermehren die dem Feste bestimmte Summe, so daß Alles aus den Mitteln der Betheiligten entsteht, wie denn auch zu der bezweckten typographischen Ausstellung das Viele — unter demselben manches Bedeutende, in der Erfindung Neue — mit aller Uneigennützigkeit bewerkstelligt wird.

Im November 1839 wählte man mich zum Vorstande des Comitée, und obwohl ich mich anfangs aus Gründen weigerte, mußte ich endlich dem allgemeinen Verlangen nachgeben. Ich fand nun in Bezug auf die Ausführung der Feier nichts vor als die polizeiliche Erlaubniß zu den berathenden Zusammenkünften, und erste Pflicht war es, die Königliche Genehmigung zu erbitten. Mein unterthäniger Antrag stand, was die öffentliche Feier betrifft, in allen Einzelnheiten auf dem historischen Grunde; nichts war darin enthalten, was nicht im Jahr 1740 ausgeführt worden ist. Es erfolgte jedoch ein völlig abschläglicher Bescheid, uns durch das Ministerium zugefertigt; dieses aber nahm sich der Angelegenheit mit Eifer an, und nachdem wir, mit großem Schmerze, die „kirchliche Feier" aufgaben, genehmigte Se. Majestät alle Vorschläge, nur nicht „den beabsichtigten Festzug durch die Straßen".

Mit dem Comité berathend, und wohl erkennend, daß die Gesammtheit, nachdem die Kirche ihr verschlossen, den nicht genehmigten Zug als den Haupttheil der öffentlichen Feier betrachtete, fiel mir eine abermalige Unterhandlung mit dem Ministerium zu, und ich fand von Neuem die geneigte Willigkeit bestätigt, so daß ich eine Vereinigung in der ersten Linden-Barrière, vor dem Königlichen Akademie-Gebäude, in der Weise, wie das beiliegende Programm angiebt, der Gesammtheit vorschlagen zu dürfen mich für berechtigt hielt, da ich Punkt für Punkt besprochen hatte. So berief ich nun eine General-Versammlung des Comité's, so wie sämmtlicher Buchdrucker- und Schriftgießerei-Prinzipale und der Buchhändler. Ich ward entschieden überstimmt bei dem Vorschlage, die Feier nach diesem Programm auszuführen, und da ich meinerseits mich außer Stande befand, mehr für die Wünsche der damals zahlreich überwiegenden Gegenpartei zu thun, die zugleich, wenn der Zug nicht zu ermöglichen wäre, einen Anschluß an das Fest zu Leipzig begehrte — ein Vorschlag, den ich entschieden bekämpfte — legte ich ihr gegenüber mein Amt in dieser Angelegenheit nieder, ward aber auf der Stelle durch Acclamation selbst von den mir Widerstrebenden zu ihrem Vorstand erwählt, indem sie erklärten, daß auch sie mit meinen bisherigen Schritten zufrieden seyen, und mir in Dem, was noch zu thun, vollkommen vertrauten. Durch Circulare und spätere Versammlungen war ich so glücklich, beinah völlige Einigkeit herzustellen,

und reichte nun das Programm ein, um die Erlaubniß zur öffentlichen Bekanntmachung zu erhalten. Da trat der tiefgefühlte hohe Trauerfall dazwischen, geziemend fragte ich für jetzt nicht weiter an, erhielt auch bald den Ministerial-Erlaß: daß die Feier bis nach Beendigung der Landestrauer aufzuschieben sey. Hiernach wurde unsrerseits der Wunsch ausgesprochen, dieselben Tage wählen zu dürfen, die im Jahre 1740 dazu bestimmt wurden, was auch Gewährung erhielt. Hinsichtlich des ganzen Programms wurde uns aber, nach mehrmaligen Anfragen, die beiliegende Verfügung vom 20ten Juni, wodurch es noch Beschränkungen zu erleiden hätte, was um so mehr überraschend, als das Programm früher schon unbefugter Weise in einer hier herausgekommenen Schrift abgedruckt war mit Dem, was nun nicht genehmigt seyn sollte.

Vergebens würde ich mich bemüht haben, unter diesen Beschränkungen das Fest zu Stande zu bringen, und meine Lage schien in diesem Augenblick rathlos, um so mehr, da eben die Feste des Auslandes im Anzuge und in der Nähe waren; eben so unrathsam war es aber, sogleich meine Stellung in dieser Angelegenheit aufzugeben, weil ich zu genau die stürmischen Folgen kannte. Doch mit der Wahrheit und Offenheit braucht man ja nicht zu zagen, ich mußte den Stand der Sache darlegen, nahm aber das gewonnene Vertrauen in Anspruch, so wie die bisherige so erfreuliche Haltung der Gesammtheit, beschwichtigte einzelne Vorschläge, die von Neuem

auftauchten, und Alle hoffen nun mit voller Zuversicht auf AllerhöchstIhren Ausspruch.

Indem ich nun in tiefster Unterwürfigkeit um Ew. Majestät gnädige Entscheidung in Betreff der Feier überhaupt bitte, erkühne ich mich, zu bemerken, daß die Vereinigung in der Linden-Barrière durch jene Beschränkungen eine durchaus nichtige werden würde. Stumm müßten wir da erscheinen, stumm von da uns wegbegeben, und mehr in Trauer als in Festlichkeit an der Stätte vorübergehen, wo dereinst unter Ew. Majestät Regierung — die Gott segnen wird! — das Standbild des großen Königs sich erheben soll, der im Jahr 1740 über das dritte Säcular-Fest der Buchdruckerkunst seine Gnade in Vollem walten ließ. Der dahingeschiedene Hochselige gewährte uns noch unter dem 21sten Mai d. J., durch huldvolle Vermittelung AllerhöchstIhres Bruders, des Prinzen Wilhelm, Königliche Hoheit, das Königliche Exercirhaus zu dem Festmahl — der Hochselige war in der Gewährung, und wir hoffen! — Wir hoffen — und flehen Ew. Majestät um eine weitere Gunst an für das Fest, dessen Wichtigkeit einleuchtet, auf dessen Feier in Berlin jetzt mehr als je die Blicke Deutschlands gerichtet sind, zu dem so Viele freudig ihre Ersparnisse hergaben, zu dem so viele Arbeiten bereit liegen, so viele Anstrengungen gemacht worden sind! —

Mein Interesse an dieser Angelegenheit ist das allgemein geistige und vaterländische, kein persönliches. In der Ueberzeugung, das geistige Princip, welches

in Preußen sich erhob und sich durch Jahrhunderte immer bestimmter entwickelte, wolle diese Feier als eine der schönsten Besiegelungen, habe ich, durch die Gesammtheit berufen, meine geringen Kräfte mit Unermüdlichkeit dazu angewendet, auf der einen Seite, den mannichfachen Beschränkungen gegenüber, die Würdigkeit des Festes, auf der andern die Einigkeit zu gewinnen, und bin in dem Bewußtseyn, eben so wohl dem Staat, wie Den von mir repräsentirten, bei dem Feste Betheiligten meine Pflicht erfüllt zu haben. Ein Mann, der nun fünfunddreißig Jahre dem Staate in seiner Stellung diente, so weit er es vermochte, der, ein Künstler, in der Zeit des Leidens mitten unter den Franzosen zum Schriftsteller wurde, um dem Staat in seinem Unglück gegen die damaligen öffentlichen Anfechtungen zu dienen, und dies that selbst unter lebensgefährlichen Bedrohungen; der später bei der segensvollen Erhebung mitzuwirken trachtete, wie er konnte, fortwährend seine Bemühungen einsetzte, wenn man ihn irgendwo rief; — Einer, der so handelte, aber doch in fünfunddreißig Jahren in eigenen Angelegenheiten nie eine Zeile an Se. Majestät oder an seine Chefs schrieb, nie einen Wunsch für sich hatte, mit seinem Bewußtseyn zufrieden war, der darf hoffen, daß Allerhöchst Sie ihm glauben, wenn er sagt: ich habe auch hier kein persönliches Interesse, es ist die Sache, und diese allein, die mich bestimmt. Zum ersten Male äußere ich mich über jene Vergangenheit am Thron, und es geschieht nur, um einiges Vertrauen für

meine Worte zu erwecken, und darauf hinzudeuten, daß ich nicht unerfahren bin über die Verhältnisse des Lebens, über die allgemeinen Gesinnungen. Demnach mögen AllerhöchstSie mir gestatten, aus treuem, redlichem Herzen, und mit der flehentlichen Bitte, mir nicht zu zürnen, es auszusprechen: daß man allseitig Ew. Majestät gnädigste Entscheidung in dieser Angelegenheit für eine wichtige, in vieler Hinsicht höchst einflußreiche und segensvolle hält.

Die allgemeine Zuversicht auf Ew. Majestät Geist und Wohlwollen erleichtern mir die Pflicht, mit Offenheit die jetzige betrübende Sachlage dieser bezweckten Feier zu entwickeln; in der innigsten Demuth erwarte ich nun meines Königs und Herrn Befehle und ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät

unterthänigster

F. W. Gubitz.

Professor der Königlichen Akademie der Künste, als Vorstand der Comitéen zur vierten Säcular-Feier der Buchdruckerkunst.

Berlin, den 27ten Juni 1840."

Auf dieses, bei der Schwüle jener Zeit aus den Empfindungen etwas überströmende Schreiben empfing ich keine Antwort auf gradem Wege, in der Sachlage aber Gewährung durch die hier mitgetheilte Anzeige:

„Auf die von Ew. Wohlgeboren Sr. Majestät dem Könige unterm 27. v. M. eingereichte Vorstellung, wegen der Säcular-Feier der Erfindung der

Buchdruckerkunst, werden Sie benachrichtigt, daß in einer, am gestrigen Abend dem Ministerium des Innern zugegangenen Allerhöchsten Ordre vom 20. d. M. Se. Majestät die Feier des Festes in der Weise genehmigt haben, wie solche in dem überreichten, von dem Comité entworfenen gedruckten Programm vorgeschlagen worden ist.

Ew. Wohlgeboren bleibt demnach überlassen, das Weitere mit dem Königlichen Polizei-Präsidium zu verhandeln.

Berlin, den 23. Juli 1840.

Ministerium des Innern, Polizei-Abtheilung.

v. Puttkammer."

Sey es nicht verhehlt, daß ich gehofft hatte, die Feier würde bewilligt werden bis zu der Freiheit, die ihr anfangs bewilligt war, wozu die kirchliche Mitwirkung und offene Bahn zur Bewegung des Festzuges gehörte. Auch wider das Gestattete regten sich in streitiger Verschiedenheit die Gegner, die Gehülfen blieben aber mit mir einmüthig darüber: die Feier könne und müsse nach dem bewilligten Programm vollbracht werden. — In diesem letzten Zeitraum hatten die Aufrührerischen mich möglichst in Zornstimmung jagen wollen, ich hielt mich jedoch meist zusammen bis zur Sicherstellung des Ganzen. Voraussehend, auch bei dem Festmahl werde Wortsturm ausbrechen, zeigte ich an, daß ich davon fern, in allem Anderen aber mich ausdauernd treu halten würde, und meiner Erklärung schlossen sich Mehrere an. Es erfolgte, was ich vermuthet hatte; mit

Wort und Klang wurde während des Festmahls oft Meiner gedacht, und in diesen Theil der Feier drang so viel Leidenschaftliches ein, daß die Freude entwich.

Weil ich gern mich abwende von den Wirren über jene Säcular-, aber nicht Jubel-Feier, sey nur noch, so weit es die Oeffentlichkeit betrifft, eingeschaltet, was im Jahr 1840 für den Juni erlaubt und für den September verboten war. — Es fiel aus die kirchliche nnd die Feier in den Anstalten für Wissenschaften und Kunst, der freie Zug durch die Stadt und deren festliche Abend-Erleuchtung. Das Ganze blieb im Beginn eingeengt auf ein Versammeln im Vorhofe des Universitäts-Gebäudes, in dessen Innerem nur betheiligte Kunstgenossen Reden hielten bei der Ausstellung von allerlei Bezüglichem. Den Zug durch die Straßen hatte man beschränkt auf den Weg zur Mittags-Tafel im Exercirhause, bei dem Abend-Fest in Tivoli waren die Bühnen- und Larvenspiele zu beseitigen; — es mußte Vieles vermieden werden, so daß bei diesem Druckerei-Fest, das ein Volks-Fest hätte seyn sollen, offenbar vom Druck anderer und schwärzerer Art zu reden wäre.

Beizufügen ist noch, daß die mit wechselnder Gegnerei mir Hinderlichen im Jahre 1841 über dies Säcular-Fest ein Druck-Heftchen erscheinen ließen, worin sich willkürlicher und unwillkürlicher Irrthum ausbreitet. Dies ist leicht begreiflich, da die ungenannten Verfasser selbst auf den Seiten 8 und 12 bekennen mußten:

„Uns fehlen fast sämmtliche offizielle Data; die betreffenden Verhandlungen und Beschlüsse sind in des Hrn. Professor Gubitz Händen befindlich, und ihre Auslieferung und Benutzung war nicht zu erlangen.“ — „So ist es auch nicht unsere Schuld, wenn die fernere Darstellung einseitig nur die Ansichten und Bestrebungen der Principale vertritt bis zu dem Augenblick der Coalition mit den Gehülfen.“

In dem Bericht über das von mir vermiedene Festmahl ist dann in jenem Heftchen zu lesen:

„Längst schon herrschte die frühere Ruhe nicht mehr, und eine begierig gehaschte, schnell vergriffene Spende von Gubitz vermehrte das Gewirre. Es waren die gedruckten Relief-Portraits des verstorbenen Königs, des regierenden Herrscherpaars und Goethe's in einem Umschlag, und eine sinnvoll ausgeführte Erinnerungskarte, die Jubelfeier der Typographie in den vier Jahrhunderten 1540, 1640, 1740 und 1840 durch vier Fahnenträger, jeder in der Tracht seiner Zeit, über ihnen Guttenberg schwebend, allegorisch dargestellt.“

Nun aber bin ich froh, daß die nochmalige Beschäftigung mit diesem Feste, sammt der übel einwirkenden Häuel- und Händelei — die in der Schilderung nach den mir vorliegenden Akten einen ganzen Band füllen könnte — überwunden ist: denn jedes Beschränken des die geistige Thätigkeit Erweiternden berührt meine Erinnerungen peinlich. —

Nach diesem Bericht über die damaligen, mir viel Zeit raubenden Verwickelungen, nähere ich mir

aus der Vergangenheit ein etwas wunderlich Ereigniß, das mich erfreute, und bedarf dazu nur die Erneuerung der damals veröffentlichten Kundgebung:

„Gott hilft — wenn's kein Göttinger thut.

Soll ich sagen, wie es geschehen, daß mein Blick bei Durchsicht von Zeitschriften auf eine „Subhastations-Anzeige" fiel, muß ich bekennen: ich selber begreif' es nicht. Ich habe weder Zeit noch Lust, Dergleichen zu lesen; daß ich's aber doch einmal gethan, ist mir jetzt sehr lieb und kommt mir vor wie des Himmels Wille! Ich entsinne mich nur, daß ich etwas warm geworden, rasch die Feder ergriff und Folgendes für den „Gesellschafter" (1841. Bl. 169) schrieb:

„Druckfehler oder Wahrheit?

Das Stadtgericht der Stadt Göttingen macht „signatum Göttingen, den 7. September 1841" öffentlich bekannt (Siehe „Allgemeiner Anzeiger" Nr. 259): daß auf Klage des Kaufmann Heintze, wegen Forderung von „8 Thlr. 17 Ggr." gegen den Beklagten, Gärtner Krebs, erkannt sey, daß dessen Garten, nebst darin befindlichem Gartenhause, am 11. Dezember d. J. gerichtlich verkauft werden soll. — Wegen 8 Thlr. 17 Ggr. — ? — und das könnte der Kläger zugeben? — und kein Göttinger fände sich, diese kleine Summe zu zahlen? Es scheint unmöglich! — da muß ein Irrthum obwalten. Wär' aber Alles richtig — der Bezug auf die Göttinger auch — so sey's hiemit verbürgt, daß, ist dadurch

dem Manne sein Garten und Haus zu erhalten, die 8 Thlr. 17 Sgr. — und wär's auch etwas mehr — von einem oder dem andern Berliner gezahlt werden, und sie sind, gegen beglaubigte Quittung des Kaufmanns Heintze, ohne Weiteres von der Redaktion des „Gesellschafter" einzuziehen."

Als ich dies später in der Korrektur las, so ruhig, wie man bei Korrekturen seyn muß, wollt' ich es schon wieder wegstreichen; — die 8 Thlr. 17 Sgr. sind gewiß ein Druckfehler! dacht' ich. — Nun, dann mag man ihn berichtigen! fuhr's mir durch den Kopf, und die Zeilen blieben stehen. Ich war also auf eine Druckfehler-Anzeige gefaßt, nicht auf die Freude, die mir werden sollte.

Am 25. November erhielt ich, mit dem Bemerken, der Bote warte auf Antwort, nachstehenden Brief:

„An löbliche Redaktion des Gesellschafter zu Berlin.

Göttingen, den 19. November 1841.

Bezug nehmend auf den in der 169sten Nr. des Gesellschafter sich findenden Artikel, welcher mein Subhastations-Verfahren gegen den Gärtner Krebs allhier, wegen einer Forderung von 8 Thlr. 17 Sgr. Courant bespricht, habe ich bis jetzt vergeblich gewartet, daß ein hiesiger Einwohner meine Forderung tilgen und dadurch den Verkauf der Krebse'schen Grundstücke unnöthig machen würde. Es ist indeß nichts der Art geschehen, und da ich nicht selbst in der Lage bin, meine Forderung erlassen zu können, Sie aber sich großmüthig erboten haben, selbige zu zahlen, so zweifle ich nicht, daß Sie meine, Ihnen

gleichzeitig mit diesem Schreiben präsentirt werdende Anweisung von 19 Thlr. 2 Ggr. 2 Pf. sofort einlösen werden. Wenn Sie es dann demnächst wünschen, so werde ich gern bereit seyn, in irgend einem mir zu nennenden Blatt den Empfang zu bescheinigen.

Ergebenst empfohlen
A. Heintze."

Dabei lagen folgende Aktenstücke und Beglaubigungen:

„I.

Liquidation

der in Sachen des Herrn Kaufmann A. Heintze, Kläger, wider den Gärtner Krebs, Beklagten, pcto. deb. ad 8 Thlr. 17 Ggr. Courant dem Kläger erwachsenen Proceßkosten.

				Rthlr.	Ggr.	Pf.
1841.	Jan.	30.	Gerichtsgebühren für den Zahlbefehl	—	11	—
	März	27.	Desgleichen für das Purifications-Mandat und den Executionsbefehl .	—	14	—
			Deservit des Anwaldes	—	12	—
			Vollmacht des Anwaldes incl. Copialien	—	10	—
	Sept.	7.	Gerichtsgebühren für den Bescheid und das Subhastations-Patent . . .	2	—	—
			Insertions-Gebühren für die Insertion des Subhastations-Patents in Nr. 37 des Göttinger			

				Rthlr.	Sgr.	Pf.
1841.			Wochenblatts, Nr. 259 des allgem. Anzeigers der Deutschen, Nr. 76 der Hannoverschen Anzeigen und Nr. 265 der Casselschen allgemeinen Zeitung, incl. Porto laut Nota . . .	5	13	2
			Durch eine Intervention der Krebse'schen Ehefrau sind noch an Kosten erwachsen:			
	Sept.	7.	Für ein Decret	—	9	—
			Deservit des Anwaldes	—	12	—
				10	9	2

Daß vorstehende Kosten-Liquidation den verhandelten Akten und, so weit sie sich auf Gerichtsgebühren und Deserviten beziehen, auch den in hiesigen Landen gesetzlich vorgeschriebenen Taxen gemäß aufgestellt sind, bezeuge ich hierdurch.

Göttingen, am 16ten November 1841.

G. Köhler, Stadtsecretair und Advocat."

II.

„Die löbl. Redaktion des „Gesellschafter" ersuche ich, die, laut dem 169sten Blatt dieser Zeitschrift übernommene Schuld des hiesigen Gärtner Krebs an mich, im Betrage von 8 Thlr. 17 Sgr., nebst den, durch meine Klage gegen denselben erwachsenen, in angebogener Liquidation verzeichneten Kosten, im

Betrage von 10 Thlr. 9 Sgr. 2 Pf. Courant, an die Herren G. A. Schlosser & Comp. in Berlin auszuzahlen, und bevollmächtige ich hierdurch die genannten Herren, nach Empfang dieser Summe in meinem Namen darüber zu quittiren, so wie ich erkläre, daß nach erfolgter Zahlung dieser Summe meine sämmtlichen Ansprüche an den ꝛc. Krebs befriedigt sind, und ich das gegen ihn eingeleitete Subhastations-Verfahren aufheben werde.

Göttingen, am 17. November 1841.

A. Heintze.

In fidem subscriptionis:

W. Danckwert, Assessor."

Das dabei befindliche Siegel hat einen Löwen und die Umschrift: „Stadt-Gericht der Stadt Göttingen."

Den Herren G. A. Schlosser & Comp. danke ich für die Zuversicht, in welcher sie mir die Quittung auf dem Blatte des Aktenstücks Nr. I. gleich mit demselben einhändigen ließen; im lautesten Herzensjubel habe ich den Betrag bezahlt.

Wohl wissend, daß man über dieses Ereigniß, welches den Spruch: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne!" vielleicht auch in Etwas widerlegt, gar viel schreiben könnte, bescheide ich mich, vollkommen entschädigt zu seyn mit dem Capital-Vergnügen, das mir die Göttinger (unter denen übrigens gewiß Manche sind, die gern helfen und von dieser Angelegenheit nur keine Kenntniß nahmen) für die immer noch geringfügige Summe von 19 Thlr. 2 Sgr. 2 Pf. ganz allein gönnten, und bitte nächstdem das

löbliche Stadtgericht Göttingen's, für das Recht und die Entlastung meines mir unbekannten Schützlings bestens zu sorgen. Diesem aber wünsche ich ein fröhliches Weihnachtsfest in seinem, ihm erhaltenen Eigenthum, und bei rüstiger Arbeit ein gestärktes Vertrauen auf Gottes Fügung. Gz."

(„Gesellschafter" 1841. Bl. 195.)

Richtig ist mir dann angezeigt worden, daß die bezeichnete Subhastation aufgehoben sey, und mich befriedigt dies Abenteuerchen noch in der Erinnerung. —

Meine Rückblicke finden sich jetzt eine andere mir liebe Wendung! — Vom Jahr 1840 an hatte ich Kunde hinsichtlich eines mir längst im Stillen Befreundeten, den ich offenbarter kennen lernte in altgemüthlicher Weise, indem seine Theilnahme mich überraschte durch die hier angeschlossene Herzensergießung:

„Mein lieber Papa!

So nenne ich Sie, weil ich so lange, als ich mit Bewußtseyn auf der Welt bin, Sie kenne, und weil Ihre Worte, wo ich sie immer vernehme, mir immer lieblich im Herzen klingen. Sie sind ein deutscher Mann voll Gemüthlichkeit, der regen Antheil nimmt am Volkes Wohl und Wehe, der frei heraus von der Leber spricht, und deshalb auch von allen guten Menschen verstanden und werth gehalten wird.

Was mich zunächst veranlaßt, Ihnen zu schreiben, ist die vernommene Ankündigung Ihres Volkskalenders pro 1841. Sie stiften unendlich viel

Gutes mit dieser Arbeit. Nächst der Bibel findet der Kalender allenthalben Eingang, und der Ihrige ist ganz und gar auf das Bedürfniß des deutschen Mittelstandes berechnet, er ist unterhaltend und lehrreich zu gleicher Zeit.

Ich freue mich unedlich über ihr Wirken und Streben, freue mich herzlich, so oft ich etwas von Ihnen lese. Mein Ziel ist ein anderes, aber ähnliches. Ich möchte dem deutschen Bauer helfen, darum schrieb ich früher beifolgende Piece für die Schulzen, und jetzt über Erziehung des Landvolks. — Haben Sie Zeit, so durchlaufen Sie die Schriftchen, und haben Sie Lust, so gönnen Sie meinen Bauern, sey es in Ihrem guten Gesellschafter, ein Plätzchen, und reden Sie, wenn's aus Ueberzeugung geschehen kann, meinen Vorschlägen und Ansichten irgendwo das Wort. Es ist eine ganz eigne Sache mit der Lektüre für den Bauer. Viele wollen's damit zwingen, daß sie zu ihm wie zu kleinen Kindern reden. Das will er aber nicht leiden, er verlangt derbe Hausmannskost, und nach meiner Erfahrung überschlägt er gern Manches, und sucht sich mühsam aus dem Buche heraus, was er versteht. Es ist durchaus nothwendig, daß, wer für den Bauer schreiben will, ihn auch kenne. — Es steckt aber in dieser Gattung Bücherfabrikation zu viel Spekulation, zu viel Geldschneiderei, darum diese Dutzende von Wanzen-Vertilgungsmitteln und Recepte gegen den Brand im Waizen, von Leuten, die weder Wanzen gerochen noch Waizen gebaut haben. Doch entschuldigen Sie,

daß ich Sie mit meinem Lieblings-Thema belästige; der neueste literarische Anzeiger der Vereins-Buchhandlung ist allein daran schuld. Da las ich Ihren Namen, das Herz wurde warm, und diktirte der Feder diesen Brief. Ich habe Sie lieb, Gott erhalte Sie gesund.

Anderbeck bei Halberstadt,
d. 20. September 1840.

L. B. König, Pastor."

Was ich neben diesem Schreiben — womit ich erhoben wurde zum „Papa" eines Sohnes nahezu in meinen Altersjahren — an Büchlein empfing, war und ist ansprechend durch mannhafte Offenheit bei erkenntnißreicher Umsicht und redlichem Willen für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse des Landvolks und so weiter. Pflichtgemäß half ich durch den „Volks-Kalender" und „Gesellschafter" (besonders in den Jahrgängen 1843 bis 1845) möglichst dafür sorgen, diese Schriften der Lesewelt zu empfehlen, was jetzt ebenfalls geschieht bei den Hinblicken auf meine Vergangenheit. — Anschließen mögen sich nun noch zwei Briefe Dessen, der mich stets als „Papa" betrachtete, demzufolge mit kindlicher Dankbarkeit zu mir sprach, dabei sich und sein Bemühen selbst einigermaßen schildernd.

I.

„Mein herzlieber Papa Gubitz!

Wenn ich Ihnen sogleich von vorn herein sagen soll, was mir so sehr an Ihnen gefällt, so ist es

der Umstand, daß Sie semper idem sind, daß ich, wenn ich Ihre Sachen heute lese, den Geist wieder finde, der das Preußenvolk anno 13, 14 und 15 beseelte, und daß Sie eben so gut als ich das laut mißbilligen, was sich heute als Schönrednerei geltend macht, und früh Morgens russisch und Abends griechisch ist. Etwas muß der Mensch doch wohl seyn, Maske bleibt Maske, ich lobe mir das ehrliche deutsch. Sie haben eigentlich mit den Bauern wenig zu thun. Und dennoch zweifle ich nicht daran, daß Sie meine Vertretung des Bauernstandes billigen werden, und vielleicht enthält im vierten Abschnitt der „Schade Josephs" etwas, was Sie brauchen können. Für Ihre Berührung meiner früheren Schrift in Ihrem Volks-Kalender bin ich Ihnen dankbar verbunden. Vor Kurzem traten meine Kinder in mein Studirzimmer und sprachen: Lieber Vater, sey doch so gut und laß diese Kalender binden! Daß ich's gethan habe, bedarf keiner Frage. Ja, ich bin noch weiter gegangen. Ihr Herr Kollege bat mich dringend um Beiträge für seinen Kalender, und ich hab's nicht gethan, weil ich dachte: Vater Gubitz könnte das übel nehmen, und den nächsten populären Aufsatz soll Er haben. Ergo ich habe Sie freßlieb, wünsche Ihnen langes Leben, Freude an Ihren Kindern und mir — Ihr väterliches Wohlgefallen.

Anderbeck bei Halberstadt.
September 1843.

B. König."

II.

„'s ist mir, als ob wir alte Bekannte wären, und doch haben wir uns nie gesehen, und 's kommt mir so vor, als ob in Ihnen der gute Geist noch ganz rein, frisch und stark sich erhalten hätte, und darin irre ich mich bestimmt nicht. — O über den Unsinn, in sogenannten christlichen Bekenntnissen das Heil zu suchen, und nicht im christlichen Handeln! O über die Verblendung, auch nur an die kleinste Concession Rom's und an die Möglichkeit der Verschmelzung des Traditions- und des Vernunftglaubens zu denken! O über die empörende Heuchelei und jesuitische Arglist, die sich an gewissen Orten kund giebt!

Ich habe ein Volksbuch geschrieben und bringe es Ihnen. Es mag schlecht seyn, immer ist's nicht so schlecht als das beste Traktätlein, mit dem Lamme, den Wunden, den Seufzern, statt der That.

Der Angriff von Gersdorf in Altenburg auf die Zwickauer Volksschriften scheint mir gerecht zu seyn. Sie sind kein klares, stärkendes Lagerbier mit gesunder Bitterkeit, sondern wahre Buttermilch, wovon der kräftige Mann laxirt.

Finden Sie mein Büchlein tauglich, so sagen Sie gütigst den Berlinern, daß es in Leipzig erschienen und zu Berlin in jeder Buchhandlung für 2½ Sgr. zu haben ist, und setzen hinzu, was Sie sonst für gut finden. Viele, viele Exemplare müssen verkauft werden, bevor ich zu meinem Gelde komme! Doch wer mir gut ist, wird mir helfen, und daß die

Guten immer mehr zusammenhalten, das scheint mir immer nothwendiger zu werden.

Wir in Sachsen hier kommen, ohne wen zu fragen, zu 200, 300 zusammen, Geistliche und Weltliche, reden frei von der Leber — und so schreibe ich auch. Etwas helfen thut's doch, das melden Briefe von allen Seiten. Vergebens suche ich Grundsätze und folgerichtiges Handeln, finde nur ein Balanciren, ein Redressiren und Projektiren, car tel est notre bon plaisir. Wir schicken Strümpfe nach Indien, und lassen unsre Jugend barfuß laufen, glauben längst nicht mehr an die heilige Dreifaltigkeit, und bauen ihr prächtige Kirchen auf, nennen uns Protestanten schon längst nicht mehr, sondern sitzen und warten, was wir eigentlich werden, ob Englisch, Syrisch oder Hengstenberger. Gott stehe uns in Gnaden bei, ehe das Bischen Geld all wird. Meine Ansicht aber ist die: So lange Wenige nur die Ideen der Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit in sich tragen, so lange gelten diese Einzelnen dem Staate als Demagogen, der lieben Kirche aber als Ketzer. Werden jene Ideen aber auf's Volk übertragen, so wird das Volk unüberwindlich. Darum habe ich meinen „Gustav Adolph"*) geschrieben, darum werde ich ferner Volksbücher schreiben, und will mich herzlich freuen, wenn ich irgend was zu lesen kriege,

---

*) „Gustav Adolph, König von Schweden." (Leipzig, A. F. Böhme.)

daß Sie meine Speise als gesunde Kost empfohlen haben.

1844. B. König."

Daß ich den, mir gleichsam zum Findlingssohn gewordenen Pastor Bernhard König gern in Erinnerung bewahre, will ich nicht bezweifeln lassen, und ich meine, dies wird sich schon rechtfertigen durch die wenigen Bruchstücke, die ich aus seinen Schriften nun anfüge:

„Kanarienvögel sollen dann am besten singen, wenn sie ihren frischen Trunk und gehöriges Futter haben. Auch von den Pferden sagt man, daß sie besser ziehen und schwerere Lasten tragen können, wenn man ihnen statt Häcksel Hafer gebe. So ist's bei den Thieren! Was die Menschen betrifft, so scheint man in manchen Fällen eine andere Meinung zu hegen, zum Beispiel hinsichtlich der Volksschullehrer. Von ihnen scheint man anzunehmen: je knapper das Brod, desto größer der Eifer; doch dürfte die Zeit herbeigekommen seyn, wo diese letztere Ansicht sich nicht ferner halten läßt, wenigstens ist eine gewaltige Bewegung in der Lehrerwelt ganz unverkennbar. Sie wollen nicht mehr Eselsarbeit und Zeisigfutter, und fordern von Tage zu Tage mit stärkerem Nachdruck, wenigstens mit Gensd'armen und Grenzaufsehern gleichgestellt zu werden. Hierin thun die Lehrer augenscheinlich Unrecht, denn haben sie nicht seit dem Pariser Frieden, also seit vollen achtundzwanzig Jahren, wiederholt die Zusicherung

empfangen, daß ihre traurige Lage in Erwägung gezogen werden solle? Was wollen sie mehr? Sie wollen Geld! Wer hat denn Geld für die Volksschullehrer? Erst in diesen Tagen bekannte ein Lehrer: „Ich habe jährlich Fünfundzwanzig Thaler Alles in Allem.“ Er leinewebert dabei und verrichtet Feldarbeit. Jemand, der den armen Lehrern gern geholfen hätte, fragte Diesen: „Aber haben Sie denn keinen Superintendenten, keinen Prediger, die für Sie einkommen? Haben Sie noch nicht selbst Ihre traurige Lage vorgestellt und gebeten?“ — „Allerdings, aber es hat halt nichts geholfen!“ — Wir aber sollten meinen, daß, wenn ein würdiger Schulrath im hohen Collegio spräche: „Ich habe auf jener Domaine einen Lehrer gefunden, der nicht so viel hat wie ein Nachtwächter; diesem Manne muß geholfen werden, und trage ich darauf an, daß ihm jährlich aus unserer Kasse eine Mandel Thaler zufließe“, so müsse das doch mindestens eben so viel helfen, als wenn der Departementsrath Geld fordert, um auf jener Domaine einen Schafstall zu bauen. Gelten denn die Schafe auf den Domainen mehr als die Kinder, der Hirt mehr als der Lehrer? Wie kann man vom blühenden Zustande des Landes reden, wenn immer und ewig kein Geld da ist, dem gedrückten Lehrerstande aufzuhelfen? Der Glanz des Staats darf uns nicht täuschen, so lange die dringendste Nothdurft unbefriedigt bleibt. Ein armer Lehrer kann aber nie seine Pflicht vollständig erfüllen,

wenn Nahrungssorgen die Freudigkeit seines Geistes darnieder drücken". —

„Die Volks-Literatur hat in Masse einen bedeutenden Aufschwung genommen, deren Beschaffenheit entspricht aber unter funfzig Fällen höchstens einmal dem hohen sittlichen Begriffe der Volksschrift. Die Volksschrift will und soll zunächst Langeweile tödten und schlechte Beschäftigung verdrängen; sie will unterhalten, belehren, bessern, erbauen; die meisten Volksbücher haben aber gar nicht diese Absicht, oder sie wählen die verkehrtesten Mittel dazu. Christliche Volksbücher verlangen Einige, nämlich Solche, die vom geistlichen Staate reden und überhaupt Alles recht christlich begehren, weil zufällig das Wort christlich eben Mode ist. Das Wort christlich ist aber nicht gehoben worden durch die Bemühung der Phantasten, die Worte von Dem festzuhalten, was geistig sich längst überlebte. Das Echtchristliche ist allenthalben das Rechte, Wahre, Pflichtgemäße; wo Das vorwaltet und verwaltet, weht christlicher Geist. Viel christliche Frömmelei ist von Thronen, Kathedern, Kanzeln, Conventikeln und Büchern bisher begünstigt worden, etwas Gescheidtes aber nicht herausgekommen. Es hat Schwierigkeiten für's Volk zu schreiben; man muß das Volk lieben und kennen, was unter den Schaaren von Maschinentheilen, die über das Volk walten, nicht Zehn thun, es auch nicht vermögen. — Alles muß seine Farbe haben! Unsre Gegner tragen die Farbe faustdick hinter den Ohren

und auf der Stirn, und wir sollten farblos bleiben? Wer heute noch nicht merkt, wo Alles hinauslaufen soll, der wird's wohl nie erfahren! Mischlinge sollen wir werden, Leute, die den sogenannten heiligen Vater mit gleicher Liebe umfassen, wie Luther, Calvin, Zwingli. Wir haben aber schon eine Farbe, die man uns aufgestrichen hat, als wir auf die Welt kamen, und ich schlage vor, daß wir sie behalten. Wir haben eine Fahne, zerfetzt und zerschossen im Kugelregen, und ich schlage vor, daß wir sie nimmer gegen eine neue vertauschen, und wenn diese von den Nonnen des Pater Henricus selbst verfertigt wäre. Also Gesinnung, bestimmte Gesinnung zur muthigen Bethätigung, ohne das jetzt modische, feige Rücksichtnehmen, wodurch sich die meisten Männer von Einfluß zu weibischen Knechten herabwürdigen!"

Im Jahr 1844 hatte Bernhard König viel auszustehen durch mannichfache Anfechtungen, veranlaßt von der sogenannten „Evangelischen Kirchenzeitung" und ihrem mächtig einflußreichen Anhang. In seiner Schrift: „Der rechte Standpunkt" ist er kräftiger Gegner seiner Widersacher, und sagt unter Anderem:

„Es giebt gegenwärtig in Deutschland, in vielen Ländern zerstreut, aber in Preußens Hauptstadt besonders gedeihend, eine kirchliche Partei, deren Anhänger ihren Glauben für den alleinseligmachenden ausgeben, Andersdenkende verächtlich machen und verfolgen, und weil sie auf ihre vermeintliche Fröm-

migkeit, die sie auch äußerlich zur Schau tragen, pochen, vom Volke kurzweg die Frommen (Frömmler) genannt werden. Sie geben sich für die wahre Kirche aus; fragt man sie aber, was sie unter Kirche verstehen, so kommen sie, da deutliche Begriffs-Bestimmung niemals ihre Sache war, entweder in Verlegenheit, oder sie geben auf diese Frage die bekannte Antwort: die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen. Sagen wir nun: Wir gehören auch zu dieser Gemeinschaft, wir halten sie auch fest, diese Grundwahrheiten des Christenthms, so erwiedern sie uns: „Nein, euch können wir nicht als die Unsrigen anerkennen, denn ihr glaubt nicht an die heilige Dreieinigkeit, nicht an das natürliche Verderben der Menschen oder die Erbsünde, nicht an den stellvertretenden Opfertod Jesu Christi, und so weiter. Statt der einfachen evangelischen Klarheit bieten uns diese Leute ihre Lieblingssätze aus der alten Dogmatik, und verschließen Jedem, der sie verwirft, die Himmelsthür. Bei der offenbaren Verkehrtheit, dem Volke statt des erfreulichen Lichts des Evangeliums die Zankäpfel der Theologie zu bieten, kann es nicht fehlen, daß die bei Weitem größte Zahl der Christen sich gleichgültig oder verächtlich von dieser eben so hochmüthigen als herrschsüchtigen Partei wegwendet, um so mehr, als sie hin nud wieder so recht deutliche Gelegenheit hat, wahrzunehmen, daß unsre sogenannten frommen Leute sich nicht bloß auf das Himmlische, sondern auch recht gut auf das Irdische verstehen." —

„Wer zuerst die heilige Schrift als Gegensatz der Vernunft aufstellte, hat der Menschheit einen schlechten Dienst erwiesen; „der Buchstabe tödtet, nur der Geist giebt Leben", sagt die Schrift selbst. Das Geistige kann aber nur begriffen werden durch unsern Geist. Nicht mit unsern Ellenbogen erfassen wir die biblische Wahrheit, sondern mit unserer Vernunft. Den Menschen nöthigen wollen, Alles buchstäblich zu glauben, was in der Bibel steht, heißt ihn zwingen wollen, die Gesetze des Denkens mit Füßen zu treten und aufzuhören, ein vernünftiger Mensch zu seyn, und die Bibel befiehlt ja auch: „Prüfet Alles und Gutes und Bestes behaltet." — Schwerlich dürfte es sich verantworten lassen, daß eine Partei im Staate sich herausnehmen will, schonungslos über angestellte Geistliche herzufallen, weil diese als echte Protestanten auch von einem papiernen Papste nichts wissen wollen, und die heilige Schrift als eine Gabe Gottes ehren, welche sich nur durch wahrhaft vernünftigen Gebrauch als wahrhaft göttlich erweist." —

Weiteres will ich über den Verewigten und seine Schriftgaben hier nicht ausbreiten, meinerseits aber auch seinen, von Finsterlingen arg befehdeten Sinnspruch in Schutz nehmen: „Das Heil kommt von Unten, und freimüthige Aufdeckung der Mängel führt dieses Heil am sichersten herbei." — Entwickelung des Volks, des höheren Lebens, des Landeswohls, der wahren Volkskraft und echten Vaterlandsliebe muß von den Familien-Zuständen aus-

und hinaufgehen, in festgestellten Grundlagen anfangen, sonst steht es durchweg übel mit dem Blühen und Fruchten der Bildung. —

Der Erfolg des freundlich genäherten Bekanntwerdens mit Bernhard König durch briefliche Einleitung hat sich mir auch durch Briefe von Mädchen bewährt, zugleich mit der Erfahrung, daß zuweilen mir völlig Unbekannte mit Vertrauen mir entgegenkamen. Zu solchen Erscheinungen zähle ich die mir persönlich unbekannt gebliebene Agnes Franz, ein Mädchen, dem ich gern ein Andenken erwecke; es ist zugleich ein Andenken an jenen schwärmerischen Gefühlsdrang, der noch im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts leicht entzündlich war.

Im Frühling des Jahres 1815 erhielt ich handschriftlich Lieder-Dichtungen, und voran hatte ich zu lesen:

„An Herrn Professor Gubitz.

Du kennst mich nicht, wohl aber kenn' ich Dich!
Dein Name scholl auch in mein stilles Leben;
Oft freute ich des fernen Sängers mich,
In holden Liedern, die Du uns gegeben.

Du bist mir nicht mehr fremd! — drum nah' ich mich
Wie einem Freund, in kindlichem Vertrauen;
Die kleinen Lieder hier — sie bitten Dich
Mit einem Blick sie freundlich anzuschauen.

Die Stille schuf sie und ein frommer Sinn; —
Ob wohl in ihnen echte Funken glimmen,
Darf nicht die ungelehrte Dichterin,
Sollst Du — ich bitte Dich darum! — bestimmen.

Ich fürchte mich vor Deinem Urtheil nicht,
Wahr wirst Du seyn — und reine Wahrheit höret
Wohl Jeder gern, ist nur sein Busen nicht
Von Eitelkeit und stolzem Wahn bethöret.

Doch sey nicht streng, wenn gegen Regelzwang
Ich unbekannt und unbewußt gesündigt;
Nur die Natur erzog mich zum Gesang,
Ich sprach ihr nach, was sie mir leis verkündigt.

Hier leg' ich, was ich hab', in Deine Hand,
Du sollst allein die kleinen Lieder richten;
Was Deine Muse nicht für wahr erkannt,
Mag Deine Hand auf immerdar vernichten!

Agnes Franz."

Was ich erwiederte, habe ich nicht in Abschrift; daß ich aber mich bemühte, der Zutraulichen und Geistbegabten nach dem Maße meiner Kräfte zu helfen, geht hervor aus ihrer Antwort:

„War der Glaube an Sie auch noch unerschüttert, so fing ich doch schon an, an mir und meinem poetischen Talent zu zweifeln, und wer weiß, hätte ich nicht die Leyer für immer niedergelegt, hätte Ihr freundliches Schreiben mich nicht noch zu rechter Zeit ermuntert. Könnte ich dafür — wie für Ihr gütiges Bemühen, bei Ihrer so zu sparenden Zeit meine Lieder selber zu durchsehen — meinen Dank so innig aussprechen, wie ich ihn fühle, würden Sie gewiß daraus ersehen, daß Sie sich für keine Unerkenntliche bemühten. Oft habe ich mich recht dreist und unbescheiden gescholten, wenn ich an meine gewagte Bitte dachte, jetzt aber will ich es nicht mehr thun, da

Sie mein Zutrauen so freundlich aufgenommen haben. Mit Aufmerksamkeit hab' ich Alles aufgefaßt, was Sie mir in Ihrem Briefe sagten. Die beiden kleinen Lieder, deren Sie mit Beifall gedenken, sind von mir, da sie mir die wenigste Mühe machten, nur flüchtig meinen Lieblings-Melodien angepaßt wurden, nie vorzüglich beachtet worden; — doch ist es wohl nicht das Erstemal, daß just, was Erzeugniß einer augenblicklichen Rührung war, das Gelungenste wurde, so wie, was mir Mühe kostete, gewöhnlich ein gezwungenes Ansehen erhielt, folglich nichts taugte. Hierzu zähl' ich alle Arten von Kriegsliedern, daher ich sie gänzlich verwiesen habe.

Sie machen mich auf ein zu öfteres Verweilen bei dunklen, schwermüthigen Bildern aufmerksam! — und ich muß Ihnen wohl Recht geben. Ich entschuldige mich nur dadurch, daß ich zur Zeit, als ich jene Bilder schrieb, noch keine Ahnung hatte, daß sie je öffentlich erscheinen würden; ich dichtete bloß für mich, und so wie ich jede frohe Regung gern Jedem mittheile, indem ich gern heiter erscheine und gern heitre Gesichter um mich sehe, so geheim hielt ich jedes schmerzliche Gefühl, erlaubte mir nur, es durch die Feder auszusprechen: ich kleidete es in fremde Rahmen und Formen, in denen es nicht von Andern, nur von mir erkannt werden konnte. Diese Gedichte habe ich jetzt zurückgenommen, da mir selber gar nichts daran gelegen ist, in einer so melancholischen Gestalt aufzutreten.

Und nun meine Antwort auf Ihre Fragen! —

Der laute Wunsch meiner Freunde bestimmte mich schon früher, meine kleine Sammlung in Druck zu geben; nur schwankte ich noch, meinen eigenen Ansichten nicht trauend, unentschlossen, welchem Urtheil ich sie unterwerfen sollte. Könnte mich etwas sicher stellen, so wäre es das Ihre; Sie bieten mir die Hand zu diesem Unternehmen, darf mir dies Bürge seyn, daß ich nicht zu viel wage, mich dem allgemeinen Urtheil Preis zu geben? — Große Freude, ich will es immer gestehen, würde mir das Gelingen dieses Vorhabens machen! — der guten Mutter, die ich so liebe, könnte ich wohl kein willkommeneres Angebinde zum Weihnachtsabend machen, als das kleine Werk. Mein Entschluß ist gefaßt; Sie rathen es mir, versprechen mir Ihre Hülfe, was hätte ich noch zu fürchten? Manches hab' ich geändert, mir Mühe gegeben, zu ändern, was Sie mir durch einzelne Beispiele als mangelhaft anführten.

Ich schließe mit dem festen Vertrauen auf Ihre Nachsicht einen Brief, der nur zu laut bezeugen wird, wie bald ich von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen wußte. Sollten Sie noch etwas zu erinnern haben, so bitte ich Sie, es mir durch einige Worte anzuzeigen. Glauben Sie ja nicht, eine unumwundene Meinung könne mich verletzen! Ich werde in jedem zurechtweisenden Worte nur den gütigen lehrenden Freund erblicken, den ich wie jetzt stets dankbar verehren werde.

Schweidnitz, den 11. Juli 1815.

Agnes Franz."

In mehrfacher Bereitwilligkeit half ich dazu, die kindlich Gemüthvolle annehmlich in die Schriftwelt zu geleiten, und freue mich, daß sie bei den Lesern Theilnehmende gewann, wie dies jetzt auch bezeugt ist im „Conversations-Lexicon“, wo neben weiterem Lebensgeschichtlichen und dem Verzeichniß der Schriften von Agnes Franz über sie bemerkt ist:

„Ihr schon früh reges poetisches Talent, das sich vorzugsweise in zarten und sehnsüchtigen Liedern meist religiöser Färbung, aber auch in dramatischen Scenen aussprach, fand in engern Kreisen großen Beifall, so daß sie sich zum öffentlichen Auftreten entschloß.“

Dies — wozu ich nähere Erklärung gab — las ich in neuester Zeit, und erfuhr nun erst, daß Agnes Franz, geboren am 8. März 1794, in jener Zeit, als sie sich zu mir wandte, ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte. — Gestorben ist sie am 13. Mai 1843, und ihr letzter Brief an mich — aus Breslau vom 7. Dezember 1842 — betrifft ihr dreiaktiges Schauspiel: „Die Verlobte.“ Agnes Franz war schon krank, als ich mit ihr brieflich sprach über die von ihr gewünschte Einordnung jenes Werks in das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“. Ich beantragte kürzende Aenderungen, als jedoch ihr Tod dazwischen kam, ließ ich den Abdruck geschehen genau nach ihrer Handschrift. — Später wurde mir noch ihr Liederspiel: „Das gestörte Winzerfest“ mitgetheilt; es ist dem „Jahrbuch für 1862“ beigeordnet, und wer diese Bühnenspiele liest, wird bezeugen

können, daß die Verfasserin einer edlen Schwärmerei treu geblieben ist. —

Zweite Mädchen-Erscheinung bei der jetzigen Zurückschau ist die mir schon in meinem vierundzwanzigsten Lebensjahre Vertrauen erweisende Schauspielerin und mich dann als Dichterin überraschende Louise Beck, der sogar ein „Allgemeines Theater-Lexicon" keine Zeile gönnte. Sie war die Tochter des berühmten Schauspielers Heinrich Beck, dem auch als Lustspiel-Dichter Anerkennung gebührt, der aber frühzeitig starb. Iffland, dessen Pathin sie war, nahm sich der Tochter an, und ich wurde in Berlin mit ihr, die reicher an Geist als an Schönheit zu bezeichnen ist, freundschaftlich bekannt. Nach Iffland's Tode (1814) veränderte sich ihre Stellung in Berlin ungünstig, wonach sie Mitglied des Theaters in ihrer Geburtsstadt Mannheim wurde. Dort schien ich aus ihrem Gedächtniß entwichen, bis ich folgendes Schreiben empfing:

„Mannheim, den 12ten Dezember 1825.

Nach langer, langer Zeit wende ich mich wieder einmal an Sie, mein gütiger, theurer Freund, und zwar mit dem alten herzlichen Vertrauen, was Sie ja immer so schön gerechtfertigt haben. Es sind Jahre hingegangen, die ich sehr traurig verlebte, indem meine Mutter beständig krank ist und schon einige Male dem Tode nahe war; — in dieser letzten Zeit habe ich nun auch einen Schritt gewagt, den ich mich jahrelang zu thun weigerte, und Gott Lob! er ist vor der Hand wenigstens glücklich ausge-

fallen. — Passen Sie auf, mein gütiger Freund — jetzt kommt's! — Von Jugend auf habe ich mich mit der dramatischen Dichtkunst beschäftigt, allein wohl fühlend, wie schwierig sie sey und wie viel dazu gehört, hierin irgend etwas zu leisten, wagte ich es nie, mit einem meiner Werke an's Licht zu treten, bis ich endlich dem Zureden Anderer und dem Willen meiner Mutter nachgab. — Am 5ten Juli dieses Jahres wurde hier zum erstenmal mein romantisches Schauspiel: „Das Opfer", am 27ten September mein kleines romantisches Idyll: „Morgen gewiß!" aufgeführt, welches am 11ten October auf Begehren schon wiederholt werden mußte, und die Aufnahme beider Stücke übertraf meine kühnsten Erwartungen.

Wie glücklich dieser Erfolg mich machte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu beschreiben; auch ist das wohl recht gut, aber — Mannheim ist nicht die Welt. Auch auswärts wünsche ich bekannt zu werden, aber wie? Einer angehenden Schriftstellerin schenken die Direktionen nicht leicht ihr Vertrauen, wie soll man es aber machen, wenn man bekannt werden will, für unsägliche Mühe und Arbeit doch auch einen kleinen Lohn hofft? — Sehen Sie, mein guter, lieber Freund, da hätte ich Ihnen mein Anliegen offenbart; geben Sie mir Ihren Rath, reichen Sie mir freundlich Ihre Hand und sagen Sie mir, was ich zu thun habe. Ich stehe allein in der Welt, fühle grade jetzt am tiefsten, wie sehr ich allein! —

Soll ich etwas drucken lassen, um bekannt zu

werden? Darf ich Ihnen einiges senden? Werden mich die Recensenten nicht gleich todt machen — wird sich, im Fall Sie mir zum Druck rathen, ein Verleger finden? Das Alles habe ich noch nicht versucht — denn ich wünsche zuvor Freundes-Rath und Freundes-Schutz, wenn ich in die Welt trete.

Lieber, gütiger Freund, nehmen Sie sich meiner an! sagen Sie mir, was und wie ich es thun muß! ich habe mehrere außer den genannten Werken fertig — die Leute sagen hier: sie müssen Beifall finden, aber ich traue der Vorliebe nicht. Wollen Sie richten, darf ich Ihnen etwas senden? Ich hatte nicht den Muth, Sie gradezu mit etwas zu belästigen, aber Ihre Antwort wird mir sagen, was ich zu thun habe.

Was macht Jettchen, Ihre liebe gute Frau? Sie soll ein wenig für mich bitten, wenn mein Freund bei seinen vielen Geschäften vielleicht böse wird, daß ich ihn noch belästige. — Grüßen Sie sie herzlich — meine glücklichste Zeit war in Berlin — das Andenken an diese Zeit ist mein Heiligthum!

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, lassen Sie mich bald, recht bald etwas von sich hören, und sehn Sie des innigsten, herzlichsten Dankes im voraus überzeugt, mit dem ich ewig bleiben werde Ihre Sie aufrichtig verehrende Louise Beck."

Was antwortet ein dienstwilliger Mann einem Mädchen auf solchen Brief? Weil ich muthmaßlich meinem Gedächtniß das Versprochene für alle Zeit

festhalten wollte, ist auf eine leere Seite jenes Briefes von mir flüchtigst geschrieben:

„Gruß zuvor!

— und nun zuerst Schelte! Wie können Sie, liebe Freundin, irgend glauben, daß ich nicht zu Allem bereit wäre, wenn ich Ihnen in etwas dienen kann? Ihr Wunsch findet mich bereitwillig, als wär' es mein eigener, ja williger noch, denn ich schlage zuweilen der Welt ein Schnippchen, weil ich mir, und dies verschuldeten meine Erfahrungen, wenig aus ihr mache und sie noch weniger brauche, welchen Zustand mir der Himmel bewahren möge! Nun glaube ich wohl, zu Ihrem Vorhaben Ihr Rath und im vorkommenden Falle auch Ihr Ritter werden zu können, will aber für Letztes meiner Eitelkeit nicht die Uebermacht lassen, vielmehr es verhüten, daß ich Proben literarischer Tapferkeit nöthig habe.

Fürerst schicken Sie mir nun Ihre Dichtungen, aber gütigst unfrankirt: die Sachen gehen sicherer, hat die Post ihren Lohn noch zu fordern. Sobald ich dann gelesen, schreibe ich Ihnen wieder. Wenn ich meine, daß die Bühnen-Direktionen mit Vortheil in Anspruch genommen werden können, darf ich vorläufig den Druck für das lesende Publikum nicht zulassen, will Ihnen aber Alles von hier aus besorgen, so daß Sie von den Unterhandlungen nicht eher etwas erfahren, bis ich Ihnen den Erfolg mittheile.

Meine Frau läßt herzlich grüßen; sie hätte beinah ein wenig geschmollt, daß die Bitte, die Sie ihr auftrugen, nicht nöthig war; da es aber über-

haupt mit dem Schmollen bei uns nicht gehen will, so wurde auch diesmal nichts daraus. — Und nun, recht vergnügliche Tage für Sie und Gesundheit für Ihre Frau Mutter! Entschuldigung für mich, daß meine Feder flüchtig dahin eilt; in der Weihnachts- und Endzeit des Jahres muß ich sogar um allerlei Wirthschaftlichkeiten mich bekümmern, was zwar nur widerwillig, mithin pfuscherhaft geschieht, aber doch geschehen muß.

Mit immer jugendlicher Freundschaft Ihr

F. W. Gubitz.

Berlin, 18ten Dezember 1825."

Sie sandte mir nun vier ihrer schriftstellerischen Versuche für die Bühne; davon sind zwei, „Morgen gewiß! Romantisches Idyll in einem Akt", und „Opfertreue. Drama in drei Akten", zu finden im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", jenes bezeichnet mit dem Namen Ludwig Becker, dieses mit L. Beck. Noch eines: „Das Schloß in den Pyrenäen. Schauspiel in vier Akten", ist gedruckt in „Neues deutsches Original-Theater" (herausgegeben von S. W. Schießler), wieder mit dem Verhüllungs-Namen L. Becker.

Vor Verbreitung in der Lesewelt sandte ich diese Schauspiele abschriftlich an Bühnen-Vorsteher, und eines erreichte hier, ein anderes dort wirklich die Darstellung, auch mit etwas klingendem Erfolg. Auszüglich sey jetzt nur mitgetheilt, was mir Louise Beck hinsichtlich meiner eingeschobenen Antwort brieflich („Mannheim, 29. Dezember 1825") geäußert hat:

„Ihr Brief, mein lieber gütiger Freund, hat mir die herzlichste Freude gemacht! ja, so denken und handeln Freunde. — Entsetzen Sie sich nicht über das große Paquet, was ich Ihnen sende; es überfalle Sie kein Schauer bei dem Gedanken, das Alles lesen zu sollen, und verwünschen Sie meine Schreibseligkeit nicht. Nun zum Geschäft! —

„Das Schloß in den Pyrenäen" und „Der Pfeil" sind hier noch nicht gegeben, theils weil ich vom hiesigen Theater ab bin — aber wieder in Unterhandlungen stehe — theils weil ich keinen Beruf fühle, die Kasse zu füllen, ohne, wie „Staberle" sagt, etwas dafür zu haben. Ueberlegen Sie, was mit diesen Stücken zu machen sey, Alles überlasse ich Ihrer Einsicht, Ihrer Güte, präparire mich bloß, immer nur zu sagen: Danke schön!

Sie finden auch die kleine Idylle: „Morgen gewiß!" Es ist nicht Eitelkeit, wenn ich Ihnen wiederhole, daß dies Werkchen sich hier den höchsten Beifall erwarb: ich sende es Ihnen zur Beurtheilung; bitte, es in einer müßigen Abendstunde meinem Jettchen vorzulesen, und hoffe, sie soll ihm auch ihren Beifall schenken. — Ich habe Alles selber abschreiben müssen — da werden Sie viele orthographische Fehler finden, die zu verbessern wären — nichts für ungut, lieber Freund — ich bin ein Frauenzimmer. — — *)

Professorchen, nehmen Sie es nicht übel, wenn

*) Die feste Handschrift ist fast völlig fehlerfrei.

ich herzlich lachen muß bei dem Gedanken, daß Sie, Sie sich um Wirthschaftlichkeiten bekümmern?!! — Was müssen denn das für welche seyn — da bin ich wie der „Seneschall“ — „Par exemple, das möchten wir einmal sehen, das möchten wir einmal erleben!“ — ? —.

Jettchen hat auf mich nie lange bös seyn können — o, ich weiß auch, wer mir noch gut war — Ihre Schwiegermutter — Frau Schröck. — Professorchen, wenn Sie artig sind, so bitten Sie sie in meinem Namen, sich meiner gütig zu erinnern — geben sie acht, sie lächelt freundlich und sagt: „Ach, die Beck!“ — —

Ich denke an Ihre kostbare Zeit! — viel Glück, Freude und Gesundheit zum neuen Jahr für Sie, mein Jettchen und alle die Ihrigen. — Mir haben Sie durch Ihren Brief wieder Freude, Hoffnung und Muth gegeben — ich bin ja nun versorgt und beschützt. Der Himmel mache es mir möglich, Ihnen auch einmal thätig beweisen zu können, wie sehr ich mit der dankbarsten herzlichsten Freundschaft bin

Ihre

Louise Beck.

Und wenn Sie mich über die Nachschrift auslachen, so sage ich Ihnen doch, daß Ihr Brief meiner armen Mutter sehr frohe Stunden macht, und daß sie sich dankbar und dringend empfehlen läßt.“

Mit dem Lesen und Herbeischaffen der Abschriften, mit dem Versenden und Unterhandeln in Betreff der Bühnen-Beherrscher eilte ich möglichst, doch zeigten

sich Erfolge erst nach etwa acht Monaten, dann hatte ich die Genugthuung, Baarschaft nach Mannheim schicken zu können. Unterdeß verschlimmerten sich aber die Verhältnisse in Mannheim; am 22ten Mai 1826 schrieb Louise Beck:

„Ich lebe ein sehr trübes schmerzliches Leben! — meine arme Mutter leidet immer mehr; seit dem Dezember habe ich die hiesige Bühne verlassen, ohne ein anderes Engagement eingehen zu dürfen, da der Arzt mir sagte: „Ihre Mutter bedarf ihrer Pflege; sobald sie einen Kontrakt mit einem andern Theater unterzeichnen, unterschreiben sie zugleich das Todesurtheil ihrre Mutter." — Da frage ich nun: konnte — durfte ich fort? Ich weiß, was ich opfere! ich weiß, daß meine künftige Existenz auf dem Spiele steht! — ich weiß, daß ich außer Uebung komme — aber darf das Alles mich abhalten, meine Pflicht zu thun? — O wollte Gott, ich brauchte nie wieder ein Theater zu betreten! wollte Gott, ich könnte mir als Schriftstellerin erwerben, was ich bedarf! Niemand wäre dann glücklicher als ich! — so aber ist es hart, von einem langen Krankenlager der Mutter, Gott weiß wann und wo, wieder auf die verhaßten Bretter treten zu müssen. — Verzeihung — aber nicht wahr, diese Klagen und Wünsche gehörten doch wohl vor das Auge des Freundes? —"

Der mir vorliegende letzte Brief aus „Mannheim den 24ten November 1826" bespricht Geldsendung hinsichtlich verschiedener „Honorare", und schließt:

„Leben Sie wohl — grüßen Sie mein Jettchen von mir und meiner armen kranken Mutter; Gott gebe euch, ihr Guten, bessere Tage als Eurer

Louise Beck.“

Seltsam! — ich habe dann nie wieder ein Lebenszeichen von der mir werthen Freundin empfangen; ich meine, ihre Mutter ist bald nach jenem November gestorben, und erfahren habe ich nur durch Gerüchte, Louise Beck sey in Oesterreich gesehen worden, sey dann verschollen, also muthmaßlich dem Erdenleben dort bald entwichen. — Etwas ausführlich behandelte ich die Begegnisse mit Louise Beck, weil sie nach meiner Ansicht als Schauspielerin im sogenannten Fach der Heldinnen, und auch als Schriftstellerin es nicht werwirkt hat, in den zusammengetragenen lebensgeschichtlichen Handbüchern völlig unerwähnt zu seyn. —

Bei Aufzeichnungen meiner Erlebnisse hat mir das Gedächtniß zuweilen schon Pius Alexander Wolff genaht; jetzt sey er mir näher gekommen, um mit einem Hinblick auf ihn diesen Band zu schließen.

Von Denen, die im neunzehnten Jahrhundert als Schauspieler auch dichterischen Beruf erwiesen haben, ist er unzweifelhaft mit voran zu nennen; nächstdem war er im Umgange liebenswürdig bethulich. Als er von Weimar nach Berlin kam (1816) ward ich mit ihm und seiner zehn Jahre älteren, deshalb leicht eifersüchtigen, aber auch geistreichen, als Schauspielerin höchst ausgezeichneten Frau rasch nah und näher bekannt. Leider war er vom Jahr 1824 ab

durch eine Halskrankheit zunehmend gehindert in seinem Beruf, und zuletzt verlor er die laute Sprache fast ganz. — Dies ward Veranlassung zu Raupach's Lustspiel: „Das Ritterwort", mit dem alten, mehrmals verschieden benutzten Stoff: daß ein Ritter seiner Herzerwählten für eine leichte Gunst sein Ehrenwort verpfändet, dafür Alles zu thun, was sie begehren würde, sie ihm auferlegt, drei Jahre hindurch stumm zu seyn, was er, sein Ehrenwort einzulösen, vollbringt, dann aber von der grausig Uebermüthigen scheidet. — Dies Bühnenspiel sollte Wolff's Antrieb, noch in seinem Beruf thätig zu seyn, befriedigen; er starb aber am 28. August 1828 und ein andrer stummer Ritter trat für ihn ein im November desselben Jahres. — Für Wolff's Heilung von seinem Halsübel waren besonders in den letzten drei Jahren alle Hülfsmittel besorgt und versucht worden, auch eine Reise nach Italien und nach der Provence. — Was er mir darüber schrieb, sey, da es etwas von umfänglicher Theilnahme beanspruchen darf, hier mitgetheilt:

„Meinen herzlichen Dank, verehrter lieber Freund, für Ihre freundlichen Zeilen vom 12ten d. Monats. Wie freue ich mich darauf, Ihnen von meiner Reise erzählen zu können, und Alles mündlich zu berichtigen, was Ihnen in Hübner's „Staats- und Zeitungs-Lexicon" zweifelhaft vorkommt; aber diese Freude ist noch sehr in die Ferne gerückt, denn so bald sehen wir uns nicht wieder. Die Verordnung meines Arztes ist Entfernung von Berlin und der

Bühne, und erst nach dem nochmaligen Gebrauch des Emser Brunnens, den ich aber, so bald es nur angeht, im Frühling besuchen will, darf ich aus meiner Verbannung wiederkehren. Die vier Monate in Italien und Frankreich haben, wie Sie wohl von unsern beiderseitigen Freunden werden gehört haben, nicht die wohlthätige Wirkung für mich gehabt, welche ich erwartete. Auf deutschem Boden geht es mir etwas besser. Ist es die Folge der Reise, ist es die reine stärkende Luft, die ich hier einathme, ich fühle mich viel wohler als unter dem südlichen Himmel. Man thut jenen Himmelsstrichen in der Ferne viel zu viel Ehre an, man glaubt Wunder, wie weit man in den Mittag hineingereist sey, wenn man sich in Nizza oder der Provence befindet, und das Ganze ist am Ende doch nur lauwarmes Wasser. In gewissen Jahren lobt man sich das Entschiedene, was so zwischen drinn liegt ist matt; so ging es mir mit jener Luft: sie hat mich noch mehr abgespannt, ich wäre elend geworden, wenn ich mich nicht rasch entschlossen hätte, in unsern deutschen charakteristischen Winter zurückzukehren. — In Berlin drängen sich theatralische Begebenheiten, von denen die Briefe, die ich in letzter Zeit erhalten, angefüllt sind; ich ärgere mich manchmal über mich selbst, daß sie mir nicht mehr Theilnahme abgewinnen, und ich bewundere Bethmann*), daß er sich auf's Neue an die

---

*) Bethmann übernahm damals die Leitung des Magdeburger Theaters.

Spitze eines Geschäfts stellt, welches mir wie ein saurer Apfel vorkommt: er wird sich die Zähne auch stumpf beißen. —

Von der hiesigen Bühne kann ich Ihnen nichts melden, denn ich gehe des Abends selten aus, und vermeide den Zug in dem Karlsruher Theater; aber der Sänger Haizinger, der mir manchmal im Zimmer vorsingt, und ein ganz ausgezeichneter Gesangskünstler ist, hat mir schon viele genußreiche Stunden verschafft. Er wird wahrscheinlich im April nach Berlin kommen, und ich empfehle Ihnen diesen Sänger auf's Angelegentlichste; versäumen Sie es nicht, ihn zu hören: es ist etwas Außerordentliches. Schade, daß er als Darsteller noch nicht mehr Fortschritte gemacht hat; indessen hält man ihm gern etwas zu gut, wenn man seine rührende Stimme, seinen seelenvollen Vortrag, seine vortreffliche Methode vernimmt.

Meine Beschäftigung (die geistige nämlich) besteht im Lesen; wenn man so viele Jahre hintereinander einseitig thätig gewesen ist, sieht man bei eintretender Muße mit Schrecken, wie viel man Rechts und Links hat liegen lassen.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen tausendmal, und wir Beide bitten Sie, Ihrer Frau Gemahlin die schönsten Grüße darzubringen. Behalten Sie mich in gutem Andenken und fortdauernder Freundschaft, und genehmigen Sie die Versicherungen meiner wahren Hochachtung und Anhänglichkeit.

Karlsruhe, d. 31. Januar 1826. P. A. Wolff."

Eine seiner letzten Rollen war der „Lumpensammler" in jener französischen Wirkungs-Blenderei, die im Februar 1827 auf die Bühne der „Königlichen Schauspiele" kam, nachdem sie etliche Monate vorher im Königstädtischen Theater ausgepocht worden war. Nun erwarb der „Lumpensammler" den reichlichsten Beifall durch die Darstellung Wolff's, und ich gedenke gern seiner Freude, als ich ihm an jenem Abend auf einem Papierstreifen die mit Bleistift geschriebenen Zeilen gab:

„Für Freund P. A. Wolff.

Als Lumpensammler thust Du an der Kunst ein Wunder,
Du machst ein Festkleid ihr aus dem Pariser Plunder."

Im Jahr 1828 besuchte Wolff noch den Badeort Ems, auf der Rückreise sein geliebtes Weimar, und von dort schrieb man mir: „Seine Vorhersagung erfüllend, starb er am 28. August, an demselben Tage, an welchem Goethe, sein großer Meister, einst das Licht der Welt erblickte." — Mir ist dieses Zusammentreffen eine natürliche Folge! — glaubte Wolff an seine Voraussage, dann hat unzweifelhaft auch dieser Glaube seinen einwirkenden Antheil hinsichtlich der Erfüllung. — Geendet sey hier mein Hinblick auf Pius Alexander Wolff mit dem Gedicht, das ihm die Berliner Studenten der philosophischen Fakultät im Jahr 1820 weihten bei Ueberreichung eines mit Lorbeer umkränzten Ehrenbechers; es sey meinerseits zugleich Nachweihe in Erinnerung an den mir Befreundeten:

„Wenn in der Dichtung hohem Zauberkreise
Der Sänger nie Geschautes uns enthüllt,
Wenn seines Liedes ewig frische Weise
Mit nie gefühlten Wonnen uns erfüllt:
Dann eilt der Dank, die Herzen zu erschließen,
Den trauten Sänger freundlich zu begrüßen.

Doch wenn des Mimen Kunst dem todten Worte,
Dem unbewegten, neues Leben schenkt,
Dann erst eröffnet sich die heit're Pforte,
Die glanzumstrahlt das Heiligthum umfängt,
Und was der Sänger will auf seinen Schwingen,
Des Mimen mächt'ger Kunst kann's mehr gelingen.

Drum Heil dem Manne, der in heit'rem Glanze,
Wie Du, das schöne hehre Ziel errang,
Der sieggekrönet mit dem Doppelkranze
Des Mimen Kunst vereinet mit Gesang!
Ihm ist des Lebens Frühling aufgegangen,
Ihm huldigt, wen sein Zauber mild umfangen.

So nimm mit Liebe nun, Du hoher Meister,
Den Ehrenkranz, in Liebe Dir gesandt;
Ist's nicht die Huldigung verwandter Geister,
Macht unser Streben doch uns Dir verwandt:
Die Huld der Musen soll ja Den beglücken,
Der ihren Priester würdig strebt zu schmücken!"

Anzeigen
der
Vereins=Buchhandlung
in
Berlin.

Gubitz' „Volks=Kalender für 1869“,

einer der bedeutsamsten Jahrgänge, hat folgenden Inhalt:

Das Jahr spricht. — Die heilige Drei in 1869. — Zum Bedenken. — Der Politikus. — Aehnliches. — Unterschied. — Frage und Antwort. — Zweifelhafte Möglichkeit. — Fehlt Dir das Geld? — Zeitsinns=Forschrittler. — Wahrscheinlich! — Glaubens=Maaß. — Ruhm= und Eitelsucht. — Blumen=Sinnbildliches. — Echte Liebe. — „Ohne Dornen keine Rose.“ — Güte und Muth. — Musik und Posse. — Stetes Ziel. — Ungleiches. — Eigentlicher Sinn. — Mann und Weib. — Gegensatz. — Staatskluge. — An= und Aussicht. — Wie man's deutet. — Leit=Leid. — Der und das Böse. — Sorgt daheim. — Kurze und vollständige Weisheitslehre. — Erkenntniß. — Gottesgericht. — Nur Vorwärts. — Kein leeres Blatt. — Einzuprägen. — Vier F. — Schlichter Vater nnd schlichter Lehrer. — Was die Welt regiert. — Für den Lebensmarkt. (Sämmtlich aus dem Erfahrungs=Buch von **F. W. Gubitz.**) — Mannes=Gelöbniß. — Im Gedränge. — Wehgefühl. — Sündenglück. — Nicht zu trennen. (**F. W. Gubitz.**) — Vor vierzig Jahren. (**H. Rino.**) — Empfehlenswerthe Unbegreiflichkeit. — Die Grenze des Begreiflichen. (**F. W. Gubitz.**) — Die Noth ist Prüfung. (**A. v. Michalowska.**) — Speculation und Landwirthschaft. (**A. Martens.**) — Einheit Deutschlands? (**H. Rino.**) — Weckerei und Neckerei. (**F. W. Gubitz.**) — Die Tröster. (**C. Rienitz.**) — Pflichtgefühl und Schmerzgewühl. (**R. Dobin.**) — Der bürgerliche Muth. (**F. W. Gubitz.**) — Wirkung der Electrieität auf Blumen und Früchte. (**K. Fauth.**) — Uneinig und Einig. (**Joseph Reifdahl.**) — Zeitbildlich. (**F. W. Gubitz.**) — Versteigerung von Gegenständen aus dem Tages=Besitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitschwindels. (**F. W. Gubitz.**) — Vom Lesen. (**F. W. Gubitz.**) — Ungläubig und unglaublich. (**K. Tenner.**) —

Schicksalsgewebe aus der Wirklichkeit. (**A. Marby.**) — Nachlaß von **Daniel Leßmann**. — Vom Tabak. (**F. L. Körner.**) — Dem Eitelwesen naht Schmach. (**A. v. Michalowska.**) — Ueber das Jenseits. (Hauptmann und Pfarrer.) — Viel Durcheinander. (Mehrere.) — Der „Volks-Kalender" an die Leser. (**F. W. Gubitz.**)

Daß unser „Volks-Kalender" überall Empfehlung hoffen darf, dafür zeugt in neuester Auflage das in Umsicht bewährte „Conversations-Lexicon" (Leipzig F. A. Brockhaus) durch die im siebenten Bande Seite 491 befindliche Anerkennung:

Der **„Deutsche Volks-Kalender"** erwarb Gubitz den Ruf eines der besten deutschen Volksschriftstellers und wurde Veranlassung und Vorbild zu einer Menge ähnlicher Unternehmungen.

Schauspiele von F. W. Gubitz.

(Die Zahl neben den Titeln bezeichnet den Jahrgang des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", worin das Stück zu finden ist.)

Die Ehrenschuld. Drama. (6.)
Allen ist geholfen. Lustspiel. (6.)
Hans Sachs oder Dürer's Festabend. Drama. (8.)
Das Urtheil. Drama. (10.)
Schicksalskämpfe. Trauerspiel. (24.)
Die Talentprobe. Lustspiel. (26.)
Czaar Peter und der Glaser. Drama. (31.)
Die selige Frau. Lustspiel. (32.)
Die neue Schauspieler-Truppe. Fastnachts-Pösse. (32.)
Herz und Weltehre. Schauspiel. (32.)
Der Kaiser und die Müllerin. Lustspiel. (33.)
Verschiedene Wege. Lustspiel. (34.)
Der lustige Rath. Historisches Lustspiel. (35.)
Gewagt und verzagt. Lustspiel. (36.)
Keck und verwegen. Lustspiel. (36.)
Winkelränke. Lustspiel. (37.)
Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild. (37.)
Kräftige Mittel. Lustspiel. (38.)
Gustav Adolph an der Oder. Schauspiel. (38.)
Sophie Detzloff. Geschichtliches Lustspiel. (40.)
Bei Leipzig. Schauspiel. (40.)
Sappho. Melodrama. (41.)
Die Abgeordneten auf der Bühne. Vorspiel. (41.)
Der Brautkranz. Dramatische Romanze. (43.)
